FRANK HARRIS

OSCAR WILDE

Eine
Lebensbeichte

S. Fischer / Verlag / Berlin

SF

FRANK HARRIS

OSCAR WILDE

EINE LEBENSBEICHTE

1924

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

MIT DREI BILDBEIGABEN
DEUTSCHE ÜBERTRAGUNG VON TONI NOAH

Sechste bis zehnte Auflage
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1923 by S. Fischer, Verlag A.-G., Berlin

Die Kreuzigung des Schuldigen ist noch ehrfurchtgebietender als die Kreuzigung des Unschuldigen. Was wissen wir Menschen von Unschuld?

EINLEITUNG

Von allen Seiten wurde mir der Rat erteilt, dieses Buch nicht zu schreiben, und ein paar meiner englischen Freunde, die es gelesen haben, warnen mich eindringlich vor der Veröffentlichung mit den Worten:

„Man wird Ihnen den Vorwurf machen, dieses Thema zu wählen, weil die geschlechtliche Perversität Sie reizt, und die Art, wie Sie es behandeln, gibt Sie jedem Angriff preis.

„Sie kritisieren und verurteilen den englischen Gerechtigkeitsbegriff und das englische Justizsystem. Sie zweifeln sogar an der Unparteilichkeit des englischen Rechts und werfen ein unvorteilhaftes Licht auf die englischen Geschworenen und das englische Publikum. Das alles ist nicht nur allgemein unbeliebt, sondern wird die urteilslosen Kreise überzeugen, daß Sie ein anmaßender Mensch oder wenigstens ein Ausländer mit zu ausgeprägtem Eigendünkel und einer viel zu losen Zunge sind."

Es wäre mehr oder auch weniger als menschlich, wenn diese Argumente mich nicht bedenklich machten. Ich möchte nicht gern etwas tun, das mir die wenigen entfremdet, die mir noch freundschaftlich gesinnt sind. Aber für diese persönlichen Rücksichten sind die Beweggründe, von denen ich geleitet bin, zu gewichtig, und ich könnte mit dem Lateiner sagen:

„Non me tua fervida terrent
Dicta, ferox: Di me terrent, et Jupiter hostis."

Und auch das wäre nur ein Teil der Wahrheit. Die Jugend sollte meines Erachtens stets vorsichtig sein, denn sie hat viel zu verlieren. Aber ich habe jenes Lebensalter erreicht, in dem ein Mann sich vermessen kann, kühn zu sein, und es selbst wagen darf, sich so zu zeigen, wie er ist — das Beste, das er in sich trägt, zum schriftlichen Ausdruck zu bringen, unbekümmert um Schurken und Narren und um alles, was diese Welt ihm antun mag. Meine Lebensreise geht zur Neige, und der Hafen ist in Sicht. Wie ein guter

Seemann habe ich bereits die hohen Spieren abgetakelt und die widerspenstigen Segel geborgen, als Vorbereitung für die lange Zeit der Verankerung. Ich habe nur noch wenig zu fürchten.

Und die Unsterblichen sind meinem Vorhaben gnädig gesinnt. Die griechische Tragödie handelte von viel grausigeren und abstoßenderen Dingen, wie beispielsweise von Thyestes' Mahl. Und Dante scheute sich nicht, Ugolinos widernatürliche Speise zu schildern. Die urteilsfähigsten Köpfe der heutigen Zeit billigen meine Wahl. „Alles hängt vom Gegenstande ab", sagt Matthew Arnold in bezug auf die große Literatur. „Wählt eine passende Handlung — eine große und bedeutsame Handlung — lebt euch vollkommen in die Stimmung des Geschehens hinein —: wenn das getan ist, wird sich alles andere von selbst ergeben, denn der Ausdruck ist nebensächlich und kommt erst in zweiter Linie in Betracht."

Sokrates wurde bezichtigt, die Jugend zu verderben, und um dieses Vergehens willen zum Tode verurteilt. Die Anklage, die gegen ihn erhoben wurde, und seine Strafe bilden sicherlich solch eine große und bedeutsame Handlung, wie sie nach Matthew Arnolds Behauptung einzig und allein von höchstem und bleibendem literarischem Werte ist.

Die Handlung, die Oscar Wildes Aufstieg und Vernichtung in sich schließt, gehört derselben Gattung an und besitzt ein stetiges Interesse für die Menschheit. Der kritische Beurteiler wird vielleicht behaupten, daß Wilde eine geringwertigere Persönlichkeit ist als Sokrates und in vielen Beziehungen weniger bedeutsam. Aber wenn das selbst der Wahrheit entspräche, würde es am Standpunkt des Künstlers nichts ändern. Nicht Napoleons und Dantes Bildnisse sind die wichtigsten Gemälde der Welt. Die Verschiedenheiten zwischen den Menschen sind unerheblich im Vergleich zu ihrer angeborenen Gleichartigkeit. Und die Aufgabe des Künstlers besteht darin, den Sterblichen so darzustellen, daß er Unsterblichkeit gewinnt. —

Überdies veranlassen mich besondere Gründe dazu, gerade dieses Thema zum Gegenstand meiner Schilderung zu machen. Oscar Wilde ist lange Jahre mein Freund gewesen; ich konnte nicht anders, ich habe ihn bis zum bitteren Ende geschätzt: für mich war er stets eine bestrickende, seelisch anregende Persönlichkeit. Menschen, die ihm vollkommen unebenbürtig waren, haben ihn auf das furchtbarste bestraft: zugrunde gerichtet, verfemt

und gemartert, bis der Tod selbst zum Erlöser wurde. Das Urteil, das gegen ihn gesprochen wurde, zeugt gegen seine Richter. Die ganze Geschichte ist mit tragischem Pathos beschwert und birgt eine Fülle unvergeßlicher Lehren. Ich habe über zehn Jahre gewartet, denn ich hoffte, daß irgendein anderer in diesem Sinne über ihn schreiben würde und ich, dieser Verpflichtung enthoben, anderes unternehmen könnte. Aber es ist noch nichts in der Öffentlichkeit erschienen, was diesem meinem Vorhaben entspricht.

Oscar Wilde hat meines Erachtens in seinem mündlichen Ausdruck Größeres geleistet als in seinen Schriften — ein Ruhm, der am schnellsten schwindet. Wenn ich seine Geschichte nicht erzähle und sein Bild nicht darstelle, so glaube ich kaum, daß es von anderer Seite geschieht.

Die englischen Moralphilister werden mich vielleicht beschuldigen, daß ich gegen die Sittlichkeit verstoße: diese Beschuldigung wäre mehr als widersinnig. Die tiefsten Grundlagen unserer Alten Welt sind sittlich; selbst die verkohlte Asche schwebt durch den Raum und ist an unerläßliche Gesetze gebunden. Der Denker mag den Sittlichkeitsbegriff erläutern; der Reformator mag versuchen, unsere sittlichen Vorstellungen mit der Wirklichkeit besser in Einklang zu bringen. Menschliche Liebe und menschliches Mitleid mögen sich bemühen, ihre gelegentlichen Ungerechtigkeiten zu mildern und ihre unerträgliche Strenge zu sänftigen. Aber das ist die ganze Freiheit, die uns Sterblichen zuteil geworden, der Spielraum, der uns vergönnt ist.

Dieses Buch wird dem Leser die Gestalt des Künstlers zeigen, der, als ein zweiter Prometheus, gleichsam mit eisernen Bändern an die gewaltigen Granitfelsen des englischen Puritanertums gefesselt war. Seine vielseitigen Vorzüge und Gaben wurden nicht in Betracht gezogen, seine außergewöhnlichen Leistungen ihm nicht zugute gehalten; er wurde aus dem Leben gehetzt, weil seine Sünden nicht die Sünden des englischen Mittelstandes waren. Der Verbrecher war bei weitem vornehmer und besser als seine Richter.

Hier sind alle Vorbedingungen für die große Tragödie: Mitleid, Schmerz und Grauen.

Der Künstler, dem Oscar Wilde ein großes, unabweisliches Motiv für seine Kunst bietet, bedarf keines Arguments zur Rechtfertigung seiner Wahl. Und wenn das Gemälde ein bedeutendes,

lebenswahres Bildnis ist, wird der Tugendrichter zufrieden sein: die tiefen Schatten dürfen ebensowenig fehlen wie die hellen Lichter, und die Wirkung muß darin bestehen, daß unsere Nachsicht erhöht und unser Mitleid verstärkt wird.

Wenn das Bild hingegen verzeichnet oder schlecht gemalt ist, könnten die Vernunftgründe einer ganzen Welt und die Lobsprüche aller Schmeichler nichts dagegen ausrichten, daß dem Gemälde Verachtung und dem Künstler Tadel gebührt. —

Es gibt einen Maßstab, demzufolge die Absicht von der Leistung gesondert beurteilt werden kann — nur einen einzigen. Pascal sagt: „Si ce discours vous plait et vous semble fort, sachez qu'il est fait par un homme qui s'est mis à genoux auparavant et après *."

Es gibt kein Buch, das in größerer Ehrfurcht geschrieben worden ist als dieses Buch.

Nizza 1910 FRANK HARRIS

* Siehe Pascal: Pensées, Article II, pag. 78.

ERSTER TEIL

I

OSCAR WILDES ELTERN VOR GERICHT

Am 12. Dezember 1864 befanden sich die gesellschaftlichen Kreise Dublins in heller Aufregung. Denn eine delikate Klatschgeschichte, ein Leckerbissen, der verstohlen schon längst in aller Munde gewesen war, sollte in öffentlicher Gerichtssitzung verhandelt werden. Und alle Frauen sowie recht viele Männer konnten ihre Neugierde und Spannung kaum bezwingen.

Die Geschichte an sich war stark gepfeffert, und alle Beteiligten waren sehr bekannt.

Ein namhafter Arzt und Augenspezialist, der vor kurzem für seine Verdienste geadelt worden, war der eigentliche Beklagte. Seine Frau erfreute sich eines großen literarischen Rufes als Dichterin und Schriftstellerin und wurde von den niedrigen Volksschichten vergöttert, weil sie sich mit Leidenschaft für das Recht der Iren auf Selbstverwaltung einsetzte: „Speranza" wurde von dem irischen Volke gewissermaßen als irische Muse betrachtet.

Die junge Dame, die den Prozeß anstrengte, war die Tochter des Dozenten für gerichtliche Medizin am Trinity College, der zugleich die Marshsche Bibliothek verwaltete.

Man sagte, daß diese Miß Travers, ein hübsches, noch nicht zwanzigjähriges Mädchen, von Dr. Sir William Wilde verführt worden sei, während sie sich als Patientin in seiner Behandlung befand. Manche Leute verstiegen sich sogar zu der Behauptung, daß das Mädchen chloroformiert und dann vergewaltigt worden wäre.

Der Arzt wurde als eine Art Minotaurus geschildert. Schlüpfrige Geschichten wurden erfunden und mit atemraubendem Entzücken nacherzählt. Überall sah man die boshafte Schadenfreude und die Lust an hämischer Verleumdung.

Das Interesse für den Fall war ungewöhnlich und die Erregung ohnegleichen. Von beiden Seiten waren die ersten juristischen Begabungen für den Prozeß gewonnen worden. Serjeant* Armstrong

* Serjeant = vornehmster Barrister des gemeinen Rechts.

vertrat im Verein mit den berühmten Königlichen Räten (Queen's Counsels) * Butt und Heron, die ihrerseits die Herren Hamill und Quinn noch hinzugezogen hatten, die Klägerin, während Serjeant Sullivan im Verein mit den Königlichen Räten Sidney und Morris und zusammen mit den Herren John Curran und Purcell die Sache der Beklagten führte.

Die Verhandlung fand vor dem Hauptzivilgerichtshof statt (Court of Common Pleas). Chief Justice** Monahan führte den Vorsitz einer Sonderjury. Man rechnete darauf, daß das Verfahren eine Woche in Anspruch nehmen würde, und nicht nur der Gerichtssaal, sondern seine sämtlichen Zugänge waren überfüllt.

Nach den empörenden Gerüchten zu urteilen, hätte der Fall eigentlich als Kriminalprozeß verhandelt und von dem Attorney General*** gegen Sir William Wilde geführt werden müssen; aber es wurde nicht in dieser Weise vorgegangen.

Die Klage war nicht einmal von Miß Travers oder von ihrem Vater, Dr. Travers, ausdrücklich wegen Vergewaltigung, wegen Sittlichkeitsvergehens oder Verführung gegen Sir William Wilde, sondern in Form einer Zivilklage von Miß Travers angestrengt worden. Sie beanspruchte £ 2000 Schadenersatz für einen verleumderischen Brief, den Lady Wilde an ihren Vater Dr. Travers gerichtet hatte. Das Schreiben, welches die Grundlage dieser Klage war, lautete folgendermaßen:

Tower, Bray, den 6. Mai.

Mein Herr, Sie sind vielleicht über das unanständige Benehmen Ihrer Tochter hier in Bray nicht unterrichtet; sie verkehrt mit sämtlichen gemeinen Zeitungsausträgern hier am Ort und beschäftigt sie damit, ehrenrührige Flugzettel, in denen mein Name genannt wird, sowie Broschüren zu verbreiten, aus denen hervorgehen soll, daß sie ein Liebesverhältnis mit Sir William Wilde gehabt hat. Wenn es ihr beliebt, sich selbst zu entehren, so geht mich das nichts an. Da sie aber mit ihren gegen mich gerichteten Beleidigungen den Zweck verfolgt, Geld zu erpressen und von Sir William Wilde verschiedentlich Geld verlangt und gedroht hat, im Falle einer Weigerung weitere

* Queen's Counsel = ein Titel, der älteren Anwälten verliehen wird.
** Chief Justice = Präsident des Court of Common pleas.
*** Attorney General = Kronanwalt.

Belästigungen folgen zu lassen, halte ich es für angemessen, Sie davon zu benachrichtigen. Denn wir werden uns durch die angedrohten künftigen Beleidigungen niemals zu irgendwelchen Geldzahlungen zwingen lassen. Der Lohn ihrer Schande, um den sie in so gemeiner Weise geschachert hat, wird ihr nie zuteil werden.

Jane F. Wilde.

An Dr. Travers.

Die gerichtliche Vorladung und die Klage lautete dahin, daß dieser von Lady Wilde an den Vater der Klägerin gerichtete Brief eine den Charakter und die Tugend der Miß Travers betreffende Verleumdung sei. Und da Lady Wilde eine verheiratete Frau war, galt Sir William Wilde als Mitangeklagter wegen stillschweigenden Einverständnisses.

Die Verteidigungsschrift enthielt folgende Punkte:

Erstens bestritt sie die Verleumdung; zweitens machte sie geltend, daß der Brief den ihm durch die Klage beigemessenen verleumderischen Inhalt nicht habe; drittens wurde um Ablehnung der Veröffentlichung gebeten und viertens erklärt, daß der Brief in Wahrung berechtigter Interessen geschrieben worden sei. Offenbar stützte sich die Verteidigung hauptsächlich auf diesen letzten Punkt, der durch Tatsachen begründet wurde, welche Lady Wildes scharfen Brief in gewisser Weise rechtfertigten.

Es wurde anerkannt, daß Miß Travers mindestens ein Jahr lang alles aufgeboten hatte, sowohl Sir William Wilde als seine Frau in jeder erdenklichen Art zu belästigen. Die Verteidigung behauptete, daß die Ärgernisse begannen, als Miß Travers sich einbildete, von Lady Wilde nichtachtend behandelt zu werden. Daraufhin veröffentlichte sie eine anstößige Broschüre unter dem Titel „Florence Boyle Price, eine Warnung, von Speranza", in der offenkundigen Absicht, beim Publikum den Glauben zu erwecken, daß Lady Wilde unter dem Pseudonym Florence Boyle Price die Verfasserin des kleinen Buches sei. In dieser Broschüre erklärte Miß Travers, daß eine Persönlichkeit, der sie den Namen „Dr. Quilp" beilegte, ein Attentat auf ihre Tugend begangen habe. Diese Beschuldigung kleidete sie in milde Worte: „Es ist traurig", schrieb sie, „wenn man bedenkt, daß eine Dame im neunzehnten Jahrhundert sich nicht in das Sprechzimmer eines Arztes wagen darf, ohne zu ihrem Schutz eine Leibwache mitzunehmen."

Miß Travers gab zu, daß Sir William Wilde mit Dr. Quilp gemeint sei, und ihr Dr. Quilp hatte tatsächlich ein Dutzend Ähnlichkeiten mit dem neu geadelten Ritter. Sie verstieg sich sogar dazu, seine äußere Erscheinung zu schildern, und behauptete, daß er einen tierischen, finsteren Zug um den Mund habe, der überaus grob und gewöhnlich sei. Die wulstig vorstehende Unterlippe wäre höchst unschön. Und auch der obere Teil seines Gesichts böte keine Entschädigung für die untere Partie. Die Augen wären klein und rund, mit einem gemeinen, spähenden Ausdruck. Man suche vergebens nach vertrauenerweckender Aufrichtigkeit in des Arztes Zügen. Dr. Quilps Zwist mit seinem Opfer hatte offenbar den Grund, daß das Mädchen „ganz unnatürlich leidenschaftslos" war.

Die Veröffentlichung einer derartigen Broschüre war darauf berechnet, sowohl Sir William als auch Lady Wildes guten Ruf zu beeinträchtigen. Und damit gab sich Miß Travers noch nicht zufrieden. Sie wandte sich schriftlich an die Presse, um sie auf ihre Broschüre aufmerksam zu machen. Und als Sir William Wilde einmal für den Christlichen Jünglingsverein (Young Men's Christian Association) in der Metropolitan Hall eine Vorlesung hielt, ließ sie in der Nachbarschaft große Plakatschilder zur Schau stellen, auf denen in großen Buchstaben die Worte zu lesen waren: „Sir William Wilde und Speranza." Einer der Plakatträger mußte auf ihre Veranlassung mit einer großen Handglocke, die sie ihm selbst zu diesem Zwecke gegeben hatte, umhergehen und schellen. In der Wochenschrift „Dublin Weekly Advertiser" ließ sie sogar Knüttelverse erscheinen, die sie zu Lady Wildes argem Verdruß mit „Speranza" unterzeichnete.

Sie lauteten:

„Dein Gezücht ist mir die reine Pest,
Die Kriecher hass' ich bitter!
Ich will zum Spaß das ganze Nest
Der ‚wilden' Brut im fernen West
In Schmalz dir braten wie zum Fest,
Dann nenn' sie ‚arme Ritter'!"

Sie schickte Briefe an die „Saunders Newsletter" und rezensierte auch ein von Lady Wilde verfaßtes Buch „The first Temptation", das sie als „gotteslästerliche Schrift" bezeichnete. Und als Lady

Wilde sich in Bray aufhielt, schickte ihr Miß Travers Boten ins Haus, um dem Dienstpersonal die Broschüre zum Kauf anzubieten. Mit einem Worte, Miß Travers bekundete bei diesen Nachstellungen eine weibliche Schlauheit und Beharrlichkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wären.

Aber die Verteidigung wollte diese Belästigungen nicht als gegründete Ursache für Lady Wildes verleumderischen Brief geltend machen. Der Schriftsatz der beklagten Partei behauptete ferner, daß Miß Travers zu wiederholten Malen von Sir William Wilde Geld verlangt und diese Forderungen mit der Drohung bekräftigt habe, daß schlimmere „Federstiche" folgen würden, wenn ihr Anliegen nicht erfüllt würde. Diese Umstände veranlaßten Lady Wilde, wie sie angab, den zum Prozeß führenden Brief an Dr. Travers zu schreiben und in einem Briefumschlag zu versiegeln. Dr. Travers sollte auf diese Weise bewogen werden, vermöge seiner väterlichen Gewalt Miß Travers zu verhindern, daß sie sich selbst noch weiter entehrte und Sir William und Lady Wilde beleidigte und belästigte.

Die Verteidigung drehte den Spieß um, indem sie somit zu verstehen gab, daß Miß Travers Erpressungsversuche gegen Sir William und Lady Wilde unternahm.

Der Angriff von Serjeant Armstrongs Seite war noch vernichtender und beweiskräftiger. Er erhob sich am Montag in den frühen Nachmittagsstunden und gab die Erklärung ab: der Fall sei so peinlich, daß es ihm lieber gewesen wäre, nichts damit zu tun zu haben — eine scheinheilige Behauptung, die niemand irreführte und ebenso zopfig-unecht war wie seine Perücke. Aber im übrigen war sein Bericht überaus klar und packend.

Vor ungefähr zehn Jahren litt Miß Travers, die damals erst 19 Jahre alt war, an partieller Taubheit und wurde von ihrem Hausarzt an Dr. Wilde, den besten Augen- und Ohrenspezialisten in Dublin, empfohlen. Miß Travers ging zu Dr. Wilde, der sie mit Erfolg behandelte. Er weigerte sich, ein Honorar von ihr anzunehmen, und erklärte ihr bei Beginn der Behandlung, daß er es sich zur Ehre anrechne, ihr, der Tochter eines Kollegen, einen Dienst zu erweisen. Serjeant Armstrong gab den Anwesenden die Versicherung, daß seines Erachtens Dr. Wilde für Miß Travers, trotz ihrer Schönheit, anfangs nur ein gütiges Interesse empfand. Auch als seine ärztlichen Bemühungen nicht mehr erforderlich

waren, bewahrte ihr Dr. Wilde seine Freundschaft und schrieb ihr unzählige Briefe; er beriet sie in ihrer Lektüre und schickte ihr Bücher und Eintrittskarten zu Vergnügungsstätten. Er bestand sogar darauf, daß sie sich besser kleiden sollte, und zwang sie, Geld anzunehmen, um sich Hüte und Kleider anzuschaffen. Häufig lud er sie zum Abendessen und zu Gesellschaften in sein Haus ein. In dieser gefühlvoll-liebreichen Art wurde die Freundschaft etwa fünf oder sechs Jahre, bis zum Jahre 1860, aufrechterhalten.

Der schlaue Serjeant kannte die menschliche Natur zur Genüge, um zu verstehen, daß irgendein dramatischer Zwischenfall entdeckt werden mußte, der das gütige Wohlwollen in Leidenschaft verwandelte; und zweifellos fand er, was er brauchte.

Es stellte sich heraus, daß Miß Travers sich als Kind ziemlich tief am Nacken eine Brandwunde zugezogen hatte. Die Narbe war noch sichtbar, wenn sie auch allmählich verblaßte. Wenn Dr. Wilde ihre Ohren untersuchte, pflegte sie auf einem Kissen vor ihm zu knien, und bei dieser Gelegenheit bemerkte er das Brandmal auf ihrem Nacken. Als ihr Gehör sich gebessert hatte, untersuchte er die Narbe noch immer von Zeit zu Zeit, angeblich, um den schnellen Prozeß des Verblassens zu beobachten. Im Jahre 1860 oder 1861 hatte Miß Travers einmal ein Hühnerauge an der Fußsohle, das etwas schmerzhaft war. Da erwies ihr Dr. Wilde die Ehre, das Hühnerauge eigenhändig wegzuschneiden und mit Jod einzupinseln. Der listige Serjeant konnte die mit einer gewissen — echten oder erheuchelten — Verlegenheit vorgebrachte Bemerkung nicht unterdrücken: „das wäre ja beinahe ebenso, als ob — — wenigstens gibt es Männer, die so temperamentvoll sind, daß es gefährlich wäre, eine derartige Manipulation fortzusetzen." Das Publikum im Gerichtssaal lächelte, denn es verstand, daß der Serjeant mit dem Wort „Manipulation" in feinster Form den zweideutigsten Ausdruck getroffen hatte.

Selbstverständlich griff Serjeant Sullivan hier sofort ein, um die brandenden Wogen des Interesses einzudämmen und der Beschuldigung die Spitze abzubrechen. Er sagte, Sir William wäre nicht der Mann, der irgendeine Untersuchung zu scheuen habe, aber er wäre an diesem Prozeß nur aus formalen Gründen beteiligt und könne die Behauptungen nicht widerlegen, die daher „einseitig und ungerecht seien" usw.

Nach der erforderlichen Pause zupfte Serjeant Armstrong seine Perücke zurecht und begann die Briefe vorzulesen, die Dr. Wilde damals an Miß Travers geschrieben hatte. Sie enthielten den Rat, nicht zu viel Jod anzuwenden, sondern einige Tage nur Pantoffel zu tragen, den Fuß in horizontaler Lage zu schonen und dabei ein heiteres Buch zu lesen. Wenn sie jemand hinschicken wolle, würde er ihr ein passendes Buch heraussuchen und zusenden.

„Ich habe Ihnen nun", schloß der Serjeant seine Rede, wie ein Schauspieler, der seine Wirkung sorgfältig zuspitzt, „diese freundschaftliche Vertraulichkeit bis zu einem Punkte vorgeführt, wo sie gefährlich zu werden beginnt. Ich möchte die Wucht der Beschuldigung nicht im geringsten durch irgendein rhetorisches Mittel oder durch eine unbewußte Übertreibung verstärken. Deshalb, meine Herren Schöffen, sollen Sie aus Miß Travers' eigenem Munde hören, was zwischen ihr und Dr. Wilde vorgefallen ist und was ihr Anlaß zur Klage gegeben hat."

Dann betrat Miß Travers den Zeugenstand. Obwohl sie schmächtig war und die erste Jugend hinter ihr lag, war sie im landläufigen Sinne noch immer ein hübsches Mädchen mit regelmäßigen Zügen und dunklen Augen. Sie wurde durch den Königlichen Rat Butt vernommen. Sie bestätigte Punkt für Punkt, was Serjeant Armstrong vorgetragen hatte, und berichtete dann den Schöffen, daß sie im Sommer 1862 nach Australien zu gehen beabsichtigte, wo ihre beiden Brüder lebten und wünschten, daß sie zu ihnen herüber käme. Dr. Wilde lieh ihr zu diesem Zwecke £ 40 mit dem Bemerken, daß sie nur von £ 20 sprechen dürfe, weil ihr Vater die Summe zu hoch finden könnte. Dann verfehlte sie das Schiff in London und kehrte zurück. Sie legte großen Wert darauf, dem Gerichtshof die Tatsache einzuprägen, daß sie Dr. Wilde sein Geld zurückgezahlt und stets alles zurückgezahlt habe, was er ihr geliehen hatte.

Darauf berichtete sie, daß Dr. Wilde sie eines Tages veranlaßt habe, vor ihm niederzuknien, daß er sie dann umarmt und ihr gesagt habe, er werde sie erst loslassen, wenn sie ihn „William" nenne. Miß Travers weigerte sich, diesem Verlangen nachzukommen, fühlte sich durch diese Umarmung beleidigt und stellte ihre Besuche in seinem Hause ein. Aber Dr. Wilde beteuerte ihr hoch und heilig, daß er nichts Böses beabsichtigt habe, bat sie

um Verzeihung und führte allmählich eine Versöhnung herbei, die durch dringende Aufforderungen zu seinen Gesellschaftsabenden und durch ein Darlehen von zwei oder drei Pfund zur Anschaffung eines Kleides besiegelt wurde, ein Darlehen, das ebenso wie alle übrigen gewissenhaft zurückgezahlt worden war.

Die Erregung im Gerichtssaal wuchs bis zur Atemlosigkeit. Man empfand, daß die Einzelheiten sich häuften; der Arzt belagerte die Festung nach allen Regeln. Die Erzählung von der Umarmung, den Versöhnungen und den Darlehen — das alles bereitete das Publikum auf die Hauptszene vor.

Das Mädchen sprach weiter: sie beantwortete die an sie gerichteten Fragen oder erzählte auf ihre Art kleine Vorkommnisse, die mit der Geschichte zusammenhingen, während der berühmte Advokat Butt darauf bedacht war, daß alles folgerichtig und klar dargelegt wurde und das Interesse sich in gebührendem Maße steigerte. Es ergab sich, daß Lady Wilde im Oktober 1862 nicht im Hause am Merrion Square, sondern in Bray wohnte, weil eins der Kinder unpäßlich gewesen war und sie sich von der Seeluft eine heilsame Wirkung versprach. Dr. Wilde war allein zu Hause. Miß Travers sprach vor und wurde in Dr. Wildes Arbeitszimmer geführt. Er veranlaßte sie, vor ihm niederzuknien, und entblößte ihren Nacken, angeblich um das Brandmal zu untersuchen. Da er sie zu viel streichelte und an sich drückte, fühlte sie sich gekränkt und versuchte, sich von ihm loszumachen. Aber auf irgendeine Weise blieb seine Hand an einer Kette hängen, die sie um den Hals trug. Mit dem Ausruf „Sie erwürgen mich ja!“ bemühte sie sich aufzustehen. Aber wie ein Rasender schrie er: „Das werde ich, und das will ich“ und drückte ihr etwas aufs Gesicht, das sie für ein Taschentuch hielt. Nach ihrer Aussage war sie dann bewußtlos geworden.

Als sie wieder zu sich kam, hörte sie, daß Dr. Wilde sie flehentlich bat, zur Besinnung zu kommen, während er ihr Gesicht mit Wasser betupfte und ihr Wein zu trinken gab. „Wenn Sie nicht trinken“, schrie er, „werde ich Sie damit begießen.“

Sie behauptete, eine Zeitlang kaum gewußt zu haben, wo sie sich befand oder was vorgefallen war, obwohl sie ihn sprechen hörte. Allmählich kehrte aber das Bewußtsein zurück; und trotzdem sie die Augen nicht öffnen wollte, verstand sie seine Worte. Er redete, als wäre er ganz von Sinnen:

„Sei vernünftig, dann kommt alles in Ordnung ... Ich bin in deiner Macht ... bring mich nicht ins Unglück, ach! bring mich nicht ins Unglück ... schlage mich, wenn du willst. Wollte Gott, daß ich dich hassen könnte, aber ich kann's nicht. Ich habe geschworen, deine Hand nie wieder zu berühren. Hör mir zu und tu, was ich dir sage. Glaube mir und vertraue mir, dann kannst du das Geschehene gutmachen und nach Australien fahren. Denk daran, welch ein Gerede daraus entstehen kann. Du mußt in deinem eigenen Interesse die äußere Form wahren ..."

Er führte sie dann in ein Schlafzimmer hinauf, gab ihr etwas Wein zu trinken und veranlaßte sie, sich eine Weile hinzulegen. Später verließ sie das Haus, ohne recht zu wissen, wie es geschah; soweit sie sich erinnerte, begleitete er sie bis zur Tür; aber sie konnte es nicht genau sagen, da sie halb betäubt war.

Hier warf der Richter die kritische Frage ein:

„Wußten Sie, daß Sie vergewaltigt worden waren?"

Atemlos lauschte das Publikum; nach kurzer Pause erwiderte Miß Travers:

„Ja."

So war es also wahr, das Schlimmste war wahr. Das aufs äußerste erregte Publikum hielt vor Schadenfreude den Atem an. Aber die Schauergeschichte war noch nicht zu Ende. Miß Travers berichtete ferner, daß sie sich eines Abends in Dr. Wildes Sprechzimmer über eine Kleinigkeit geärgert und ohne weiteres eine Dosis Opium eingenommen habe, die sie sich für 4 Pence gekauft hatte. Dr. Wilde brachte sie schleunigst zu Dr. Walsh, einem in der Nachbarschaft wohnenden Arzt, der ihr ein Antidot eingab. Dr. Wilde ängstigte sich furchtbar, daß von diesem Vorkommnis etwas in die Öffentlichkeit dringen könnte ...

Sie gab ohne weiteres zu, daß sie Dr. Wilde zuweilen um Geld gebeten habe; sie hätte sich nichts dabei gedacht, da sie immer die geliehenen Summen von Fall zu Fall zurückgezahlt hatte.

Miß Travers' Hauptverhör war überaus interessant gewesen. Die eleganten Damen hatten alles zu hören bekommen, was sie erwartet hatten, und es fiel auf, daß sie sich künftig weniger eifrig um einen Sitzplatz im Gerichtssaal bemühten, wenn der Raum auch noch immer überfüllt war.

Das Kreuzverhör, dem Miß Travers unterworfen wurde, war für jeden, der die menschliche Natur ergründen will, mindestens

ebenso interessant wie das Hauptverhör, denn in ihrem Bericht über die Vorgänge am 14. Oktober wurden Unklarheiten und Gedächtnisfehler festgestellt und zu guter Letzt auch Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche in der Schilderung an sich.

Zuvörderst wurde ermittelt, daß sie über den Tag nicht genau Bescheid wußte; es war vielleicht der 15. oder 16., oder aber Freitag der 14.... Für sie war es ein wichtiges Ereignis — das entsetzlichste Ereignis ihres ganzen Lebens; dennoch konnte sie sich des Tages nicht genau entsinnen.

„Haben Sie mit irgend jemand über das gesprochen, was vorgefallen war?"

„Nein."

„Auch nicht mit Ihrem Vater?"

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Ich wollte ihm keinen Kummer bereiten."

„Aber Sie gingen nach dem entsetzlichen Attentat doch wieder in Dr. Wildes Sprechzimmer?"

„Ja."

„Sie gingen zu wiederholten Malen hin, nicht wahr?"

„Ja."

„Hat er jemals den Versuch gemacht, das Vergehen zu wiederholen?"

„Ja."

Das Publikum war wie vom Donner gerührt, die Sache wurde immer dunkler. Miß Travers sagte ferner aus, daß der Doktor sich wieder unanständig gegen sie benommen hätte: sie wußte nicht, was er von ihr wollte, er umfaßte sie und versuchte sie zu liebkosen, aber sie ließ es nicht zu.

„Sie sind nach dem zweiten Vergehen wieder hingegangen?"

„Ja."

„Ist es dann überhaupt noch vorgekommen?"

„Ja."

Miß Travers sagte aus, daß Dr. Wilde sich noch einmal unanständig gegen sie benommen habe.

„Und Sie sind doch wieder zu ihm gegangen?"

„Ja."

„Und Sie haben Geld von diesem Mann angenommen, der Sie gegen Ihren Willen vergewaltigt hatte?"

„Ja."

„Sie haben ihn um Geld gebeten?"

„Ja."

„Sie sprechen hier zum ersten Male von dem zweiten und dritten Attentat, nicht wahr?"

„Ja", gab die Zeugin zu.

So weit stand alles, was Miß Travers ausgesagt hatte, im Zusammenhang und schien höchst glaubhaft; aber als sie über das Chloroform und das Taschentuch verhört wurde, geriet sie in Verwirrung. Zuerst gab sie zu, daß das Taschentuch möglicherweise ein Lappen gewesen sein könnte. Sie wußte das nicht genau. Es war ein Stück Stoff, das der Doktor ins Feuer warf, als sie wieder zur Besinnung kam.

„Hat er es denn während Ihrer Bewußtlosigkeit dauernd in der Hand behalten?"

„Das weiß ich nicht."

„Nur um es Ihnen zu zeigen?"

Die Zeugin schwieg.

Als sie ihre Kenntnisse vom Chloroform zum besten geben sollte, versagte sie rettungslos. Sie wußte über seinen Geruch nicht Bescheid und konnte ihn nicht schildern, sie wußte nicht, ob er scharf war oder nicht; sie konnte wahrhaftig nicht beschwören, daß Dr. Wilde überhaupt Chloroform angewendet hatte, und wollte nicht beschwören, was es gewesen wäre. Sie glaubte, daß es Chloroform oder etwas Ähnliches war, weil sie bewußtlos wurde, und nur aus diesem Grunde hatte sie ausgesagt, daß sie chloroformiert worden sei.

Wiederum unterbrach sie der Richter mit der prüfenden Frage:

„Haben Sie in Ihrer Broschüre das Chloroform erwähnt?"

„Nein", flüsterte die Zeugin.

Es ließ sich nicht verkennen, daß der starke Strom der wohlwollenden Stimmung für Miß Travers in der Abnahme begriffen war. Die Geschichte war zwar noch immer ein leckerer Bissen; aber man mußte bedauerlicherweise zugeben, daß die zur Last gelegte Vergewaltigung nicht klargestellt worden war. Es wirkte auch etwas enttäuschend, daß die Hauptklägerin durch ihre Aussage ihre eigene Sache beeinträchtigt hatte.

Jetzt kam die beklagte Partei zu Worte, und mancher glaubte, das Blatt könne sich vielleicht wenden.

Lady Wilde wurde aufgerufen und mit Begeisterung begrüßt. Der irische Kleinbürger wollte jederzeit gern bekunden, daß er an seine Muse glaubte und für eine Frau, die in der Zeitschrift „The Nation" Seite an Seite mit Tom Davis für Irland mit ihrer Feder gekämpft hatte, mehr zu tun bereit war, als ihr nur Beifall zu spenden.

Lady Wilde brachte ihre Aussage mit Nachdruck vor, war aber zu scharf, um als glaubwürdige Zeugin zu gelten. Man bemühte sich, durch ihren Brief zu beweisen, daß sie an ein Liebesverhältnis zwischen Miß Travers und Sir William Wilde geglaubt habe, was sie jedoch nicht wahr haben wollte, da sie nicht eine Sekunde an ihres Gatten Schuld glaubte. Sie behauptete, daß Miß Travers den Anschein erwecken wollte, ein Liebesverhältnis mit Sir William Wilde zu haben, was sie selbst für eine vollkommene Unwahrheit hielt. Sir William Wilde sei über jeden Verdacht erhaben. An der Beschuldigung sei kein wahres Wort; ihr Gatte würde sich niemals so weit erniedrigen.

Lady Wildes hochmütige Sprache schien die gewöhnlichen Volkskreise zu überzeugen, verfehlte aber ihre Wirkung auf den Gerichtshof, geschweige denn auf den Vorsitzenden.

Auf die Frage, ob sie Miß Travers hasse, erwiderte sie, daß sie keinen Menschen hasse, mußte jedoch bekennen, daß Miß Travers' Handlungsweise ihr zuwider sei.

„Weshalb haben Sie Miß Travers nicht geantwortet, als sie Ihnen schrieb und Ihnen das Attentat mitteilte, das Ihr Gatte auf ihre Tugend unternommen hatte?"

„Diese Angelegenheit interessierte mich nicht", lautete die verblüffende Erwiderung.

Aber die beklagte Partei machte einen noch schlimmeren Fehler. Als Sir William Wilde an die Reihe kam, wurde er nicht als Zeuge aufgerufen.

In seiner Rede für die Klägerin machte sich Mr. Butt diese Unterlassung nach Tunlichkeit zunutze und erklärte, daß Sir William Wildes Weigerung, den Zeugenstand zu betreten, ein Eingeständnis seiner Schuld sei, ein Zugeständnis, daß Miß Travers' Bericht über ihre Verführung der Wahrheit entspreche und nicht bestritten werden könne. Aber nach seiner Versicherung war Sir William Wildes Weigerung, den Zeugenstand zu betreten, nicht der wundeste Punkt der beklagten Partei. Er erinnerte an

die Frage, die er Lady Wilde vorgelegt hatte: weshalb sie Miß Travers' Schreiben unbeantwortet gelassen habe, und wiederholte Lady Wildes Erwiderung:

„Diese Angelegenheit interessierte mich nicht."

Jede Frau, selbst eine fremde, interessiere sich für eine derartige Sache — erklärte er —, aber Lady Wilde haßte das Mädchen, das ihr Gatte sich zum Opfer ausersehen hatte, und ihr Interesse für die Verführung ging nicht über den scharfen, rachsüchtigen und verleumderischen Brief hinaus, den sie an den Vater des Mädchens schrieb ...

Die Rede wurde als Meisterstück betrachtet und kam dem bereits damals großen Ruf des Mannes zustatten, der später der Führer der Homerule-Bewegung werden sollte.

Der Vorsitzende mußte nur noch das Ergebnis der Beweisaufnahme in einem Schlußwort zusammenfassen, da alle bereits ungeduldig auf das Urteil warteten. Chief Justice Monahan hielt eine kurze, unparteiische Rede und zeigte die widerstreitenden und durch Leidenschaft getrübten Aussagen im nüchternen, grellen Lichte der Wahrheit. Zuvörderst, sagte er, sei es schwer, dieser Geschichte von der Vergewaltigung mit oder ohne Chloroform Glauben zu schenken. Wenn das Mädchen vergewaltigt worden wäre, hätte man wohl annehmen müssen, daß sie sich während des Aktes laut gewehrt oder zum mindesten bei ihrem Vater beschwert hätte, sobald sie nach Hause kam. Und er wies darauf hin, daß niemand diesen Teil des Traversschen Berichtes für glaubwürdig gehalten hätte, wenn der Fall als Kriminalprozeß verhandelt worden wäre. Wenn es sich herausstelle, daß ein Mädchen sich während des Aktes nicht laut wehre und nachher nicht beschwere, sondern in dasselbe Haus zurückkehre, um sich weiteren Unanständigkeiten auszusetzen, so müsse man annehmen, daß sie mit der Verführung einverstanden gewesen.

Hat es sich aber um eine Verführung gehandelt? Das Mädchen versichert, daß ein unerlaubtes Verhältnis bestanden hat, und Sir William Wilde hat ihre Aussage nicht bestritten. Es wurde angeführt, daß er nur aus formalen Gründen als Beklagter in Betracht käme. Er war aber doch der eigentliche Beklagte und konnte, wenn es ihm beliebte, den Zeugenstand betreten, seine Auffassung über die Vorgänge äußern und Miß Travers insgesamt oder teilweise widerlegen.

„Es ist Ihre Sache, meine Herren Schöffen, Ihre eigenen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, daß er etwas zu tun unterlassen hat, was man von einem anständigen Manne als erste Regung und erste Pflicht erwarten sollte."

Schließlich mußten die Schöffen die Frage prüfen, ob der Brief als Verleumdung aufzufassen und welche Entschädigungssumme in diesem Fall angängig sei.

Seine Lordschaft machte auf Mr. Butts Ersuchen die Schöffen darauf aufmerksam, daß sie bei der Bestimmung der Entschädigungssumme die Tatsache in Erwägung ziehen müßten, daß die Verteidigung in Wirklichkeit eine Rechtfertigung der Verleumdung sei. Die Unparteilichkeit des Richters war von Anfang bis zu Ende klar ersichtlich und entsprach den vornehmen Gepflogenheiten des irischen Gerichtsverfahrens.

Nachdem die Schöffen sich einige Stunden beraten hatten, gaben sie einen Wahrspruch ab, der eines gewissen Humors nicht entbehrte. Sie sprachen Miß Travers einen Farthing Schadenersatz zu und verkündeten, daß diese Summe von der unterliegenden Partei zu bestreiten sei. Mit anderen Worten — sie bewerteten Miß Travers' Tugend mit der allerkleinsten Reichsmünze, während sie Sir William Wilde verurteilten, die zweitausend Pfund betragenden Prozeßkosten zu zahlen, weil er das Mädchen verführt hatte.

Es wurde allgemein anerkannt, daß der Wahrspruch im wesentlichen gerecht war, obwohl die Geschworenen, von vaterländischem Wohlwollen für Lady Wilde — die echte „Speranza" — bewogen, ein wenig zu streng mit Miß Travers verfahren waren. Niemand zweifelte an der Tatsache, daß Sir William Wilde seine Patientin verführt hatte. Es stellte sich heraus, daß er in moralischer Beziehung berüchtigt war. Und die Aussage des Mädchens, daß er es ihr zum Vorwurf gemacht hatte, „unnatürlich leidenschaftslos" zu sein, wurde als des Rätsels richtige Lösung angesehen. Aus diesem Grunde hatte er sich nach der Verführung von dem Mädchen zurückgezogen, und unter diesen Umständen war es nichts Unnatürliches, daß sie rachsüchtig und gehässig geworden war.

Ich habe diese Schlußfolgerungen aus den Kommentaren gezogen, die zur damaligen Zeit in den irischen Zeitungen erschienen sind. Aber selbstverständlich hatte ich den Wunsch, wenn

möglich, von einem glaubwürdigen Augenzeugen Näheres über die Angelegenheit zu hören. Glücklicherweise sollte mir ein derartiges Zeugnis zuteil werden. Ein Professor am Trinity College, der damals noch jung war, machte sich in einem vortrefflichen, inhaltsreichen Brief zum Sprachrohr der gerechtesten Ansichten jener Tage. Er schrieb mir, daß durch die Gerichtsverhandlung nur das festgestellt wurde, was jeder bereits wußte, und zwar, daß „Sir William Wilde ein überaus sinnlicher und feiger Mensch mit pithekoiden Erscheinungen war (die Angst vor der Zeugenvernehmung hatte zur Folge, daß er unverteidigt blieb!) — und daß seine Frau eine gezierte, anmaßende Person war, mit einem Hochmut, der ebenso übertrieben war wie ihre Berühmtheit, die sie ihren zweitklassigen Versen verdankte ... Bereits als junge Frau hielt sie ihre Wohnung am Merrion Square halb verdunkelt, weil sie die Schminke für die gewöhnliche Beleuchtung zu dick auftrug. Und sie hatte auch sonst ein sehr gekünsteltes Benehmen".

Dieses scharfe Urteil eines berufenen und ziemlich unparteiischen zeitgenössischen Beobachters* bestätigt meines Erachtens die Schlußfolgerungen, die sich von selbst aus den Zeitungsberichten über die Verhandlungen ergaben. Ich möchte glauben, daß aus beiden zusammen gewissermaßen eine realistische Photographie von Sir William und Lady Wilde entsteht. Ein Künstler möchte jedoch gern ein freundlicheres Bild schaffen. In dem Bemühen, die Persönlichkeiten so zu beurteilen, wie sie sich selbst beurteilt haben, würde er des Arztes übermäßige Sinnlichkeit und den Mangel an Selbstbeherrschung durch die starke Betonung der Tatsache ausgleichen, daß seine Willenskraft und Ausdauer und die restlose Anpassung an seine Umwelt ihm in mittleren Lebensjahren zu einer leitenden Stellung in seinem Berufe verholfen haben. Und wenn Lady Wilde auch über die Maßen eitel, wenn sie eine Versemacherin und keine Dichterin war, so blieb sie doch immer eine begabte, recht belesene Frau mit vielseitigen künstlerischen Neigungen.

So waren Oscar Wildes Eltern geartet.

---

* Da er inzwischen verstorben ist, liegt kein Grund zum Verschweigen seines Namens mehr vor: es ist R. Y. Tyrrell, der vor seinem Tode königlicher Professor der griechischen Sprache am Trinity College zu Dublin war.

II

OSCAR WILDES SCHULZEIT

Wildes hatten drei Kinder — zwei Söhne und eine Tochter. Der Älteste wurde im Jahre 1852 nach einjähriger Ehe geboren und nach seinem Vater William Charles Kingsbury Wills genannt. Der zweite Sohn wurde nach zweijähriger Pause im Jahre 1854 geboren; die Namen, die er erhielt, scheinen die nationalistische Gesinnung und den nationalistischen Stolz seiner Mutter zu bekunden. Er wurde Oscar Fingal O'Flahertie Wills Wilde genannt; aber nur in der allerersten Jugend scheint ihm diese prunkvolle Namenliste unangenehm gewesen zu sein. In der Schule verheimlichte er den Fingal, und als junger Mann hielt er es für ratsam, den O'Flahertie zu unterdrücken.

Oscar wurde in den Kinder- und ersten Knabenjahren für weniger rege, gewinnend und hübsch gehalten als sein Bruder Willie. Beide Knaben genossen den besten Schulunterricht, den es damals gab. Sie wurden als Pensionäre nach Enniskillen auf die Portora-Schule, eine der vier königlichen Schulen in Irland, geschickt. Oscar kam 1864 als Neunjähriger, zwei Jahre nach seinem Bruder, dorthin, wo er sieben Jahre verblieb, bis er als kaum Siebzehnjähriger ein Stipendium für das Trinity College in Dublin erhielt.

Die bisher zusammengebrachten und veröffentlichten Daten aus Oscars Schulzeit sind überaus spärlich und nichtssagend. Es ist ein Glück für meine Leser, daß ich von Sir Edward Sullivan, der sowohl die Schule als das College gleichzeitig mit Oscar besuchte, eine äußerst lebendige und interessante Federzeichnung des Knaben erhalten habe, eins jener überraschenden Meisterwerke bildhafter Kunst, wie es nur durch die ausdrucksfähige Zuneigung des Knabenalters und den vertrauten Verkehr gemeinsam verlebter Jahre gestaltet werden kann. Im späteren Leben ist nur die Liebe imstande, ein solches Wunder der Darstellungskunst zu vollbringen. Zu meiner großen Freude darf ich dieses realistische Miniaturbild in des Verfassers eigenen Worten wiedergeben:

„Ich lernte Oscar Wilde zu Anfang des Jahres 1868 auf der königlichen Portora-Schule kennen, als er dreizehn bis vierzehn Jahre alt war. Sein langes, glattes blondes Haar gab seiner Erscheinung ein charakteristisches Gepräge. Er hatte damals ein überaus kindliches Wesen und war außerhalb des Schulzimmers bis zur Rastlosigkeit beweglich, eine Eigenschaft, die noch mehrere Jahre anhielt. Dennoch nahm er niemals an den Schülerspielen teil. Man sah ihn wohl zuweilen in einem der Schulboote auf dem Loch Erne; aber auch zum Rudern hatte er kein Geschick.

„Schon als Schüler war er ein vorzüglicher Plauderer, sein Schilderungstalent ging weit über das übliche Maß hinaus, und seine humoristisch-übertriebene Darstellung mancher Schulereignisse wirkte stets höchst belustigend.

„Die Knaben pflegten besonders gern gegen Abend zur Winterszeit an einem Ofen in der sogenannten „Stone Hall" zu sitzen und zu schwatzen. Hier war Oscar in seinem Element, trotzdem sein Bruder Willie es damals vielleicht noch besser verstand, seine Geschichten vorzutragen.

„Oscar brachte oft Abwechslung in die Unterhaltung, wenn er in äußerst possierlicher Weise allerlei Heiligenfiguren in den steifen Stellungen nachmachte, die sie auf alten Glasbildern zur Schau tragen; er besaß eine sehr große Geschicklichkeit, die Glieder in unheimlicher Weise zu verrenken und zu krümmen. (Wie ich höre, hatte er diese Gewandtheit von seinem Vater Sir William Wilde geerbt.) Man darf jedoch nicht glauben, daß diesen Vorführungen irgendeine unehrerbietige Absicht zugrunde lag.

„Ich entsinne mich, daß bei einer dieser Zusammenkünfte, etwa im Jahre 1870, eine Debatte über einen kirchlichen Strafprozeß stattfand, der damals erhebliches Aufsehen erregte. Oscar war zugegen und von dem geheimnisvollen Gepräge des Court of Arches* ganz erfüllt; er erzählte uns, daß er sich für sein künftiges Leben nichts sehnlicher wünsche, als der Held einer solchen ‚cause célèbre' zu sein und als Angeklagter in einem von der Krone geführten Prozeß ‚Regina versus Wilde' der Nachwelt überliefert zu werden. Auf der Schule wurde er fast stets ‚Oscar' genannt, — aber er hatte auch einen Spitznamen, den er sehr übelnahm. Wenn

* Court of Arches = der unter dem Erzbischof von Canterbury stehende geistliche Appellhof.

seine Mitschüler ihn ärgern wollten, nannten sie ihn ‚Grey-Crow' (graue Krähe), ein Name, dessen Herkunft von einer im oberen Loch Erne gelegenen Insel, die mit dem Boot von der Schule aus leicht zu erreichen war, nicht ganz aufgeklärt ist.

„Kurze Zeit vor seinem Abgang aus der Schule erfuhren die Knaben seinen vollen Namen: Oscar Fingal O'Flahertie Wills Wilde. Gerade am Schluß seiner Schulzeit erhielt er den von Carpenter gestifteten Preis für das griechische Testament und wurde an dem Tage, an dem die Preisverteilung stattfand, von Dr. Steele mit allen seinen Namen auf das Podium gerufen — zu seinem großen Ärger, da er infolgedessen von seinen Mitschülern viele Neckereien über sich ergehen lassen mußte.

„Er war stets großherzig, freundlich und gutmütig. Ich entsinne mich, daß wir beide bei einem sogenannten ‚Turnier', das in einem der Klassenzimmer stattfand, als konkurrierende Jockeis auf den Rücken von zwei größeren Knaben ritten. Oscar wurde mit seinem Pferde zu Boden geworfen und trug einen Armbruch davon. Aber da er wußte, daß es sich nur um einen unglücklichen Zufall handelte, ließ er unsere freundschaftlichen Beziehungen unverändert bestehen.

„Er hatte, soviel ich weiß, auf der Schule keine besonders vertrauten Freunde. Ich stand wohl während der ganzen Zeit ebensogut mit ihm wie die anderen, obwohl ich dem nächstfolgenden Jahrgang angehörte . . .

„Willie Wilde war nie sehr innig zu ihm und behandelte ihn damals stets als jüngeren Bruder . . .

„Als wir beide in der obersten Klasse waren, gingen wir eines Nachmittags mit zwei anderen Knaben nach Enniskillen und gesellten uns zu einer Menschengruppe, die sich um einen Straßenredner versammelt hatte. Einer von uns trat Spaßes halber näher an den Sprechenden heran, schlug ihm mit dem Stock den Hut vom Kopfe und rannte dann heimwärts, während die drei Kameraden ihm folgten. Mehrere von den Zuhörern, welche diese Dreistigkeit übel vermerkten, jagten uns nach. Und so geschah es, daß Oscar im eiligen Lauf mit einem alten Krüppel zusammenstieß und ihn zu Boden warf — ein Ereignis, das, wie es sich von selbst versteht, den Mitschülern berichtet wurde, als wir unversehrt nach Hause gelangten. Oscar soll dann später erzählt haben, daß ihm ein grimmiger Riese in den Weg getreten sei, mit

dem er viele Runden ausgefochten und den er schließlich tot auf der Landstraße zurückgelassen habe, nachdem er wahre Wunder an Tapferkeit gegen seinen furchtbaren Gegner vollbracht habe. Die romantische Einbildungskraft war bereits in jener Schulzeit stark bei ihm entwickelt. Aber wenn er eine solche Geschichte erzählte, so ließ er doch immer gewissermaßen durchblicken, daß er wohl wußte, seine Zuhörer glaubten nicht so recht daran. Es war eben nur dasselbe in so humoristischer Weise betriebene Fabulieren, das er durch die beiden männlichen Hauptfiguren seines Lustspiels ‚The Importance of being Earnest' zum Ausdruck bringt ...

„Er interessierte sich weder auf der Schule noch auf dem College jemals für Mathematik. Über die Naturwissenschaften machte er sich lustig, und für einen Mathematik- oder Physiklehrer hatte er nie ein gutes Wort übrig. Aber er äußerte sich niemals gehässig oder boshaft über sie, noch über irgendeinen anderen Menschen.

„Während der Schulzeit machten Disraelis Werke unter der gesamten englischen Romanliteratur den größten Eindruck auf ihn. Über Dickens als Romanschriftsteller urteilte er geringschätzig ...

„Die alten Klassiker nahmen während seiner späteren Studienzeit fast seine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch, und die glatte Formvollendung seiner mündlichen Übersetzungen beim Unterricht — gleichermaßen im Thukydides, im Plato oder Virgil — machte einen nachhaltigen Eindruck."

Diese sogenannte Photographie, die Oscar als Schüler darstellt, ist überraschend scharf und lebenswahr. Aber ich besitze noch ein zweites Bild, das ein anderer seiner Altersgenossen, der in der Folgezeit als klassischer Gelehrter am Trinity College rühmlichst bekannt geworden ist, von ihm entworfen hat. Er bestätigt die allgemeinen, von Sir Edward Sullivan geschilderten Züge, legt aber gewissen geistigen Eigenschaften, die später zur vollen Entfaltung kamen, größere Bedeutung bei.

Dieser Beobachter, der seinen Namen nicht genannt haben will, schreibt:

„Oscar besaß einen prickelnden Witz, und fast alle Spitznamen in der Schule waren seine Erfindung. Was seine klassische Bildung anbelangt, war er auf literarischem Gebiet sehr gut beschlagen und hatte für die Dichtkunst besondere Neigung.

„Es fiel auf, daß er sich stets mit Vorliebe die großgedruckten Prachtausgaben der klassischen Werke verschaffte ... Er legte mehr Wert auf seine Kleidung als alle übrigen Knaben.

„Er war sehr belesen und las in der Tat mit großer Geschwindigkeit; aber ich konnte nie ausfindig machen, wieviel er sich wirklich aneignete. Musikalisches Talent besaß er nicht.

„Er galt für einen ziemlich guten Kenner der klassischen Literatur, wenn auch für nichts Außergewöhnliches. Im letzten Schuljahr bereitete er jedoch allen bei der Prüfung zur Preismedaille für klassische Literatur eine große Überraschung, da er uns im mündlichen Examen über das griechische Drama ‚Agamemnon' mühelos überflügelte."

Ich möchte nun versuchen, einen oder zwei Züge auf diesen sogenannten Photographien besonders zur Geltung zu bringen, um dann das ganze Bild durch einen Beitrag zu vollenden, den mir Oscar selbst geliefert hat. Die Lust am humoristischen Fabulieren und die Liebenswürdigkeit seines Gemüts, die Sir Edward Sullivan erwähnt hat, waren, solange Oscar lebte, seine kennzeichnenden Wesenszüge. Auch seine Schwäche für auserlesene Kleidung und seine Freude an prächtig ausgestatteten Büchern, seine Liebe zur Literatur „mit besonderer Neigung zur Dichtkunst" — das alles waren Eigenschaften, die ihn bis an sein Ende auszeichneten.

„Bis zu meinem letzten Schuljahr", sagte er einmal zu mir, „konnte ich es mit dem Ansehen meines Bruders Willie in keiner Weise aufnehmen. Ich las zu viel englische Romane, zu viel Gedichte, verträumte zu viel Zeit, um meine Schulaufgaben zu bewältigen.

„Ich eignete mir nur Kenntnisse an, wenn ich Freude an der Sache hatte, wie es wohl vermutlich immer der Fall ist.

„Fast sechzehn Jahre war ich alt, als mein Verständnis für das Wunder und die Schönheit des Lebens im alten Griechenland erwachte. Da tauchten plötzlich die weißen Gestalten vor mir auf, die purpurfarbene Schatten auf die sonnendurchglühte Palästra warfen: ‚Reigen von unbekleideten Jünglingen und Jungfrauen' — du entsinnst dich der Worte Gautiers — ‚die über einem dunkelblauen Hintergrund schweben wie auf dem Fries vom Parthenon.' Aus Liebe zu allen diesen Dingen begann ich eifrig Griechisch zu lesen, und je mehr ich las, desto mehr geriet ich in ihren Bann:

Goldner Stunden hehre Feier
Andachtsvoll wir einst erlebt,
Als der Chor im weißen Schleier
Hauchentfachend uns umschwebt.
Die Kothurne würdig schreiten
Durch der Jamben tiefe Reihn,
Und die Anapäste gleiten
Kraus wie Rauch am Altarschrein.

„Der Direktor hielt mir meinen Bruder stets als Muster vor; aber er mußte doch zugeben, daß ich während des letzten Jahres auf der Portora-Schule erstaunliche Fortschritte gemacht hatte. Damals habe ich den Grundstein zu allem gelegt, was ich an klassischer Bildung besitze."

Nach Jahren kam es mir einmal in den Sinn, Oscar zu fragen, ob das Pensionsleben in einer großen höheren Schulanstalt nicht viel zur geschlechtlichen Perversität beiträgt.

„Das behaupten alle Engländer", erwiderte er, „aber ich habe diese Erfahrung nicht gemacht. Ich war sehr kindlich, Frank, und bis über mein sechzehntes Jahr hinaus ein richtiger Junge. Natürlich war ich nach Knabenart sinnlich und neugierig und machte mir die üblichen knabenhaften Vorstellungen, ohne mich ihnen im Übermaß hinzugeben.

„Auf der Portora-Schule hatten neun Zehntel der Jungen nichts anderes im Kopf als Fußball, Kricket und Rudern. Fast alle trieben Sport und nahmen an Wettläufen, Springkünsten und anderen Übungen teil. Aus dem weiblichen Geschlecht schien sich keiner etwas zu machen. Wir waren gesunde junge Barbaren und weiter nichts!"

„Hast du an den Spielen teilgenommen?" fragte ich ihn.

„Nein", erwiderte Oscar lächelnd, „ich habe mir nie etwas daraus gemacht, Fußtritte zu geben oder zu empfangen."

„Du hast gewiß mit irgendeinem jüngeren Knaben verkehrt, mit dem du von deinen Träumen und Hoffnungen gesprochen und den du liebgewonnen hast, nicht wahr?"

Diese Frage führte zu einem vertraulichen persönlichen Geständnis, das hier berichtet werden soll.

„Wie sonderbar, daß du das erwähnst", sagte er. „Da gab es einen Knaben", und nachdenklich fügte er hinzu: „und einen

eigentümlichen Zwischenfall, der sich in meinem letzten Schuljahr ereignete. Der Knabe war ein paar Jahre jünger als ich, und wir waren sehr befreundet. Wir pflegten große Spaziergänge zusammen zu unternehmen, und da fanden meine Erzählungen kein Ende. Ich sagte ihm, was ich getan hätte, wenn ich Alexander gewesen, oder wie ich mich in Athen als König aufgespielt haben würde, wenn ich Alcibiades gewesen wäre. Soweit meine Erinnerung reicht, habe ich mich immer in die Rolle jeder hervorragenden Persönlichkeit hineingedacht, die in meiner Lektüre vorkam. Aber im Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren bemerkte ich etwas verwundert, daß ich mir eher vorstellen konnte, Alcibiades oder Sophokles als Alexander oder Cäsar zu sein. Das Leben in den Büchern war mir interessanter geworden als das wirkliche Leben . . .

„Mein Freund besaß die wundervolle Eigenschaft, aufmerksam zuzuhören. Da ich immer redete und von mir selbst erzählte, war ich so in Anspruch genommen, daß ich über ihn nur sehr wenig wußte — wenn ich jetzt daran denke, war es merkwürdig wenig. Aber der letzte Zwischenfall in meinem Schulleben bringt mich auf den Gedanken, daß er gewissermaßen ein stummer Dichter war und viel mehr Innerlichkeit besaß, als ich glaubte. Ich sollte damals gerade erst erfahren, daß ich ein Stipendium erhalten hatte und auf das Trinity College kommen würde. Dr. Steele hatte mich in sein Arbeitszimmer rufen lassen, um mir die wichtige Neuigkeit mitzuteilen. Er sagte mir, daß er sich sehr darüber freue, und betonte, daß ich das alles der im letzten Jahre geleisteten angestrengten Arbeit zu verdanken hätte. Die ‚angestrengte' Arbeit hatte mich sehr interessiert, sonst wäre wohl nicht viel daraus geworden. Ich entsinne mich, daß der Direktor seine Rede mit der Versicherung schloß, daß ich, wenn ich weiter so fleißig wäre wie im letzten Jahre, noch ebenso Gutes leisten könnte wie mein Bruder Willie und der Schule und allen, die mit ihr in Verbindung standen, ebensoviel Ehre machen könnte wie er.

„Ich mußte darüber lächeln, denn obwohl ich Willie gern hatte und wußte, daß er in der klassischen Literatur ziemlich gut bewandert war, habe ich ihn nie und nimmer als ebenbürtigen Nebenbuhler auf geistigem Gebiet betrachtet. Er wußte mit Fußball und Kricket vortrefflich Bescheid und studierte unverdrossen seine Schulbücher, während ich alles las, was mir gefiel, und mir stets

einbildete, ‚die Krone davonzutragen‘.“ Hier lachte er in einer bezaubernden Art, als er in belustigtem Spott seiner Überhebsamkeit gedachte.

„Nur über die Form der ‚Krone‘ war ich mir noch nicht ganz einig, Frank. Hätte man mir die päpstliche Tiara angeboten, so wäre das in meinen Augen nur der gebührende Lohn für meine außergewöhnlichen Verdienste gewesen . . .

„Als ich das Zimmer des Direktors verließ, eilte ich zu meinem Freunde, um ihm die ganze herrliche Neuigkeit zu berichten. Zu meiner Verwunderung blieb er kühl und sagte — nach meiner Meinung — etwas verbittert:

„„Du scheinst froh zu sein, daß du fortgehst?‘

„„Froh, daß ich fortgehe‘, rief ich, ‚das will ich wohl meinen! Denk’ dir, von hier auf das Trinity College in Dublin zu kommen, — da werde ich doch mit Männern zusammen sein, und nicht mit Knaben. Natürlich bin ich froh, ich bin vor Freude ganz außer mir; es ist der erste Schritt, der nach Oxford und zum Ruhme führt.‘

„„Ich meine nur‘, fuhr mein Kamerad in derselben kühlen Art fort, ‚du bist wohl froh, daß du mich verläßt?‘

„Sein Ton verblüffte mich.

„„Du dummer Kerl‘, rief ich aus, ‚ganz gewiß nicht; ich bin immer froh, wenn ich mit dir zusammen sein kann. Aber vielleicht kommst du auch aufs Trinity College — nicht wahr?‘

„„Ich fürchte — nein‘, sagte er, ‚aber ich werde häufig nach Dublin kommen.‘

„„Dann werden wir uns treffen‘, bemerkte ich. ‚Du mußt mich in meiner Wohnung besuchen. Mein Vater wird mir in unserem Hause ein eigenes Zimmer zur Verfügung stellen. Du weißt doch, daß der Merrion Square im vornehmsten Viertel von Dublin liegt. Du mußt mich besuchen.‘

„Er blickte mit sehnsüchtigen, traurigen und bekümmerten Augen zu mir auf. Aber mir winkte die Zukunft, und ich konnte es nicht unterlassen, davon zu sprechen. Ich hielt ja den goldenen Schlüssel zum Wunderland in der Hand und glühte von Wünschen und Hoffnungen.

„Ich entsinne mich, daß mein Freund sehr schweigsam war und meine Rede mit der Frage unterbrach:

„„Wann gehst du fort, Oscar?‘

„‚Früh‘, erwiderte ich gedankenlos, oder vielmehr von meinen eigenen Gedanken ganz erfüllt, ‚morgen früh, soviel ich weiß, mit dem gewöhnlichen Zuge.‘

„Als ich mich morgens von allen verabschiedet hatte und gerade zum Bahnhof gehen wollte, trat er sehr bleich und merkwürdig ruhig an mich heran:

„‚Ich bringe dich zum Bahnhof, Oscar‘, sagte er, ‚der Direktor hat es mir erlaubt, als ich ihm erzählte, wie befreundet wir waren.‘

„‚Das freut mich‘, rief ich mit bösem Gewissen, denn ich hatte nicht daran gedacht, ihn um seine Begleitung zu bitten. ‚Das freut mich sehr, denn du gehörst mit dazu, wenn ich an meine letzten Stunden auf der Schule zurückdenken werde.‘

„Er blickte verstohlen zu mir auf, und dieser Blick überraschte mich, er erinnerte mich an einen Hund, der einen Menschen ansieht. Aber meine eigenen Hoffnungen nahmen mich bald wieder gefangen, und ich weiß nur noch, daß ich über den bittenden Ausdruck in seinem Auge ein dumpfes Staunen empfand.

„Als ich mich auf meinem Platz im Zuge niedergelassen hatte, sagte er mir nicht Lebewohl und ging nicht fort, um mich meinen Träumen zu überlassen, sondern holte mir Zeitungen und allerhand anderes und machte sich etwas zu schaffen, bis der Schaffner kam und sagte:

„‚Es ist jetzt Zeit, Herr, daß Sie gehen.‘

„Mir gefiel's, daß er ‚Herr‘ zu ihm sagte. Aber zu meiner Verwunderung sprang mein Freund ins Abteil und bemerkte:

„‚Schon gut, Schaffner! Ich gehe noch nicht, aber sobald Sie pfeifen, schlüpfe ich hinaus.‘

„Der Schaffner grüßte und entfernte sich. Ich sagte irgend etwas Beliebiges, denn ich war ein bißchen verlegen.

„‚Nicht wahr, Oscar, du schreibst mir und erzählst mir alles?‘

„‚Gewiß‘, erwiderte ich, ‚weißt du, sobald ich mich eingelebt habe; zuerst wird's eine Menge zu tun geben, und ich brenne darauf, alles zu sehen. Ich bin gespannt, wie die Professoren mich behandeln werden. Hoffentlich sind's keine Dummköpfe oder Pedanten; schade, daß nicht alle Professoren Dichter sind . . .‘ So redete ich lustig darauflos, bis plötzlich der Pfiff ertönte und der Zug sich einen Augenblick später in Bewegung setzte.

„‚Nun mußt du gehen‘, sagte ich zu ihm.

„‚Ja‘, erwiderte er mit einer merkwürdigen, verschleierten Stimme und hielt die Hand am Türgriff des Abteils. Mit einemmal wandte er sich zu mir und rief:

„‚Ach, Oscar!‘ und ehe ich wußte, was geschah, hatte er mein Gesicht mit seinen heißen Händen umfaßt und mich auf den Mund geküßt. Im nächsten Augenblick schlüpfte er aus der Tür und verschwand . . .

„Ich saß da und war ganz erschüttert. Plötzlich fühlte ich, daß kalte, dicke Tropfen — seine Tränen — über mein Gesicht flossen. Sie machten einen seltsam ergreifenden Eindruck auf mich, und während ich sie trocknete, sagte ich mir in höchster Verwunderung:

„‚Das ist Liebe: so hat er’s gemeint . . . Liebe.‘

„Ich zitterte am ganzen Körper. Lange saß ich so, ohne einen Gedanken fassen zu können, von Staunen erfüllt und von Reue bewegt . . .“

III

AUF DEM TRINITY COLLEGE IN DUBLIN UND DEM MAGDALEN COLLEGE IN OXFORD

Oscar Wildes Leistungen auf der Schule waren gut, noch besser aber auf dem College, wo die Konkurrenz schärfer war. Am 19. Oktober 1871, gerade drei Tage nach seinem siebzehnten Lebensjahr, wurde er im Trinity College aufgenommen. Sir Edward Sullivan schreibt mir, daß Oscar sich bereits bei der Immatrikulation als „glänzender, durchaus tüchtiger Kenner der klassischen Literatur" bewährte. Auch seine weiteren Mitteilungen über ihn sind eine aus derselben Zeit stammende Momentaufnahme von unschätzbarem Wert. Sie bilden tatsächlich ein Konterfei, dessen Grundzüge mit den Jahren immer charakteristischer wurden.

„Seine Stube im College lag auf der Nordseite eines der alten, ‚Botany Bay' genannten Höfe. Sie war überaus düster und verwahrlost, so daß er dort niemals Gäste bei sich sah. Wurde ausnahmsweise ein Besuch vorgelassen, so stand stets in seinem Wohnzimmer an sichtbarer Stelle eine unvollendete, in Öl gemalte Landschaft auf der Staffelei. Dann pflegte er unweigerlich auf das Bild hinzuweisen und in seiner humoristisch unglaubwürdigen Art zu erzählen, daß er ‚gerade den Schmetterling hineingemalt habe'. Wer seine Leistungen in der von ‚Bully' Wakeman geleiteten Zeichenklasse auf der Portora-Schule kannte, ließ sich schwerlich in dieser Angelegenheit hinters Licht führen . . .

„Auf dem College lebte er hauptsächlich seinem Studium. Außer seinen Vorbereitungen zur Prüfung in der klassischen Literatur verschlang er begierig die Werke der besten englischen Schriftsteller.

„Er hatte eine große Schwärmerei für Swinburne und las unablässig seine Gedichte; auch John Addington Symonds Schriften über die griechischen Schriftsteller ließ er kaum aus der Hand. Während seiner Universitätszeit bildete er sich keine bestimmten

Anschauungen über soziale, religiöse und politische Fragen; er schien sich restlos mit literarischen Studien zu befassen.

„Gleichzeitig übernahm er in Dublin bereitwillig allerlei gesellschaftliche Verpflichtungen und war stets ein sehr lebhafter und gern gesehener Gast in jedem Hause, in dem er zu verkehren wünschte. Während seiner ganzen Universitätszeit in Dublin konnte man keinen Menschen von reinerer Gesinnung finden.

„Er war kein Kartenspieler, beteiligte sich aber gelegentlich in der Wohnung irgendeines Kommilitonen an einer Partie Loo zu niedrigem Einsatz. Auch im Trinken war er überaus mäßig. In dem philosophischen Debattierklub für die jüngeren Semester, dem er angehörte, nahm er an den Diskussionen nur in ganz seltenen Fällen teil.

„Als Mitbewerber um die ‚Berkeley-Medaille' (die er später erhielt) studierte er bei dem vortrefflichen, aber zugleich heruntergekommenen klassischen Gelehrten John Townsend Mills, und außer der Wissensbereicherung brachten ihm die Studien bei seinem wunderlichen Lehrmeister auch manchen vergnüglichen Augenblick. So erzählte er mir beispielsweise, daß Mills eines Tages mit einem ganz in Krepp gehüllten Zylinderhut zu ihm ins Zimmer trat und er demzufolge seinem Beileid Ausdruck gab. Aber Mills antwortete lächelnd, daß er keinen Todesfall zu beklagen habe — nur der üble Zustand seines Hutes hätte ihn zu dieser Trauerhülle bewogen. Ich habe häufig geglaubt, daß dieses Ereignis noch in Oscar Wildes Gedächtnis lebte, als er den Helden seines Lustspiels ‚The Importance of being Earnest', John Worthing, in tiefer Trauer um seinen erdichteten Bruder auf der Bühne erscheinen ließ . . .

„Kurz ehe er seine erste Reise nach Italien antrat, besuchte er mich eines Tages und trug ein Paar sehr auffallender Beinkleider. Als ich irgendeine spöttische Bemerkung machte, bat er mich in der ernstesten Form, die er so vortrefflich meisterte, mich nicht darüber lustig zu machen.

„‚Das sind meine trasimenischen Beinkleider, und ich gedenke sie dort zu tragen.'"

Sein Humor und das, was Sir Edward Sullivan hier seine „reine Gesinnung" nennt, was ich jedoch lieber die eigenartige Verfeinerung seines Wesens nennen möchte, zog allmählich die Aufmerksamkeit seines ganzen Bekanntenkreises auf ihn. Kein Mensch

hat jemals aus Oscar Wildes Munde eine zweideutige Geschichte gehört; er scheute sich tatsächlich vor jedem plumpen oder rohen Ausdruck. Selbst sein Mund war stets der reinen Schönheit geweiht.

Der Don* am Trinity College, dessen Mitteilungen von Oscar Wildes Schülerzeit ich bereits angeführt habe, gibt über den Studenten ein ziemlich strenges Urteil ab, das aber doch manches Wahre enthält. Denn es wurde wenigstens teilweise durch Oscars spätere Leistungen gerechtfertigt und bestätigt. Man muß berücksichtigen, daß der Don damals auf dem Trinity College einer seiner Konkurrenten, und ein erfolgreicher Konkurrent war; Oscars Geist konnte sich nicht mit Schularbeiten und vorschriftsmäßigen Büchern begnügen.

Auf dem College waren Oscars Leistungen im ersten Jahre vorzüglich, in den Klassikern war er der Beste in der Klasse, aber bei den langen Prüfungen zum klassischen Stipendium im zweiten Studienjahr schnitt er weniger gut ab und wurde Fünfter, was für recht befriedigend gehalten wurde. Aber er eignete sich augenscheinlich nicht für den δόλιχος — das ausdauernde Ringen —, während er sich bei einer kurzen Prüfung glänzend bewährte.

Oscars Erzählungen über sein Leben auf dem Trinity College bilden nur die Ergänzungen dieser geistigen Photographien . . .

„Durch die Zauberkraft der griechischen Literatur und meine Schwärmerei für das Leben und Denken der Griechen", sagte er einmal zu mir, „wurde ich zum Kenner der Klassiker. Meine Liebe zum Ideal der Griechen und meine gründliche Kenntnis der Sprache verdanke ich Mahaffy und Tyrrell, die für mich das ganze Trinity College verkörperten. Mahaffy leistete mir damals besonders wertvolle Dienste. Wenn auch kein so bedeutender klassischer Gelehrter wie Tyrrell, war er doch in Griechenland gewesen; er hatte dort gelebt und griechisches Denken und Fühlen in sich aufgenommen. Außerdem stellte er sich absichtlich in allen Dingen auf den künstlerischen Standpunkt, der immer mehr und mehr zu meinem eigenen Standpunkt wurde. Er war auch ein entzückender Plauderer, in gewisser Hinsicht ein wahrhaft bedeutender Plauderer — ein Künstler des lebendigen Wortes und der bedeutsamen Pausen. Auch Tyrrell war sehr gütig gegen mich — überaus verständnisvoll und mit Wissenschaft gepfropft. Hätte er

* Don = Würdenträger der Universität.

weniger Kenntnisse besessen, so wäre er Dichter gewesen. Gelehrsamkeit ist ein arges Hindernis, ein entsetzliches Hindernis, Frank", und er lachte unwiderstehlich.

„Wie waren denn die Studenten in Dublin?" fragte ich. „Hast du dich mit irgendeinem befreundet?"

„Sie waren noch schlimmer als die Jungen auf der Portora-Schule", erwiderte er; „sie hatten nichts anderes im Kopf als Kricket und Fußball, Wettlaufen und Springen. Und diese geistigen Betätigungen wechselten mit Kampf- und Trinkrunden ab. Wenn sie überhaupt eine Seele besaßen, so wurde sie durch rohe Liebeleien mit Kellnerinnen und Straßendirnen auf Abwege gebracht. Sie waren ganz abscheulich. Die geschlechtlichen Ausschweifungen sind in Irland noch roher und ekelhafter als in England: ‚Viel übler als Unkraut riechen die faulenden Lilien.'

„Wenn ich zu plaudern versuchte, störten sie meine Gedankengänge mit albernen Sticheleien und Witzen. Eine schlüpfrige Geschichte war für sie der höchste Begriff des Humors. Nein, nein, Tyrrell und Mahaffy sind für mich die Vertreter des einzig Guten, was das Trinity College aufzuweisen hatte."

Im Jahre 1874 erhielt Oscar Wilde die Goldene Medaille für seine Leistungen im Griechischen. Das Thema dieser Jahresprüfung lautete: „Bruchstücke aus den griechischen Lustspieldichtern, herausgegeben von Meineke." In demselben Jahre erhielt er auch ein klassisches Stipendium, ein fünfjähriges Halbkollegiat von je £ 95, das ihn in die Lage versetzte, nach Oxford zu gehen, ohne ungebührliche Anforderungen an das Vermögen seines Vaters zu stellen.

Mit Freude las er in der ‚Oxford University Gazette' vom 11. Juli 1874 die Bekanntgabe seines Erfolges. So bezog er denn am 17. Oktober, am Tage nach seinem zwanzigsten Geburtstage, das Magdalen College zu Oxford.

Auf dem Trinity College hatte er viel größere Erfolge erzielt als auf der Schule, und in Oxford war es ihm wiederum bestimmt, viel größere Erfolge und weit höheren Ruhm zu erzielen als in Dublin.

Er hatte den Vorteil, daß er etwas später nach Oxford kam als die meisten Studenten und nicht achtzehn, sondern zwanzig Jahre zählte. So war er imstande, mit verhältnismäßig geringer

Mühe große Auszeichnungen zu erhalten und dabei die verfeinerten Freuden des Lebens zu genießen.

Er wurde in der zweiten öffentlichen Universitätsprüfung (Moderation) im Jahre 1876 in die Vorzugsklasse eingereiht und hatte es damals bereits zuwege gebracht, im Oxforder Leben eine Rolle zu spielen. Der von mir bereits zitierte Don, welcher zuerst anerkennt, daß sich weder auf der Schule, noch auf dem College das geringste gegen sein Betragen einwenden ließ, geht dann zu der Bemerkung über: ‚auf dem Trinity College fiel er uns nicht als ein ganz außergewöhnlicher Mensch auf.' Und doch muß es auf dem Trinity College manche scharfe Augen gegeben haben, denn unser Don fügt mit erstaunlichem Ahnungsvermögen hinzu:

„Ich vermute, daß sich Oscar erst in Oxford so rasch entwickelt hat, wo er sich mehr mit Spezialfächern beschäftigen und tatsächlich das studieren konnte, was ihm am meisten zusagte. Ich möchte behaupten, daß man die Keime der guten und der schlechten Wesenszüge, die später die Aufmerksamkeit der Welt auf ihn lenkten, eher in seinem Oxforder Aufenthalt als in seinem Leben in Irland suchen dürfte."

Im Jahre 1878 kam er im Schlußexamen (Greats) in die Vorzugsklasse und zeichnete sich ferner in demselben „Trinity Term*" des Jahres 1878 dadurch aus, daß er für sein Gedicht „Ravenna", welches er am 26. Juni bei der Jahresfeier im Sheldonian Theatre vortrug, den Newdigate-Preis für englische Dichtkunst erhielt. Sein Vortrag war das große literarische Jahresereignis in Oxford.

Man war sehr gespannt auf ihn gewesen; er galt für den besten Sprecher in diesem Kreise und einen der erfahrensten klassischen Kenner. Es gab Leute auf der Universität, die ihm eine glänzende Zukunft voraussagten, und tatsächlich schienen ihm alle Möglichkeiten zu Gebote zu stehen. Die Zeitschrift „The Oxford and Cambridge Undergraduates' Journal" berichtet darüber: „Mit begeisterter Aufmerksamkeit lauschte man seinen Versen." Gerade diese Art — halb Dichtung, halb rhythmische Rhetorik — mußte unfehlbar auf Herz und Geist der Jugend wirken. Er besaß auch eine schöne Tenorstimme, die er trefflich zu benutzen verstand. Als er sich nach beendetem Vortrage wieder setzte, strömten die Zuhörer zu ihm, um ihre Anerkennung zu bekunden, und selbst

* Trinity Term ist der Zeitraum vom 25. Juni bis 11. Juli.

Leute, die eine große Stellung im Leben einnahmen, huldigten ihm mit übertriebenem Lob. Merkwürdigerweise pflegte er stets zu behaupten, daß seine Beteiligung an einem Maskenkostümfest, das Mrs. George Morrell in Headington Hill Hall um dieselbe Zeit veranstaltete, und auf dem er als Prinz Rupert erschien, ihm die Ausnahmestellung, die er sich geschaffen hatte, in sehr viel befriedigenderer Art vor Augen führte.

„Alle umringten mich und wollten mich sprechen hören, Frank. Getanzt habe ich fast gar nicht. Ich war als Prinz Rupert verkleidet und führte das Wort, wie er das Schwert geführt hat, aber mit mehr Glück, denn ich machte mir alle meine Feinde zu Freunden. Ich verlebte den herrlichsten Abend. Oxford galt mir so viel . . .

„Ich wünschte, ich könnte dir alles erzählen, was ich Oxford verdanke.

„Ich war der glücklichste Mensch auf Erden, als ich Magdalen College zum erstenmal betrat. Oxford — schon allein der Name hat für mich einen unaussprechlichen, einen unsagbaren Zauber. Oxford — die Zuflucht des gebeugten Rechts und unerfüllbarer Ideale, Matthew Arnolds Oxford — mit seinen verträumten Türmen und grauen Schulgebäuden in samtnen Rasen gebettet und hinter den Bäumen verborgen, — und ringsumher die schönen, mit Schlüsselblumen und Kaiserkronen dicht besäten Wiesen, dort, wo der stille Fluß schlängelnd seines Weges zieht — nach London hin und dem Meere zu . . . Für mich, Frank, war's eine verblüffende Wandlung. Auf dem Trinity College ging es ebenso ungesittet zu wie auf der Schule, und die Roheit kam noch hinzu. Nur zwei oder drei Leuten hatte ich es zu danken, daß es mir auf dem Trinity College nicht noch schlechter ergangen ist als auf der Portora-Schule, aber Oxford — Oxford war für mich ein Paradies. Selbst meine Seele schien sich dem Frieden und der Freude zu erschließen. Oxford, das verzauberte Tal, das den ganzen mittelalterlichen Idealismus in seinem blumenbekränzten Pokale birgt*, Oxford ist

---

* Oscar zitierte oder umschrieb in seinen Gesprächen stets mit Vorliebe, ohne Zusammenhang, die leuchtendsten Stellen aus zeitgenössischen Werken. Er brachte sie in erlesener Form zum Ausdruck, und bisweilen war seine Ausschmückung ebenso gut wie das Original. Aber ich hielt dieses Anlehnungsbedürfnis stets für ein Zeichen mangelnder schöpferischer Eigenart. Matthew Arnold hatte einen ganz besonderen, fast ebenso großen Einfluß auf ihn wie Pater.

der Mittelpunkt der Romantik, Frank, auf seine Art ebenso bedeutsam wie Athen und für mein Empfinden sogar noch fesselnder. In Oxford wie in Athen traten die Wirklichkeiten des gemeinen Lebens in den Hintergrund. Keiner schien etwas vom Gelde zu wissen oder irgendwelchen Wert darauf zu legen. Es gab nur aristokratische Empfindungen, man mußte Geld haben, durfte sich aber keine Sorgen darum machen. Und das ganze Beiwerk des Lebens war tadellos: Essen, Wein, Zigaretten; die alltäglichen Erfordernisse des Lebens wurden zu künstlerischen Symbolen, selbst unsere Kleidung erhielt Sinn und Bedeutung. In Oxford trug ich zum erstenmal Kniebeinkleider und Seidenstrümpfe. Ich möchte sagen, daß ich die Mode reformiert und der modernen Kleidung ästhetische Schönheit verliehen habe; das war die zweite und größere Reformation, Frank. Wie schade, daß Luther von der Kleidung nichts verstand und für das Reizvolle kein Gefühl hatte. Er besaß Mut, aber keine verfeinerten Sinne. Ich fürchte, daß seine Halsbinden ganz abscheulich gewesen sind!" Und er lachte in seiner bezaubernden Art.

„Wie steht's aber mit dem Inhalt dieser äußeren Hülle, Oscar?"

„Ach! Frank, danach darfst du mich nicht fragen, das weiß ich nicht; es gab nichts Plumpes und Rohes, nichts als zarte Freuden! ‚Edle Leidenschaft, barmherz'ges Mitleid, Liebe ohne Ach (pain)*!'" und er lachte mutwillig über das falsch angeführte Zitat.

„Liebe?" fragte ich, und er nickte lächelnd, wollte sich aber nicht darüber aussprechen.

„Lauter romantische und ideale Zuneigungen. Jedesmal wenn uns eine neue Schar junger Leute aus den höheren Schulen zuströmte, waren ein paar auserlesene Geister darunter — ganz wundervolle Menschen, die anmutigsten und bestrickendsten Jünger, die sich ein Dichter nur wünschen konnte. Und ich predigte das alte, ewig-neue Evangelium vom Kampf um die Freiheit der Persönlichkeit und ihrer Vollendung. Ich lehrte sie, daß die Sünde mit ihren Absonderlichkeiten den Gesichtskreis des Lebens erweitert. Vorurteile und Verbote sind nur Mauern, welche die Seele einkerkern. Zügellosigkeit mag den Körper schädigen, aber das Leiden allein schädigt den Geist; Selbstverleugnung und Enthaltsamkeit verstümmeln und verunstalten die Seele."

---

* Im Urtext steht das Wort „Schmach" (stain).

„So warst du bereits in Oxford als ein großer Redner bekannt?“ fragte ich ein wenig erstaunt.

„Frank“, rief er vorwurfsvoll und lachte zugleich sein köstliches Lachen, „auf der Schule war ich ein großer Redner. Auf dem Trinity College habe ich nichts weiter getan als geredet; studiert wurde nur nebenher. Ich war der beste Redner, den es jemals in Oxford gegeben hat.“

„Und hast du dort auch irgendeinen Lehrer gefunden wie Mahaffy?“ fragte ich, „irgendeinen Professor mit dichterischem Anflug?“

Er wurde gleich ernst und erwiderte:

„Da gab es zwei oder drei Lehrer, Frank, die bedeutender waren als Mahaffy, die nicht nur Oxford, sondern die Welt belehren konnten. So z. B. Ruskin, der stark auf mich einwirkte — ein wundervoller Mensch und ein ganz wundervoller Schriftsteller, wie eine auserlesene romantische Blüte, wie ein Veilchen, das die Luft mit dem rätselhaften Duft der Gläubigkeit erfüllt. Ruskin erschien mir stets als ein englischer Plato — ein Prophet des Guten, Wahren und Schönen, der wie Plato erkannte, daß diese drei Eigenschaften eine vollendete Blüte bilden. Aber ich liebte seine prosaischen Schriften, nicht sein pietätvolles Gemüt. Sein Mitgefühl für die Armen langweilte mich; die Straße, die er uns zu bauen gebot, war ermüdend. Ich konnte an der Armut gar nichts entdecken, das an mein Herz rührte; ich mied sie wie eine geistige Entwürdigung. — Aber seine Prosa war lyrisch und schwebte auf breiten Schwingen zum Himmel. Er war ein bedeutender Dichter und Lehrer, Frank, und infolgedessen selbstverständlich ein äußerst ungeschickter Professor. Wenn er lehrhaft wurde, langweilten wir uns zu Tode, aber wenn er dichterisch wurde, war er eine Offenbarung.

„Dann hatten wir noch Pater — Pater, den Klassiker, Pater, den Gelehrten, der bereits das beste englische Prosawerk geschrieben hatte; ich halte eine oder zwei Seiten von ihm für die beste Prosa in aller Literatur. Pater war mir alles. Er lehrte mich die Kunst in ihrer höchsten Form: den erhabenen Ernst der Kunst. Durch Pater erreichte ich meine volle Entwicklung. Er war wie ein schweigsamer, verständnisvoller älterer Bruder. Zu meinem Glück war er durchaus kein Redner, aber er besaß die Gabe, meisterhaft zuzuhören, und ich sprach in seiner

Gegenwart stundenlang. Ich lernte von ihm, wie man die Sprache handhaben muß, denn ich konnte ihm vom Gesicht ablesen, ob ich etwas Außergewöhnliches gesagt hatte. Er lobte mich nicht, übte aber eine erstaunlich anregende Wirkung auf mich aus, zwang mich stets dazu, mich selbst zu übertreffen — ein überaus belebender Einfluß, der Einfluß der griechischen Kunst auf ihrer höchsten Stufe."

„So war er also dein Gamaliel, dem du zu Füßen saßest?" fragte ich ihn.

„Aber nein, Frank", sagte er verweisend, „schon damals saßen alle mir zu Füßen. Aber Pater war ein sehr bedeutender Mensch. Der gute Pater! Ich entsinne mich, daß ich einmal mit ihm sprach, als wir in Oxford auf irgendeiner Bank im Schatten der Bäume saßen. Ich hatte die Studenten beobachtet, die im Flusse badeten: die schönen weißen Gestalten voller Anmut und Zwanglosigkeit und männlicher Kraft. Ich hatte darauf hingewiesen, daß das Christentum zur Romantik erblüht war, und daß der herbe hebräische Materialismus und alle die späteren Dogmen eines ererbten Glaubens vom Baume des Lebens abgefallen und uns die auserlesenen Ideale eines neuen Heidentums übriggeblieben waren . . .

„Der bleiche Christus hat sich überlebt: seine Entsagung und sein Mitleiden waren nichts als Schwäche. Wir näherten uns einer Synthese der Kunst, welche den bezaubernden Schmelz der Romantik mit der strengen Schönheit der klassischen Form vermählen sollte. Ich sprach wirklich, als hätte ich eine Offenbarung empfangen, und als ich innehielt, glitt Pater — der steife, ruhige, wortkarge Pater plötzlich von der Bank, kniete neben mir nieder und küßte mir die Hand. Da rief ich:

„‚Das dürfen Sie nicht, das dürfen Sie wirklich nicht tun. Was sollen die Leute denken, wenn Sie so gesehen werden?'

„Er erhob sich mit blassem, verzerrtem Gesicht.

„‚Ich mußte'", flüsterte er und blickte sich furchtsam um — ‚ich mußte es einmal tun . . .'"

Ich fühle mich verpflichtet, meine Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser ganze Vorfall ausgeschmückt und auf eine höhere geistige Tonart gestimmt ist, da Oscar ihn mir erzählte, nachdem mehr als zehn Jahre darüber hingegangen waren.

IV

BELEHRENDE EINFLÜSSE: OSCARS GEDICHTE

Das wichtigste Ereignis in Oscars Jugendleben trat noch während seiner Studentenzeit in Oxford ein: Sein Vater Sir William Wilde starb im Jahre 1876 und hinterließ seiner Gattin Lady Wilde fast sein gesamtes, aus etwa £ 7000 bestehendes Vermögen, dessen Zinsen kaum ausreichten, um ihre dürftigen Verhältnisse standesgemäß zu gestalten. Da diese Summe so klein ist, muß man wohl dem Gerücht Glauben schenken, daß Sir William Wilde wirklich in seinen späteren Lebensjahren ein offenes Haus führte: — „wo der Whisky in Strömen floß und es einen guten Happen gab", und daß er überdies wegen seiner Liebesabenteuer berüchtigt war. Oscars bescheidenes Erbe — ein wenig Geld und ein kleines Haus nebst etwas Grund und Boden — kam gerade zur rechten Zeit. Er verwendete einen Teil des baren Geldes, um in Oxford ein paar Schulden zu begleichen, während er mit dem verbleibenden Teil die Kosten einer Reise nach Griechenland bestritt. Es war selbstverständlich, daß Oscar Wilde, der alle Eindrücke so eifrig in sich aufnahm, wie ein Schwamm das Wasser aufsaugt, die beste akademische Ausbildung der damaligen Zeit erhalten und sie durch Reisen vervollkommnen mußte. Uns allen wird gewissermaßen die Ausbildung zuteil, nach der wir Verlangen tragen, und Oscar Wilde schien mir stets überbildet zu sein, d. h. er besaß zu viel Bücherwissen und nicht genug Lebensklugheit und hatte zu wenig selbständig nachgedacht. Aber meine Leser werden sich darüber selbst ein Urteil bilden können.

Im Jahre 1877 unternahm er in Professor Mahaffys Gesellschaft eine lange Rundreise durch Griechenland. Das Vergnügen und der Nutzen dieser Reise waren für Oscar so groß, daß er die festgesetzte Zeit überschritt und verspätet nach Oxford zurückkehrte, so daß die Dons ihm wegen dieses Verstoßes gegen die Hausgesetze eine Geldstrafe von fünfundvierzig Pfund auferlegten. Als er aber im folgenden Jahre das Schlußexamen mit Auszeichnung

bestand und den Newdigate-Preis erhielt, erstatteten sie ihm das Geld zurück.

Dieser Aufenthalt in Griechenland in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre festigte die Lebensanschauungen, die er sich bereits gebildet hatte und auf die ich wohl in der oben erwähnten Unterhaltung mit Pater zur Genüge hingewiesen habe. Wer aber Oscar Wilde verstehen will, darf die Tatsache nicht einen einzigen Augenblick vergessen, daß er zum Heiden geboren und, wie Gautier sich ausdrückt, „ein Mensch" war, „für den nur die sichtbare Welt existiert", — der mit der ganzen Sinnenfreude und Liebe des Griechen zur Formenschönheit begabt war; ein Heide wie Nietzsche und Gautier, dem das Verständnis für das Christentum vollkommen fehlte, ein Mitglied „der Gemeinde der Ungläubigen, die nicht glauben können*", für die das Bewußtsein der Sünde, das Gefühl der Reue Zeichen der Schwäche und eines ungesunden Zustandes sind.

Oscar pflegte häufig zu sagen, es sei seine größte Freude in Rom gewesen, als er sah, daß die griechischen Götter und die Helden und Heldinnen der griechischen Geschichte im Vatikan thronten. Ihm galt Niobe mehr als die mater dolorosa, und Helena mehr als beide, und er behauptete, daß der Kult des Leides dem Kult des Schönen weichen müsse.

Ein zweiter vorherrschender Charakterzug des jungen Mannes soll an dieser Stelle verzeichnet werden.

Bereits während seines Aufenthalts in Oxford begannen seine Neigungen — seine Geistesrichtung und sein Temperament — seiner Zukunft die Richtlinien zu geben. Die Ferien verbrachte er in Dublin und besuchte stets seinen alten Schulfreund Edward Sullivan in seinen Zimmern im Trinity College. Und Sullivan erzählt, daß Oscar bei jeder Zusammenkunft ganz erfüllt von seinem gelegentlichen Aufenthalt in London war und nur von dem Eindruck sprach, den die Bühne und die Bühnenkünstler auf ihn gemacht hatten. Von Jugend an übte das Theater eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus; er besaß nicht nur die ganze Eitelkeit des Schauspielers, sondern auch das, was man die Liebe des geborenen Dramatikers zum bunten Leben der Bühne nennen könnte — zu den farbigen Dekorationen und Trachten, der

* Wildes eigene Worte in „De profundis".

Rhetorik und vor allem dem dazugehörigen pathetischen Hauch, der zu humoristischen Übertreibungen herausfordert.

„Ich entsinne mich", schreibt Sullivan, „daß er mir von Irving als ‚Macbeth' erzählte, der einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, er war ganz entzückt davon. Jedoch befürchtete er, daß er in derselben Weise auf das Publikum gewirkt haben könnte, eine Tatsache, die ihm, wie er behauptete, den Genuß an einer außergewöhnlichen Leistung verderben würde." Er verehrte auch Ellen Terry über alle Maßen, ebenso wie in späteren Jahren Marion Terry, Mrs. Langtry und Mary Anderson.

Sir William Wildes Tod bereitete dem Familienleben in Dublin ein Ende und machte die Hinterbliebenen freizügig. Lady Wilde hatte ihren Gatten und ihre einzige Tochter am Merrion Square verloren, das Haus barg für sie zu viele traurige Erinnerungen, und so hatte sie den lebhaften Wunsch, alles hinter sich zu lassen und nach London überzusiedeln.

Das „Requiescat" in Oscars erstem Gedichtband war dem Andenken seiner Schwester gewidmet die im jugendlichen Alter von noch nicht zehn Jahren gestorben war. Er vergleicht sie mit einem „Sonnenstrahl", der „durch das Haus tanzt". Bereits in der Jugend nahm er den Beruf ernst, den er in sich fühlte. Er hatte die Empfindung, daß er sein Leid besingen und von allem Kunde geben sollte, was ihm das Leben brachte. Aber für den Verlust, den der Tod ihm bereitet hatte, war ihm keine neue Ausdrucksform gegeben.

Willie Wilde kam nach London, fand Beschäftigung als Journalist, und der Herausgeber des Gesellschaftsblattes „The World" ließ ihn bald fast nach seinem Belieben schalten und walten. Mit ungewöhnlicher Selbstlosigkeit oder vielleicht auch mit echt keltischem Familiensinn trug er ziemlich viel dazu bei, Oscars Namen in die Öffentlichkeit zu bringen. Jede kluge Bemerkung, die Oscar gemacht hatte oder die ihm zugeschrieben werden konnte, wurde von Willie in der „World" wiedergegeben. Diese Reklame und Oscars persönliche besondere Rednergabe, hauptsächlich wohl aber die verstohlenen Gerüchte von seinen heimlichen Sünden hatten auf diese Weise schon frühzeitig begonnen, ihn gewissermaßen mit einem Mythos zu umspinnen. Er war bereits auf bestem Wege, eine Rolle zu spielen; er weckte eine bestimmte Neugierde, ein aufregendes Interesse für alles, was er tat. In der vom Trinity College herausgegebenen Zeitschrift „Kottabos"

und in anderen Blättern hatte Oscar Gedichte veröffentlicht. Die Leute fingen an, ihn nach seinem eigenen Werturteil als Dichter und als geistreichen Kopf einzuschätzen, und zwar um so bereitwilliger, als dieser Ehrgeiz in keiner Weise ihren materielleren Bestrebungen im Wege stand.

Für Oscar war jetzt die Zeit gekommen, sich London ebenso zu erobern, wie er sich Oxford erobert hatte. Die erste Klasse in der großen Schule der Welt lag hinter ihm, und sein Eifer war darauf gerichtet, es mit der nächsten zu versuchen, dort, wo seine Fehler die einzigen Lehrmeister waren und seine Wünsche ihm seine Aufgaben vorschrieben. Die Erfolge, die er auf der Universität erzielt hatte, verleiteten ihn zu dem Glauben, daß er von einem Triumph zum anderen schreiten und die Ausnahme bilden würde, welche die Regel bestätigt, — die da lautet, daß der Sieger in den akademischen Schranken selten auf dem Schlachtfeld des Lebens noch einmal zum Sieger wird.

Es fehlt das genügende Verständnis dafür, daß die Erlernung des Lateinischen und Griechischen und die Erziehung zu luxuriösen Gewohnheiten auf anderer Leute Kosten zur positiven Untauglichkeit und Hemmung im wilden Getriebe der großen Stadt führen — dort, wo Habgier und gewissenlose Entschlossenheit am Ruder sind und wo besondere Kunstleistungen des Gedächtnisses oder wohlgesetzte Worte nur selten mit einer Auszeichnung bedacht werden. Wenn es dem studierten Manne im Leben glückt, so glückt es ihm zumeist trotz seiner sogenannten Bildung, nicht aber um ihretwillen.

Es ist wahr, daß die Mehrzahl der englischen Akademiker für ihre eigene Ausbildung unvergleichlich besser sorgen als die vorgesetzten Instanzen. Sie widmen sich mit begeistertem Eifer dem Sport in seinen verschiedenen Formen. Zu ihrem Glück kann man unmöglich den Körper entwickeln, ohne zugleich den Willen zu stählen. Wer in der Athletik Meister werden will, muß seine Tage in emsigem Fleiß verbringen. Er darf nicht nach Belieben essen, noch trinken, wenn er durstig ist. Fast unbewußt werden ihm tiefgründige Lehren zuteil: er lernt seine Begierden meistern und Schmerz und Unbehagen leicht ertragen. Er braucht keinen Aristoteles, der ihm den Wert der Sitten beibringt, denn er ist bald gezwungen, sie als Schutzwaffen gegen seine Lieblingsschwächen zu verwenden. Vor allem wird er erkennen, daß die

Selbstverleugnung durch eine tadellose Gesundheit belohnt wird, daß auch die Distel der Mühsal ihre Blüten treibt. Es ist eine landläufige Wahrheit, daß die akademischen Athleten es meistens im Leben zu etwas bringen, denn die strenge spartanische Zucht bewährt sich unvergleichlich besser als die griechische Formenlehre.

Oscar Wilde wußte nichts von dieser strengen Zucht. Er hatte seinen Körper nie zur Ausdauer, noch seinen Willen zur Festigkeit geschult. Er war ein vollendetes, blühendes Produkt des akademischen Studiums und der Muße. Auf dem Magdalen College hatte er eine üppige Lebensweise und die Genüsse kostspieliger Neigungen kennen gelernt: er war sozusagen in Capua erzogen und entnervt und seine Eitelkeit mit weltfremden Triumphen zur Genüge gespeist worden: er war zugleich vergnügungssüchtig, selbstgefällig und schwach. Er war jahrelang darin bestärkt worden, seinen Regungen nachzugeben, seinen Empfindungen freien Lauf zu lassen und, als Schellenkappe der Narrheit, selbst im Kampf auf Leben und Tod einen phantastischen Ehrenkodex aufrechtzuerhalten, während er die Religion verschmähte, die ihm ein gewisses Eigentumsrecht auf die Achtung seiner Landsleute bieten konnte. Welche Aussichten hatte dieser feingebildete, ehrliebende Sybarit in dem unerbittlichen Ringen des modernen Lebens, in dem die wichtigste Eigenschaft die Willenskraft ist und die einzig erforderliche Kenntnis die Wertschätzung des Geldes bildet. Ich möchte der Auffassung vorbeugen, daß ich in irgendeiner Weise Oscar hier zu nahe treten will. Aber ich darf gewiß behaupten, daß die Blume weniger widerstandsfähig ist als das Unkraut, ohne das Unkraut dadurch zu adeln oder die Blume zu erniedrigen.

Oscar Wilde hatte nun den ersten Teil seiner Lebensreise zurückgelegt. Wir wollen versuchen, ihn so zu beurteilen, wie er sich damals selbst beurteilt hat, und zugleich seine wahren Beziehungen zur Welt feststellen. Glücklicherweise besitzen wir ziemlich eingehende Selbstbetrachtungen von seiner Hand.

In Fosters Buch „Alumni Oxonienses" gab sich Oscar Wilde, als er Oxford verließ, für einen „Professor der Ästhetik und Kunstkritiker" aus, eine Reklame, die in meinen Augen zugleich unendlich lächerlich und pathetisch ist. „Lächerlich", weil sie eine so vollständige Unkenntnis des Lebens verrät, das restlos den Menschen gehört, die fleißig die Dunggabeln zu hantieren verstehen — jenen „Gergesener Säuen", die, wie Carlyle sich ausdrückt,

„emsig auf der Suche nach Erdnüssen wühlen und grunzen". „Pathetisch", weil sie so unverfroren ist wie die Jugend selbst, mit einem aus jugendlicher Selbstgefälligkeit und Übertreibung gefärbten Einschlag. Wieder eine ehrgeizige Menschenseele auf der Schwelle des Lebens, die sehnsuchtsvoll irgendeine annehmbare vornehme Tätigkeit in der Welt sucht, ohne die leiseste Ahnung, daß ideale Bestrebungen überall verachtet und unterbunden werden. Denn die große Masse verlangt heutzutage unsolid gebaute Fachwerkhütten und fragt nichts nach Kirchen, Kunstpalästen und Tempeln des Geistes.

Man möchte behaupten, daß es nicht die richtige Zeit und ganz gewiß nicht der richtige Ort für einen „Professor der Ästhetik" ist, und man möchte wohl wissen, ob Zululand für einen solchen Mann nicht ein günstigerer Boden wäre als England. In Deutschland, Frankreich und Italien finden die, welche das Schöne lieben, auf den Universitäten, in den Gemäldegalerien, Museen und Opernhäusern manches Berufsfeld, und vor allem herrscht dort eine wohlerzogene Achtung vor dem Künstler und Schriftsteller. Ebenso wie auch in staatlich unterstützten chemischen Laboratorien und polytechnischen Schulen, die, selbst vom Nützlichkeitsstandpunkt betrachtet, vortreffliche Ergebnisse zeitigen, die Jünger der Wahrheit ihre Betätigung finden. Aber dem reichen England stehen im ganzen nur ein paar Dutzend solcher Stellen zu Gebote, und diese werden gewöhnlich mit einer zynischen Geringschätzung des wahren Verdienstes vergeben. Das klägliche gesetzlose England, das inmitten seiner leiblichen Genüsse seelisch verkümmert ist und jetzt den Heloten durch das Beispiel den Beweis erbringen will, daß der Mensch von Brot allein nicht leben kann — dieses England und Oscar Wilde! das „schwarze Land" und der „Professor der Ästhetik" — fürwahr, meine Herrschaften, eine Narrenwelt!

Wir müssen uns nun mit der betrübenden Wahrheit vertraut machen, daß in dem Zwist dieser beiden Elemente die Schuld nicht ganz einseitig war. Vielleicht war England sogar vom Idealen noch weiter entfernt als der vermeintliche „Professor der Ästhetik" — eine Tatsache, die uns wohl Anlaß und Stoff zum Nachdenken geben kann. Man hat uns vom organischen Fortschritt gesprochen, und hätten wir Augen im Kopfe gehabt, so würden wir wirklich erkannt haben, daß die sogenannte Entwicklung sich von der

einfachen zur komplizierten Form vollzieht. Deshalb hätten unsere führenden Männer die stetig zunehmende Kompliziertheit des modernen Lebens und der modernen Menschen berücksichtigen müssen. Ein guter Gärtner sucht sogar aus Ehrgeiz neue Arten zu züchten. Unsere Politiker hingegen geben sich nicht einmal die Mühe, den neuen Arten, die in Erscheinung treten, eine Lebensmöglichkeit zu bieten. Sie sind scheinbar allzu eifrig damit beschäftigt, ihre eigene Stellung festzuhalten.

Seit dem Mittelalter ist in England keine neue Berufstätigkeit ins Leben gerufen worden. Inzwischen haben wir neue Kunstgewerbe, neue Wissenschaften und Künste ersonnen. Wann werden sie zu neuen, einen Lebensunterhalt gewährenden Berufen ausgestaltet und organisiert werden, damit junge, geschickte Menschen ein passendes Gebiet für ihre Fähigkeiten finden können und nicht mit oder gegen ihren Willen gezwungen sind, nach Erdnüssen zu wühlen, wenn es für sie und uns gewinnbringender wäre, ihre vornehmeren Gaben zu verwenden? Nicht nur die Armen sind in England ärmer und zahlreicher als in anderen Ländern, auch für die „Intellektuellen" wird weniger gesorgt; und infolgedessen krankt der Organismus an seinen beiden Polen. Es ist die höchste Zeit, daß diese beiden Gebrechen in Behandlung genommen werden; denn England ist jetzt nach einstimmigem Urteil so ungefähr der am schlechtesten organisierte und vom Ideal am weitesten entfernte Staat unter allen modernen Ländern.

Auch für die vorhandenen Berufstätigkeiten müßte etwas getan werden, damit sie eines berechtigten Ehrgeizes wert sind. Eine dieser Organisationen — die Kirche — ist eine edle, aber seelenlose Körperschaft, und wir wittern es, daß ihre Seele vor einiger Zeit verschieden ist, während der ärztliche Beruf eine edle Geistigkeit mit einer elenden, halbentwickelten Körperlichkeit besitzt. Es ist ein gutes Zeugnis für die unzerstörbare Lauterkeit und das ehrfürchtige Mitleid der menschlichen Natur, daß unsere Ärzte sich beharrlich mühen, alle Krankheiten zu heilen, während der Eigennutz ihnen augenscheinlich gebieten würde, die Leiden ihrer Patienten in die Länge zu ziehen. Was für eine gesetzlose, von Eigendünkel verblödete Welt ist dieses England! Wie wird dieser ästhetische Professor mit ihr fertig werden?

Da ist er nun, diese Zierde der englischen Universitätsausbildung, im Besitz einiger der höchsten akademischen Auszeichnungen,

ohne irgendwelche nennenswerte Möglichkeiten, sich einen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn nicht zufällig durch den Journalismus. Und der englische Journalismus leidet unter der alles beherrschenden Gesetzlosigkeit. In Frankreich, Italien und Deutschland gilt er für einen Beruf, in dem ein wortgewandter, gebildeter junger Mann sich in Ehren die Sporen verdienen kann. Und in vielen Ländern kann ein begabter und hochgesinnter Mensch diese Art des Broterwerbs noch zu einer Kunst gestalten. Aber in England wird der Journalist oder moderne Prediger hauptsächlich infolge der vom Kapitalismus listig ersonnenen Anonymität der Presse zu einem käuflichen Sprachrohr, einem seelenlosen Marktschreier, der bezahlt wird, um für die Ware seines Herrn Reklame zu machen. Und so wird unser „Professor der Ästhetik und Kunstkritik" wohl zweifellos im London des 19. Jahrhunderts seine trüben Erfahrungen machen.

Wie wir bereits gesehen haben, hatte Oscar schon sein kleines väterliches Erbteil angegriffen und konnte sich nicht verhehlen, daß er bald von den paar Pfund leben mußte, die er sich wöchentlich verdiente. Aber er war ja ein Dichter mit grenzenlosem Vertrauen zu seinem eigenen Können. Für eine Künstlernatur ist die Gegenwart alles; und er nahm sich vor, nur heute noch — dieses eine Mal so zu leben, wie er es gewöhnt war. So fuhr er denn erster Klasse nach London und kaufte sich alle Bücher und Zeitschriften, die ihm die Fahrt verkürzen konnten. „Gebt mir die Überflüssigkeiten des Lebens", pflegte er zu sagen, „so überlasse ich den anderen die Notwendigkeiten."

Aber in einem entlegenen Winkel seiner Seele hausten ernste Besorgnisse. Viel später erst hat er mir erzählt, daß der Tod seines Vaters und die Kärglichkeit seines Erbteils ein schwerer Schlag für ihn gewesen waren. Damals faßte er jedoch, im Hinblick auf den verhältnismäßig guten Erfolg seines Bruders, wieder Mut und schob alle Befürchtungen und Zweifel mit Geringschätzung beiseite.

Es spricht für ihn, daß er zuerst bemüht war, seine Ausgaben einzuschränken und ein arbeitsames Leben zu führen. Er mietete sich zwei möblierte Zimmer in der Salisbury Street, dicht am „Strand" — die richtige Grub Street* für einen eleganten Mann, und fing an, journalistisch zu arbeiten, während er gleichzeitig

* Eine Straße, in der dürftige Schriftsteller wohnen.

einen Gedichtband zur Veröffentlichung zusammenstellte. Seine journalistische Tätigkeit war zuerst durchaus nicht erfolgreich. Es war sein Mißgeschick, daß sein Ausdruck nur für die klügsten Köpfe bestimmt war, und kluge Köpfe sind nirgends sehr reichlich vorhanden. Überdies war seine Ausdrucksform noch akademisch und gekünstelt. Sein Bruder Willie war durch seine alltäglicheren Neigungen für diese Tätigkeit anscheinend besser geeignet. Aber Oscar erzielte von Anfang an einen gewissen gesellschaftlichen Erfolg.

Sobald er in London eingetroffen war, trat er keck ins Licht der Öffentlichkeit, besuchte alle „Premieren" und führte bei jeder Gelegenheit gern das Wort. Er verstand es nicht nur, hervorragend gut zu plaudern, er hatte auch stets ein Lächeln, beständig war er rege, voller Leben und Lebensfreude und insbesondere geneigt, alle Dinge und Menschen, die ihm gefielen, über die Maßen zu loben. Diese begeisterte Bewunderungsfähigkeit war nicht nur sein gewinnendster Charakterzug, sondern vielleicht auch der Hauptbeweis seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten. Zweifellos war es auch die Eigenschaft, die ihm während seines ganzen Lebens am meisten zustatten kam. Er erzählte überall, wo er sich zeigte, daß Mrs. Langtry schöner sei als die „Venus von Milo" und Lady Archie Campbell bezaubernder als Rosalinde und Mr. Whistler ein unvergleichlicher Künstler. Diese Begeisterung von seiten eines jungen, geistreichen Menschen war etwas Überraschendes und höchst Erfreuliches, und so wurden ihm in allen Gesellschaftskreisen die Türen aufgetan. Die Leute, die in überschwenglichen Worten zu loben verstehen, sind im allgemeinen gern gesehene Gäste, und wenn Oscar nichts zu loben fand, zuckte er die Achseln und schwieg. Diese lächelnden Lippen äußerten fast nie ein herbes Wort. Keine bewußte Taktik hätte in England mehr Erfolg haben können als die angeborene Gabe dieser strahlend guten Stimmung und Begeisterungsfähigkeit. Er lernte nicht nur sämtliche Schauspieler und Schauspielerinnen, sondern auch die Hauptgönner und Stammgäste des Theaters kennen: Lord Lytton, Lady Shrewsbury, Lady Dorothy Nevill, Lady de Grey und Mrs. Jeune und andererseits Hardy, Meredith, Browning, Swinburne und Matthew Arnold — tatsächlich die ganze Welt der Boheme und alle Leute aus Mayfair*, die sich für geistige Dinge interessieren.

---

* Mayfair ist ein vornehmer Stadtteil in London.

Aber obwohl er sehr viel in Gesellschaft ging, mit sehr vielen hervorragenden Persönlichkeiten zusammenkam und sich eine gewisse Popularität erwarb, brachte sein gesellschaftlicher Erfolg ihm kein Geld ein, sondern zwang ihn sogar zu Ausgaben. Denn der andauernde Beifall seiner Zuhörer weckte sein Selbstvertrauen. Er fing an, mehr zu plaudern und weniger zu schreiben, — und Droschken, Handschuhe und Blumen kosten Geld. So sah er sich bald genötigt, sein kleines Besitztum in Irland zu verpfänden.

Man muß zugleich anerkennen, daß er noch immer unermüdlich nach geistiger Vervollkommnung strebte, und in London fand er mehr schöpferisch veranlagte Lehrer als in Oxford, vor allem Morris und Whistler. Morris ist zwar, so lange er lebte, über Gebühr gerühmt worden, hatte aber seinen Zeitgenossen kaum eine Botschaft zu künden. Er suchte seine Ideale in einer erdichteten Vergangenheit, und was er lehrte und rühmte, war häufig vollkommen ungeeignet für moderne Verhältnisse. Whistler hingegen war der Modernste der Modernen und obendrein ein bedeutender Künstler. Er hatte sich nicht nur auf die neuesten Gedankengänge der Zeit eingestellt, sondern sie mit der magischen Macht der Genialität umgewandelt und zu seinem Eigentum gemacht. Noch früher als die Brüder Goncourt erkannte er bewundernd den Reiz des chinesischen Porzellans und der japanischen Holzschnitte, und seine eigene auserlesene gefühlsmäßige Erkenntnis hatte ihn, durch das Beispiel der Japaner bestärkt, darauf hingewiesen, daß seine innerliche Einsicht wertvoller war als irgendeine einfache äußerliche Darstellung des Lebens. Er empfand, daß die moderne Kunst eine Deutung, nicht aber eine Wiedergabe der Wirklichkeit sein soll, und er lehrte die goldene Regel des Künstlers, daß die Hälfte gewöhnlich vielsagender ist als das Ganze. So wanderte er durch London und predigte neue Dekorationsmethoden und eine zweite Renaissance der Kunst. Wäre er nichts anderes gewesen als ein Maler, so hätte er nie einen so ungewöhnlichen Einfluß ausgeübt, aber er war außerdem eine eigenartig interessante Erscheinung und ein vortrefflicher, mit plastischer Ausdrucksform und geradezu kaustischem Witz begabter Redner.

Oscar saß ihm zu Füßen und prägte sich so viel als möglich von diesem neuen ästhetischen Evangelium ein. Er wagte es sogar, ein paar der wirkungsvollsten Erzählungen des Meisters als sein

Eigentum zu betrachten, und so kam es zu Unstimmigkeiten zwischen ihm und seinem Lehrer.

Ein Zwischenfall soll hier erwähnt werden.

Als eine Ausstellung der Whistlerschen Gemälde stattfand, erschien der Kunstkritiker der „Times", Mr. Humphry Ward, um sie zu besichtigen. In seiner ungebührlichen Überhebsamkeit ließ er nicht locker, sondern zwang den Meister, ihm zuzuhören, und sagte, auf ein Gemälde deutend:

„Das ist gut, erstklassig, ein entzückendes Farbenfleckchen; aber hören Sie mal, — das da —", fuhr er fort und wies plötzlich mit dem Finger rückwärts auf ein anderes Bild, „das ist schlecht, ganz verzeichnet — schlecht!"

„Mein lieber Herr", rief Whistler, „Sie dürfen nie und nimmer sagen, daß dieses Gemälde gut und jenes schlecht ist! Gut und schlecht — das sind keine Ausdrücke, die Sie gebrauchen können. Sagen Sie lieber, dieses gefällt und jenes mißfällt mir, dann werden Sie Ihre Rechte nicht überschreiten. Und nun kommen Sie, wir wollen ein Glas Whisky trinken, denn der wird Ihnen sicherlich gefallen."

Oscar war von dieser witzigen Schlagfertigkeit ganz hingerissen und rief:

„Ich wünschte, ich hätte das gesagt."

Und mit blitzartiger Geschwindigkeit parierte Whistler:

„Unbesorgt, Oscar, das wirst du schon tun."

Von allen persönlichen Einflüssen, die darauf gerichtet waren, Oscars Talent zu modeln, ist Whistlers Einfluß meines Erachtens der bedeutendste. Er lehrte ihn, daß geniale Menschen eine Sonderstellung einnehmen und sich ihre eigenen Gesetze vorschreiben; er bewies ihm auch, daß jede Eigenart — eine merkwürdige äußere Erscheinung, Witz, ja sogar Unmanierlichkeit — in einem demokratischen Staat doppelte Geltung habe. Aber weder sein eigenes Talent, noch die kühne, von Whistler erlernte Anmaßung verhalfen ihm zum Gelderwerb. Sein Ziel, London zu erobern, schien mehr denn je in eine unwahrscheinliche Ferne gerückt zu sein. Wie konnte er oder überhaupt irgend jemand dort, wo die Lorbeeren Whistler versagt geblieben waren, des Sieges sicher sein?

Ein weniger treffsicherer Professor der Ästhetik hätte sich durch die pekuniären und anderen Schwierigkeiten seiner Lage verstimmen lassen, oder von Anfang an vor der undurchdringlichen,

lückenlosen Mauer des englischen Philistertums und der englischen Geringschätzung den Mut verloren. Aber Oscar Wilde war sich seiner großen Fähigkeiten bewußt und von zügelloser Eitelkeit gepeitscht. Anstatt im Hinblick auf diese Widerstände sein anmaßendes Wesen zu zügeln, steigerte er es. Er fing an, abends in Kniehosen und Seidenstrümpfen umherzugehen, und trug seltsame Blumen — grüne Kornblumen und vergoldete Lilien — im Knopfloch. Er nannte Baudelaire — den die Leute nicht einmal dem Namen nach kannten — einen weltberühmten Dichter und verkündigte das sonderbare Glaubensbekenntnis: „Nichts hat so viel Erfolg wie die Ausschweifung." Sehr bald war sein Name in aller Leute Munde. London redete über ihn, und an tausend Teetischen bildete er das Gesprächsthema. Hatte er früher eine Einladung erhalten, so lief jetzt ein ganzes Dutzend ein: er wurde ein berühmter Mann.

Selbstverständlich gab es noch immer viele Leute, die ihn als bloßen „Poseur" bespöttelten; man hätte noch immer die ganze Lombard Street gegen eine Porzellanapfelsine zum Pfande setzen können, daß er unter den zehntausend stampfenden Füßen des gleichgültigen und verächtlichen Mittelstandes zermalmt werden würde.

Jedoch manche Umstände kamen ihm zustatten. Obwohl die künstlerische Bewegung, die vor Jahren durch die Präraffaeliten eingeleitet worden war, von der großen Menge noch als Schrulle verlacht und verhöhnt wurde, waren ein paar Menschen unentwegt geblieben, und allmählich hatte diese standhafte Minderheit die Oberhand über die Mehrheit gewonnen, wie es häufig in demokratischen Staaten der Fall ist. Oscar Wilde machte sich den Sieg dieser kunstliebenden Pioniere zunutze. Unter dem gleichgültigen Publikum gab es vereinzelte Männer, die sich zu der künstlerischen Lebensanschauung, und vereinzelte Frauen, die sich zu der gefühlsmäßigen Innigkeit des neuen Glaubensbekenntnisses hingezogen fühlten. Und so wurde Oscar Wilde zum Propheten eines esoterischen Kultes. Aber auch der Umstand, daß er stadtbekannt war, löste die pekuniäre Frage nicht, die immer dringlicher wurde. Zu Dutzenden von Malen schob er sie beiseite und zog es vor, sich in Schulden zu stürzen, statt sich Beschränkungen aufzuerlegen. Er glaubte immer, daß er auf irgendeine Art — wie eine Katze — auf seine Füße fallen würde. Aber die

Menschen, die sich auf diese Weise trösten, fallen gewöhnlich einem anderen auf die Füße, — und so geschah es mit Oscar Wilde. Als er sechsundzwanzig Jahre alt war, merkwürdigerweise gerade zu jener Zeit, als er die Welt durch seine phantastische Kleidung mit unverschämter Keckheit herausforderte, ließ er sich herbei, seine Mutter um Geld anzugehen, das sie selbst schwer erübrigen konnte. Aber um ihr gerecht zu werden, muß man anerkennen, daß das Geld für sie Nebensache war, wenn ihre Zuneigung mit im Spiel war. Und sie liebte Oscar nicht nur, sondern war auch stolz auf ihn. Immerhin konnte sie ihm nicht viel geben, und so wurden die Schwierigkeiten nur aufgeschoben. Was war da zu machen?

Seine Eitelkeit hatte mit seinem Aufstieg Schritt gehalten; für den Liebling der Gesellschaft wurde die Furcht vor der Entgleisung nur zum Ansporn; so sann er auf ein Mittel, die Philister für sich zu gewinnen, und wußte nichts Besseres zu finden als seinen Gedichtband. Fast ein ganzes Jahr hatte er sich immer wieder bemüht, ihn an die Öffentlichkeit zu bringen. Die Verleger sagten ihm unumwunden, daß mit Gedichten kein Geschäft zu machen wäre, und weigerten sich, das Risiko zu übernehmen. Aber die Berühmtheit seiner Kniebeinkleider, seiner langen Seidenstrümpfe und vor allem die unablässigen Angriffe der Gesellschaftspresse kamen ihm zu Hilfe, und so erschien sein Buch im Frühsommer des Jahres 1881 mit der ganzen Würde, die ein stattlicher Einband, gutes Papier, breite Ränder und ein hoher Preis ($10^1/_2$ Schilling) ihm zu verleihen imstande waren. In Wirklichkeit hatte er die Drucklegung und Herstellung des Buches selbst bezahlt, und der Verleger David Bogue gab gegen eine Kommissionsgebühr seinen Namen dazu her.

Oscar hatte große, abenteuerliche Hoffnungen auf dieses Buch gesetzt. Bis an sein Lebensende hielt er sich für einen Dichter, und in der schöpferischen Bedeutung des Wortes war er zweifellos dazu berechtigt, aber er glaubte es auch im poetischen Sinne zu sein, und hier können seine Ansprüche nur mit manchem gewichtigen Vorbehalt anerkannt werden. Aber gleichviel, ob er ein Poet war oder nicht, die Hoffnungen, die er an dieses Buch geknüpft hatte, waren übertrieben. Er glaubte, daß es ihm nicht nur zum Ruhm verhelfen, sondern auch viel Geld einbringen würde, und in England verdient man mit der Dichtkunst nur

selten Geld. Das Buch erzielte einen ungewöhnlichen und — wie man sicherlich behaupten darf — größeren Erfolg, als irgendein wirklich dichterisches Erstlingswerk jemals in England erzielt hat oder nach Menschenermessen je erzielen wird. Innerhalb weniger Wochen wurden vier Auflagen verkauft. Zwei der in diesem Bande enthaltenen Sonette waren Ellen Terry gewidmet: eins in ihrer Rolle als „Portia", das zweite als „Henrietta Maria". Sie trugen mit dazu bei, das Buch beim Publikum beliebt zu machen, denn Miß Terry war von den Sonetten entzückt und hob das Buch und seinen Verfasser in den Himmel*. Ich gebe hier das Sonett „Henrietta Maria" als eine hübsche Probe des Werkes wieder:

Königin Henrietta Maria

Harrend des Sieges steht sie im Zelt allein,
Die Augen trüb, von Kummernebeln bleich,
Der blassen Lilie wohl im Regen gleich;
Doch nimmer flößt gemeine Furcht ihr ein

Der Waffen Schall, des Himmels blut'ger Schein,
Des Kriegs Verderb, der Fall der Ritterschaft:
Mit stolzer Seele in der Liebe Kraft
Harrt sie des Königs, ihres Herrn, allein.

O Goldhaar! Purpurmund! O Angesicht!
Gemacht, daß jeder Mann nach dir entbrennt.
Du machst vergessen Mühe mich und Pflicht,
Den liebelosen Pfad, der Rast nicht kennt,
Der Zeit Gewalt, der Seele eitles Streben
Und Freiheit und republikan'sches Leben.**

Die lyrische Dichtkunst ist durch die Vollkommenheit ihrer Form Englands Hauptkunst, ebenso wie die Musik vornehmlich Deutschlands Kunst ist. Ein Gedichtband wird fast mit Sicherheit von der englischen Presse nach Gebühr gewürdigt werden, während es ihr nicht lohnend erscheint, einem Werk wie „Sartor Resartus" oder Emersons ersten Essays ihre Beachtung zu schenken. Die

* In ihrem Buch „Recollections" schreibt Miß Terry, daß Oscar Wilde und Whistler von allen genialen Geistern den größten Eindruck auf sie gemacht haben.

** Aus dem von Otto Hauser ins Deutsche übertragenen Gedichtband.

ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die Oscars Buch bei der Kritik erregte, war ein Beweis dafür, daß seine Persönlichkeit und sein gesellschaftlicher Erfolg auf die Zeitungsberichterstatter schon Eindruck gemacht hatten.

Die Zeitschrift „The Athenaeum" erwies dem Buch die Ehre, es in ihrer Ausgabe vom 23. Juli in einem Leitartikel zu besprechen. Die Rezension war streng, aber nicht ungerecht, und lautete: „Mr. Wildes Gedichtband kann als die Verkündigung eines neuen Glaubens betrachtet werden. Er unterscheidet sich von anderen Evangelien dadurch, daß er dem Kultus, den er stiften will, nicht vorausgeht, sondern nachfolgt . . . Wir können jedoch nicht erkennen, daß der Apostel der neuen Kultform irgendeine bestimmte Botschaft zu bringen hat."

Dann machte sich der Kritiker die Mühe, wörtlich nachzuweisen, daß „das Buch fast vollständig nachgeahmt ist . . .", und bemerkt zuletzt: „Werke dieser Art haben keinen bleibenden Wert."

Die „Saturday Review" ging am Schluß eines Artikels über „Neue Lyrik" etwas nichtachtend mit dem Buch um. „Weder gut noch schlecht" lautete das Fazit. Der Rezensent beanstandete nach englischer Art den sinnlichen Ton der Gedichte, gab aber im ganzen ein ziemlich gerechtes Endurteil ab: „Dieses Buch enthält manche kluge Wendung, wird aber insgesamt durch Nachahmung, Unehrlichkeit und Geschmacklosigkeit entwertet."

Zu gleicher Zeit waren die Bemerkungen im „Punch" über die Maßen herbe, während die Besprechungen in „The World", die größtenteils von Oscars Bruder redigiert wurden, übertrieben rühmlich waren. „Punch" erklärte, daß „Mr. Wilde wohl ästhetisch, aber nicht originell genannt werden könnte . . . ein Buch voller wohlbekannter Klänge . . . Swinburne mit Wasser verdünnt."

Was sollte es aber bedeuten, daß das „Athenaeum" ein neuerschienenes Buch mit nachgeahmten Gedichten so ernst nahm, es als die „Verkündigung eines neuen Glaubens" bezeichnete, mit der beiläufigen Bemerkung, daß „es dem Kulte nachfolgt" und so weiter?

Vermuthch hat das „Athenaeum" Oscar Wilde fälschlich für einen Vollender der präraffaelitischen Bewegung gehalten mit der halbbewußten und spezifisch englischen Vorstellung, daß alles, was „ästhetisch" oder „artistisch" ist, unbedingt etwas Schwächliches und Wertloses, wenn nicht gar noch Schlimmeres ist.

Bald nach Oscars Abgang von Oxford begann der „Punch", ihn zur Zielscheibe seiner Zerrbilder zu machen und den Kultus dessen, was er „The Too Utterly Utter" (Übermäßiges, allzu Übermäßiges) nannte, ins Lächerliche zu ziehen. Neun Zehntel aller Engländer freuten sich über die wilden Schmähungen, mit denen das Lieblingsorgan des englischen Mittelstandes jene Erscheinung überschüttete, die, milde ausgedrückt, als „ästhetische Schrulle" bekannt war.

„Punch" veröffentlichte z. B. unter dem Titel „A Poet's Day" (Ein Dichtertag) folgende Glossen:

„Oscar beim Frühstück! Oscar beim Mittagessen!!
Oscar beim Abendessen!!! Oscar beim Nachtessen!!!!"

„„Sehen Sie, letzten Endes bin ich doch ein Sterblicher', bemerkte der Dichter mit einem unaussprechlich ansprechenden Lächeln, als er den Kopf von den zierlich angerichteten, aber trotzdem nahrhaften Speckeiern (Ham and Eggs) hob. Mit seiner langen, gertenschlanken Hand fuhr er durch das wallende Haar und streifte mit der Lässigkeit eines Grafen d'Orsay einen Lockenwickel ab, der aus Versehen hängen geblieben war.

Nach dieser Kraftanstrengung äußerte Mr. Wilde, daß er sich etwas angegriffen fühlte, und mit halb entschuldigendem Lächeln bestellte er sich eine zweite Portion Setzei mit Speck."

Ähnlich geartet waren die Verse, die der „Punch" über dieses Thema brachte —, sie bekundeten mehr Bosheit als Humor. Unter dem Titel „Petersilie" (Sage Green; von einem verblühenden Ästheten) veröffentlichte er folgendes Machwerk:

Der Lilienblüte gleichet meine holde Fee,
(Das Blau des Pfau-Gefieders kränzt ein Heil'genschein)
Wie knospend ich ihr Blumenfenster seh',
(Der süßen Petersilie will mein Lied ich weihn,
Heissa, juchhei!)
Mir armem Sänger, ach! Entsagung winkt!
(Das Blau des Pfau-Gefieders kränzt ein Heil'genschein)
In Liebchens Beutel nie ein Goldfuchs springt!
(Der süßen Petersilie will mein Lied ich weihn,
Heissa, juchhei!)

Wenn man die Kritik in ihrer Gesamtheit betrachtet, ist es zwecklos, in Abrede zu stellen, daß eine perverse Veranlagung des

Dichters, die sich angeblich in seiner Dichtung widerspiegelt, als stillschweigende Voraussetzung gilt. Nur auf diese Weise läßt sich die Ablehnung erklären, die viel schärfer ist, als die Verse es verdienen.

Die Gedichte lieferten Oscar das für eine Gesellschaftsperiode notwendige Kleingeld und steigerten seinen Ruf, trugen aber wenig oder gar nicht dazu bei, die Sachverständigen für ihn zu gewinnen. Das Buch enthielt kein denkwürdiges Wort, keinen neuen Rhythmus und keinen Herzenslaut. Doch lyrische Erstlingswerke sind in der Regel eine Nachahmung, und der Versuch war nicht uninteressant, wenn er sich auch vielleicht mit „Venus und Adonis" nicht messen konnte.

Selbstverständlich war die Kritik eine Enttäuschung für Oscar; aber der Absatz und das Aufsehen, welches das Buch erregte, ermutigten ihn, und er war entschlossener denn je, sich durchzusetzen.

Was sollte nun zunächst unternommen werden?

V

OSCARS ZWIST MIT WHISTLER UND SEINE VERMÄHLUNG

Das erste Ringen im Kampf mit dem Schicksal hatte keinen entscheidenden Ausgang. Oscar Wilde hatte es zuwege gebracht, daß sein Name genannt und besprochen wurde, er hatte sich ein paar Jahre über Wasser gehalten, während er das Leben ein wenig und sich selbst etwas eingehender kennen lernte. Andererseits hatte er fast sein gesamtes väterliches Erbteil verbraucht und überdies noch Schulden gemacht, — und doch schien er der Möglichkeit, die Mittel zu einer auskömmlichen Lebensführung zu verdienen, durchaus nicht nähergekommen zu sein. Die Aussichten waren beunruhigend.

Selbst als junger Mensch besaß Oscar ein sehr ausgeprägtes Verständnis für das Leben. Als Journalist konnte er nicht vorwärtskommen, und die Engländer machten sich nichts aus seinen Gedichten; aber das Vortragspodium stand ihm noch zu Gebote. Im stillen wußte er, daß er den mündlichen Ausdruck besser beherrschte als den schriftlichen.

So veranlaßte er seinen Bruder, in der „World" ganz dreist die Mitteilung zu veröffentlichen, daß Oscar Wilde infolge des „über Erwarten großen Erfolgs seiner Gedichte die Aufforderung erhalten habe, in Amerika Vorträge zu halten".

Diese Aufforderung bestand nur in der Phantasie; aber Oscar war entschlossen, sich sein neues Gebiet zu erzwingen, er war überzeugt, daß da Geld zu holen sei.

Außerdem hatte er noch einen zweiten Pfeil im Köcher. Als das erste Grollen des sozialen Unwetters in Rußland nach England hinüberdrang, ergriff unser aristokratischer Republikaner die Gelegenheit beim Schopfe und schrieb ein Theaterstück über die nihilistische Verschwörung, das er „Vera" nannte. Dieses Drama atmete die in England volkstümliche freiheitliche Stimmung. „Vera" wurde im interessanten Lichte der neuesten Ereignisse im September 1880 veröffentlicht, erlitt aber ein Fiasko.

Der Dreißigjährige

Jedoch die Ermordung des Zaren Alexander im März 1881, die Art, in der Oscars im Juni dieses Jahres veröffentlichte Gedichte von Miß Terry beurteilt und von der Presse angepriesen wurden, veranlaßten eine ganz tüchtige Schauspielerin namens Bernard Beere, „Vera" für die Bühne anzunehmen. So wurde denn plötzlich angezeigt, daß „Vera" von Mrs. Bernard Beere im Dezember 1881 im „Adelphitheater" aufgeführt werden würde, aber der Verfasser mußte sich mit dieser Ankündigung begnügen. Der Dezember ging ins Land, ohne daß „Vera" auf die Bühne kam. Oscar hielt es für wahrscheinlich, daß das Stück in Amerika untergebracht werden könnte; jedenfalls konnte ein Versuch nichts schaden, und so fuhr er nach Neuyork.

Es war leicht möglich, daß ihm dieses neue Wagnis glückte. Auf literarischem und künstlerischem Gebiet wird der Geschmack der Amerikaner immer noch vom englischen Geschmack stark beeinflußt, wenn nicht gar gemodelt, und wäre Oscar Wilde richtig eingeführt worden, so hätte seine außergewöhnliche Rednergabe ihm vermutlich in Amerika auf dem Vortragspodium Erfolg gebracht.

Die Worte, die er bei der Landung an die Zollbeamten richtete: „Ich habe nur mein Genie zu verzollen, weiter nichts", stellten ihn ins grelle Licht der Öffentlichkeit und bildeten das Thema lebhafter Kommentare und Erörterungen im ganzen Lande. Aber die Flügelmänner seiner Kaste, deren Verherrlichung ihn in England emporgebracht hatte, waren in Amerika kaum zu finden und keineswegs kühn genug, um Parteigänger zu sein. Oscar stand ohne seine gewohnte „Claque" vor dem amerikanischen Philisterpublikum, und unter diesen Umständen war schon ein geteilter Erfolg der Beweis für bedeutende Fähigkeiten. Er sprach über die „englische Renaissance" und „Häuserschmuck". Der erste, am 9. Januar 1882 in der „Chickering Hall" gehaltene Vortrag erregte so viel Aufsehen, daß der bekannte Impresario, Major Pond, ihn zu einer Tournee verpflichtete, die jedoch wegen ihres pekuniären Mißerfolges auf halbem Wege unterbrochen werden mußte. Die Neuyorker Zeitschrift „The Nation" brachte einen recht anschaulichen Bericht über seinen ersten Vortrag: „Mr. Wilde ist von Natur ein Auslandsprodukt, das bei uns schwerlich Anklang finden wird. Was er zu sagen weiß, ist nichts Neues, und seine Verstiegenheit ist nicht verstiegen genug, um das amerikanische

Durchschnitts-Publikum zu belustigen. Seine Kniehosen und sein langes Haar sind ganz gut und schön; aber Bunthorne hat dem Publikum für Wilde den Geschmack verdorben."

Aber „The Nation" unterschätzte die Neugierde der Amerikaner. Oscar hielt vom Januar bis zum Juli, dem Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Neuyork, etwa neunzig Vorträge. Die Bruttoeinnahmen betrugen gegen £ 4000: er erhielt etwa £ 1200, und es verblieben ihm ein paar hundert Pfund Überschuß. In seinem Optimismus betrachtete er dieses Ergebnis als einen Sieg.

Man wird heutzutage zu dem Geständnis geneigt sein, daß diese Vorträge beim Lesen recht dürftig wirken. Sie enthalten keinen einzigen neuen Gedanken und nicht einmal einen bedeutsamen Ausdruck; sie sind nichts anderes als Schülerarbeiten, da die besten Stellen nur Variationen von Pater und Arnold sind, während die Titel von Whistler stammen. Dr. Ernest Bentz hat diese Tatsache in seiner Monographie „The Influence of Pater and Matthew Arnold in the Prose-Writings of Oscar Wilde" (Paters und Matthew Arnolds Einfluß auf Oscar Wildes prosaische Schriften) mit merkwürdiger Gelehrsamkeit und Gründlichkeit bestätigt.

Immerhin war der Redner eine schöne Erscheinung: seine Kniehosen und Seidenstrümpfe erregten Aufsehen bei den Frauen, — und er sprach mit liebenswürdiger Sicherheit. Selbst der Stumpfsinnigste mußte zugeben, daß die Art seines Vortrags vortrefflich war, und in Amerika wird sehr großes Gewicht auf die Ausdrucksform gelegt. In einigen Städten des Ostens, besonders in Neuyork, hatte er einen gewissen Erfolg zu verzeichnen, — den Erfolg des Aufsehenerregenden und Neuartigen, — einen Erfolg, den alles, was fremdartig und exzentrisch ist, in jeder Großstadt erzielt.

In Boston trug er durch seine persönliche Würde einen Erfolg davon. Fünfzig bis sechzig Studenten von der Harvard-Universität hatten sich in „Schwalbenschwanzröcken und Kniehosen, mit wallenden Perücken und grünen Binden" zu seinem Vortrag eingefunden, um ihn lächerlich zu machen. „Sie humpelten in den Saal und trugen alle eine große Lilie im Knopfloch und eine riesengroße Sonnenblume in der Hand." Oscar war an diesem Abend im gewöhnlichen Gesellschaftsanzug erschienen und setzte seinen Vortrag fort, als ob er die Unmanierlichkeit nicht bemerkt hätte. Die bedeutendste Bostoner Zeitung trat mit folgenden Worten in gebührender Weise für ihn ein:

„Jeder, der am Dienstag Abend diesem Auftritt beigewohnt hat, muß unsere Empfindungen im großen und ganzen teilen, — und die Leute, die als Spötter gekommen waren, wurden zwar nicht zu Anbetern bekehrt, verließen aber wenigstens das Haus mit dem Gefühl herzlichen Wohlwollens, und — vielleicht zu ihrer eigenen Verwunderung — der Achtung vor Oscar Wilde*."

Als er westwärts nach Louisville und Omaha fuhr, verflog und versiegte seine Volkstümlichkeit, dennoch ließ er sich nicht beirren: nach seiner Abreise aus den Vereinigten Staaten besuchte er Kanada und traf im Herbst in Halifax ein.

Ein kleines Vorkommnis muß hier erwähnt werden: Am 6. September sandte Oscar £ 80 an Lady Wilde. Es ist mir gesagt worden, daß es sich bei dieser Summe nur um die Zurückerstattung des von ihr entlehnten Geldes gehandelt hätte. Aber es steht fest, daß Oscar, im Gegensatz zu seinem Bruder Willie, seine Mutter zu wiederholten Malen in sehr großherziger Weise unterstützte, trotzdem Willie stets ihr Liebling war.

Oscar kehrte im April des Jahres 1883 nach England zurück und hielt einen Vortrag im Klub der Kunstakademiker am Golden Square. Das führte sogleich zum Bruch mit Whistler, der ihn beschuldigte, ein Plagiat begangen zu haben: „Von unseren Schüsseln stiehlt er die Rosinen für die Napfkuchen, mit denen er in der Provinz hausieren geht."

Man muß unbedingt zugeben, daß der Vorwurf gerechtfertigt war, wenn man diese Vorlesung mit dem Vortrag über die „englische Kunstrenaissance", den Oscar erst ein Jahr früher in Neuyork gehalten hatte, und mit Whistlers allgemein bekannten Anschauungen vergleicht. Wenn er beispielsweise sagt: „Der Künstler darf die Schönheit nicht nachahmen, sondern muß sie schöpferisch erzeugen —", oder „... ein Gemälde ist nur ein Dekorationsstück", so verraten diese Worte ihre Herkunft.

Die langwierige Pressefehde zwischen beiden spitzte sich im Jahre 1885 zu, als Whistler seine berühmte „Ten o'clock"-Rede über die Kunst hielt. Sie war unvergleichlich besser als alle Wildeschen Vorträge. Whistler, der einige zwanzig Jahre älter war als Wilde, beherrschte seine Mittel meisterlich: er war nicht

---

* Oscar vergalt Böses mit Gutem, denn er verehrte der Harvard-Universität einen Abguß der damals ausgegrabenen Hermesbüste.

nur witzig, sondern besaß auch neue Anschauungen über die Kunst und schöpferische Ideen. Als bedeutender Künstler wußte er, daß „es nie ein künstlerisches Zeitalter und eine kunstliebende Nation gab". Und es gelang ihm immer wieder, die reine Schönheit des Ausdrucks zu erzielen. Auch seine treffsichere Ironie erfüllte mich mit Bewunderung, und so erklärte ich, daß sein Vortrag den besten Reden, die London jemals vernommen hatte: Coleridges Vortrag über „Shakespeare" und Carlyles über „Helden", ebenbürtig wäre. Aber zu meiner Überraschung wollte Oscar die Unübertrefflichkeit der Whistlerschen Worte nicht anerkennen; er fand seine Lehre paradox und die Verspottung der Professoren zu scharf. „Whistler ist wie eine Wespe", rief er, „und trägt einen vergifteten Stachel bei sich." Oscars gütig-liebenswürdige Natur empörte sich gegen die verächtliche Streitbarkeit in Whistlers Stellungnahme. Überdies war Whistlers Vorlesung im wesentlichen ein Angriff auf die von den Universitäten gelehrte Theorie, die selbstverständlich von einem jungen klassischen Kenner wie Oscar Wilde verfochten wurde. Whistlers Anschauung, daß der Künstler eine Einzelerscheinung, ein glücklicher Zufall, in Wirklichkeit eine „Spielart" sei, war etwas Neues, und Oscar hatte diesen Standpunkt noch nicht erreicht. Er kritisierte den Meister in der „Pall Mall Gazette", eine Kritik, die beachtenswert ist, weil hier fast zum erstenmal jener fröhliche Humor durchblitzt, der später zu seiner charakteristischsten Eigenschaft wurde: „Whistler", so drückte er sich aus, „ist nach meiner Meinung wirklich einer der allergrößten Meister der Malkunst. Und ich darf hinzufügen, daß Whistler selbst vollkommen mit dieser Meinung übereinstimmt."

Darauf erschien in der „World" Whistlers Entgegnung, die wiederum von Oscar beantwortet wurde, aber schließlich behielt Whistler das letzte Wort: „. . . Oscar, der liebenswürdige, unverantwortliche, heißhungrige Oscar, — der von einem Bilde nicht mehr versteht als von dem Schnitt eines Rockes, hat den Mut — zu anderer Leute Meinung!"

Man muß dabei in Betracht ziehen, daß eine der schärfsten Zungen nicht umhin konnte, Oscars „Liebenswürdigkeit" anzuerkennen. Selbst Whistler zog es vor, ihn „liebenswürdig und unverantwortlich" zu nennen, als für seine Plagiate ein strengeres Beiwort zu wählen.

Fast alles, was Oscar Wilde auf dem Gebiete der Kunst und der Debatte verstand, hatte er von Whistler gelernt, aber auf beiden Gebieten blieb er stets der Schüler. Insbesondere zur Debatte hatte er wenig Begabung. Er besaß weder den Mut, noch die Verächtlichkeit, noch die Lust am Kampfe wie sein großes Vorbild.

Unbeirrt durch Whistlers Angriffe, setzte Oscar seine Vorlesungen über seine „persönlichen Eindrücke in Amerika" im ganzen Lande fort und fuhr im August zur Aufführung seines Dramas „Vera", das Marie Prescott im Union Square-Theater auf die Bühne brachte, wieder nach Neuyork hinüber. Es erwies sich — was vorauszusehen war — als ein vollständiger Mißerfolg. Jeder begabte junge Mann hätte den ernsten Teil dieses Stückes schreiben können. Immerhin finde ich hier zum erstenmal einen charakteristisch-humoristischen Funken — sozusagen eine überraschende, leichte Beschwingtheit, die im Hinblick auf die Zukunft verheißungsvoll ist, damals jedoch nicht gewürdigt wurde.

Im September 1883 erschien Oscar wieder in England. Er hatte mehr pekuniäre Erfolge auf dem Rednerpodium als im Theater, aber sie reichten nicht aus, um ihm Unabhängigkeit oder ein behagliches Leben zu sichern. Es spricht um so mehr für ihn, daß er sich entschloß, die ersten paar hundert Pfund, die er erübrigen konnte, zu seiner geistigen Vervollkommnung zu verwenden.

Sein Verlangen nach einer vielseitigeren Bildung, teilweise wohl auch Whistlers Beispiel, trieb ihn nach Paris. Dort nahm er in dem kleinen spießbürgerlichen Hotel Voltaire am Quai Voltaire Wohnung und lernte bald alle in der literarischen Welt berühmten Persönlichkeiten, von Victor Hugo bis zu Paul Bourget, kennen. Er bewunderte Verlaines geniale Begabung restlos, aber die groteske körperliche Häßlichkeit des Mannes selbst (Verlaine ähnelte einer Sokratesmaske) und seine niedrige und unsaubere Lebensführung hinderten Oscar, ihm wirklich näher zu treten. Während seines Pariser Aufenthaltes las und lernte Oscar ungeheuer viel, und seine Kenntnisse in der französischen Sprache, die schülerhaft gewesen waren, besserten sich wesentlich. Er pflegte zu sagen, daß Balzac und insbesondere dessen Dichter Lucien de Rubempré seine Lehrmeister waren.

In Paris vollendete er sein in reimlosen fünffüßigen Jamben geschriebenes Stück „The Duchess of Padua" (Die Herzogin von Padua) und sandte das Manuskript an Miß Mary Anderson nach

Amerika. Sie lehnte es ab, trotzdem er, wie er stets behauptete, das Trauerspiel in ihrem Auftrag geschrieben hatte. Ich finde es noch weniger interessant, — akademischer und weltfremder als sein Drama „Vera", und die Aufführung, die im Jahre 1891 in Neuyork stattfand, war ein vollkommener Mißerfolg.

Im Laufe weniger Monate hatte Oscar Wilde sein Geld verbraucht und, wie er glaubte, das Beste genossen, was Paris zu bieten hat. Infolgedessen kehrte er nach London zurück und mietete sich diesmal in der Charles Street, in Mayfair, eine Wohnung. In den Jahren seit seinem Abgang von Oxford waren ihm ein paar herbe Lehren zuteil geworden, und die wichtigste und nachdrücklichste Lehre war die Furcht vor der Armut. Doch die Tatsache, daß er sich in dem elegantesten Stadtviertel eingemietet hatte, bekundete, daß er entschlossener war denn je, emporzusteigen und nicht herabzusinken.

Lady Wilde hatte ihn dringend gebeten, in ihre Nähe zu ziehen; sie zweifelte überhaupt nicht an seinem endgültigen Siege und hatte alle seine Gedichte auswendig gelernt. Seine Similisteine verwechselte sie mit echten Diamanten und freute sich über die Gelegenheit, ihren geistreichen Sohn mit den Mitgliedern der irischen Nationalpartei und anderen Talmi-Größen bekannt zu machen, die sich um sie scharten.

Ungefähr zu dieser Zeit sah ich Lady Wilde zum ersten Male. Oscars älterer Bruder Willie, mit dem ich in der Fleet Street zusammengekommen war, führte mich seiner Mutter zu. Willie war damals ein großer, gutgebauter junger Mensch von etwa dreißig Jahren, mit einem ausdrucksvollen, anziehenden Gesicht, in dem ein Paar dunkelblaue lachende Augen strahlten. Er besaß die größte körperliche Beweglichkeit und verstand es, mit ungeheurer Verve nette Geschichten zu erzählen, ohne jemals mehr als Alltägliches zu leisten. Den dilettantischen Journalismus des „Daily Telegraph" betrachtete er als Literatur. Aber er verfügte über die oberflächliche Gutmütigkeit und den guten Humor der gesunden Jugend und war allgemein beliebt. Eines Nachmittags nahm er mich in das Haus seiner Mutter mit; aber zunächst mußte hier etwas getrunken und dort ein bißchen geschwatzt werden, so daß wir erst nach sechs Uhr in Westend eintrafen.

Das Zimmer mit seinen Insassen machte auf mich einen unvergeßlich grotesken Eindruck. Es sah kleiner aus, als es in

Wirklichkeit war, weil die zwanzig anwesenden Frauen und die sechs vorhandenen Männer kaum darin Platz hatten. Der Raum war sehr dunkel, überall standen leere Teetassen, überall lagen Zigarettenstummel umher. Hinter dem Teetisch thronte Lady Wilde, wie ein in Tücher gehüllter weiblicher Buddha: eine starke Frau mit plumpem Gesicht und stark hervortretender Nase. Sie sah Oscar wirklich sehr ähnlich, sie hatte dieselbe blaßgelbe Hautfarbe, die stets unsauber wirkte, und auch bei ihr verschönten die Augen die Gesichtszüge, sie waren lebendig und beweglich wie bei einem jungen Mädchen. Da sie sich wie eine Schauspielerin „zurechtmachte", war ihr eine verschleierte Dämmerung selbstverständlich lieber als das Licht der Sonne. Sobald sie sprach, machte sich ihr Idealismus bemerkbar. Begeisterung war ihr ein Lebensbedürfnis; wenig wohlwollende Beurteiler bezeichneten sie als Hysterie, ich möchte sie aber lieber Affektiertheit nennen, die stets in Erscheinung trat, wenn sie etwas gern sah oder bewunderte. Im Unglück zeigte sie sich von der vorteilhaftesten Seite, denn ihre große Eitelkeit verlieh ihr einen gewissen stolzen Stoizismus, der bewundernswert war.

Als wir ins Zimmer traten, wurde gerade die Landliga und Parnells Stellungnahme zu dieser Frage besprochen. Lady Wilde hielt ihn für den auserwählten Retter ihres Vaterlandes. „Parnell — sagte sie mit besonderer Betonung der ersten Silbe — ist der vom Schicksal ausersehene Mann; er wird die Fesseln abschütteln, Irland befreien und es zum König machen unter den Völkern."

Eine schmächtige Frau, die wie ein Vögelchen aussah und der Wirtin gegenüberstand, gab murmelnd ihrem Beifall Ausdruck. In einem petersiliengrünen Gewande, das sie wie ein Schirmfutteral umspannte, schwebte sie auf uns zu; wenn sie überhaupt eine Figur gehabt hätte, wäre dieses Kleid unanständig gewesen.

„Das sieht ‚Speranza' ähnlich", girrte sie, „meine teure Lady Wilde!" Ich beobachtete, daß sie zu Willie hinüberäugte, der auf der anderen Seite neben seiner Mutter stand und mit einem großen, schönen Mädchen plauderte. Willies Bekannte schien sich über den lyrischen Erguß der grünen Jungfrau zu belustigen, denn mit leisem Lächeln bat sie ihn um Auskunft:

„Heißt Lady Wilde ‚Speranza'?" fragte sie in einer kaum merklich amerikanischen Aussprache.

Lady Wilde teilte den Anwesenden mit der ganzen Nachdrücklichkeit, die ihr zu Gebote stand, mit, daß sie an diesem Nachmittag nicht auf Oscars Besuch rechnete: „Wissen Sie, er ist durch seine neuen Dichtungen so sehr in Anspruch genommen, Man sagt, daß seit Byrons Zeit nichts so viel Furore gemacht hat", fügte sie hinzu, „es wird bereits allgemein darüber gesprochen."

„Ach ja!" seufzte die grüne Lilie, „erinnern Sie sich, teure Speranza, an das, was er uns über die ‚Sphinx' sagte, die er uns vorgelesen hat. Er erzählte uns, daß die handschriftliche Dichtung sich genau ebenso von dem gedruckten Gedicht unterscheidet wie das Tonmodell des Bildhauers von seinem Marmorwerk. Wie feinfühlig — nicht wahr?"

„Und auch vollkommen wahr!" rief ein Mann mit einer Fistelstimme, der in den Kreis der Sprechenden trat. „Das hätte Leonardo selbst sagen können."

Der ganze Auftritt kam mir gekünstelt, spießbürgerlich und salopp vor und hatte dabei ein etwas ungewandtes Gepräge, das durchaus nicht der englischen Tonart entspricht. Die ästhetischen Gewänder waren auffallend, die Begeisterung gespreizt und übertrieben. Und ich war froh, als ich mich heimlich entfernen konnte.

Anläßlich dieses oder eines späteren Besuchs bei Lady Wilde hörte ich zum erstenmal von jenem andern Gedicht, „The Harlot's House" (Das Hurenhaus), das Oscar ebenfalls in Paris geschrieben haben soll. Obwohl es in einem Winkelblättchen veröffentlicht wurde und an sich recht alltäglich ist, erregte es ungewöhnliches Aufsehen. — Die Zeit und die Reklame hatten das ihrige für ihn getan. Seine akademischen Vorlesungen und desgleichen seine nachgeahmten Dichtungen hatten seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht. Und dank der kleinen Gemeinde seiner begeisterten Verehrer, die ich bereits oben erwähnt habe, war sein Ruf nicht geschwunden, sondern gewachsen, wie der böse Geist, wenn er aus der Flasche befreit ist.

Die Flügelmänner waren entschlossen, an allem, was er tat, etwas Wunderbares zu finden, und der Titel „The Harlot's House" (Das Hurenhaus), den die Philister anstößig fanden, bot ihnen einen gewissen Anlaß, den sie bis aufs äußerste ausnutzten. Von allen Seiten wurde man gefragt: „Kennen Sie das Allerneueste von Oscar?" Und dann wurde die letzte Strophe zitiert:

„Und durch die lange Straße nun
Kroch grau der Tag auf Silberschuhn
Wie ein verschüchtert Mädchen her*."

„Finden Sie das nicht himmlisch?"

Trotz dieser übertriebenen Lobeserhebungen waren Oscars erste Theaterstücke und Gedichte ebenso unbedeutend wie seine Vorlesungen. Der kleine noch in England vorhandene Kreis jener Leute, die wirklich Liebe für alles Geistige empfinden, war davon enttäuscht und vermißte hier die geniale Begabung, die so geräuschvoll und anmaßend gepriesen wurde.

— —

Aber wenn Oscar Wildes erste Schriften auch mißglückt waren, so erzielte seine mündliche Ausdrucksform mehr Erfolg denn je. Noch immer bemühte er sich, bei jeder Gelegenheit zu glänzen, und fiel infolgedessen zuweilen ab; aber seine Mißerfolge auf diesem Gebiet waren gering und nur relativ; seine ungewöhnliche angeborene Begabung wurde durch unablässige Übung vervollkommnet. Und zu derselben Zeit entfaltete sich allmählich im Gespräch auch jene humoristische Ader, die seinen Stegreif-Bemerkungen später eine besondere Eigenart verlieh.

Seiner Unterhaltungsgabe verdankte er viele Einladungen zu Abend- und Mittagsgesellschaften, sie erschloß ihm einige der vornehmsten Londoner Häuser, — aber sie brachte kein Geld ein. Er verdiente sehr wenig und brauchte Geld, — er brauchte von einer Woche zur anderen verhältnismäßig große Summen.

Oscar Wilde war in fast jeder erdenklichen Hinsicht verschwenderisch. Er wollte gut essen, gut gekleidet sein, gute Weine trinken und mit „Trinkgeldern" um sich werfen. Er wollte sich die Erstausgaben der Dichterwerke anschaffen, hatte eine Vorliebe für antike Möbel und altes Silber, für schöne Bilder, orientalische Teppiche und Bronzen aus der Renaissancezeit. Kurz, er wünschte sich alles, was sich ein Künstler, was sich ein Dichter und was sich ein Lebemann wünschen kann.

So war er denn dauernd in ärgster Geldverlegenheit und trug kein Bedenken, sich fünfzig Pfund von jedem zu borgen, der bereit war, sie ihm zu leihen. Er fing an, die Wahrheit des alten Spruchs zu erproben:

---

* Aus dem von Otto Hauser ins Deutsche übertragenen Gedichtband.

Gar herrlich bedünkt dich die Erdenwelt,
Reicht zum Leben, zum Leihen, zum Schenken dein Geld.
Doch erbettelst und borgst du von andern einmal,
Wird die herrliche Welt dir zum Jammertal!

Die Schwierigkeiten des Lebens lasteten immer mehr auf ihm. Er verschmähte Brot und Butter und sprach nur von Champagner und Kaviar. Aber wenn es kein Brot gibt, stellt sich der Hunger ein, und der Sieg schien ihm nicht mehr verbürgt zu sein. Es war möglich und wurde sogar fast wahrscheinlich, daß das stolze Schiff seines Ruhms auf der Sandbank der Armut stranden könnte.

So kam er denn zu der schmerzlichen Erkenntnis, daß er ungesäumt etwas tun, — daß er entweder die Armut bezwingen oder darüber hinwegkommen mußte. Sollte er wohl seine Wünsche zügeln, sparsam leben und mit Ausdauer literarisch arbeiten, bis sein Name so groß wurde, daß es ihm gestattet war, verschwenderisch zu sein und seinen Neigungen nachzugehen? Er war klug genug, um die Vorteile dieser Richtlinie einzusehen. Von Tag zu Tag steigerte sich der Ruf seiner rednerischen Begabung. Hätte er ein wenig mehr Selbstbeherrschung besessen und sich ein wenig länger geduldet, bis seine gesellschaftliche Stellung gefestigt war, so hätte er mit Leichtigkeit ein Mädchen aus reichem und gutem Hause heiraten und für immer der elenden Sorgen und Befürchtungen ledig werden können. Aber er war nicht imstande, sich zu gedulden; er war ungeheuer eitel, er wollte sich zu jeder Zeit und um jeden Preis spreizen wie ein Pfau; außerdem war er höchst genußsüchtig; sein Mund lechzte nach jeder Frucht. Und wenn die Gläubiger vor der Tür standen, konnte er nicht schriftstellerisch arbeiten, wie Bossuet, wenn er von kleinlichen Wirtschaftsnöten geplagt war: s'il était à l'étroit dans son domestique.

Was sollte er wohl tun? Plötzlich machte er kurzen Prozeß und heiratete Miß Constance Lloyd, die Tochter eines königlichen Rates (Queen's Counsel), eine junge Dame, die keine besonderen inneren und äußeren Vorzüge besaß, und die er auf einer Vortragstournee in Dublin kennen gelernt hatte. Miß Lloyd verfügte über eine Jahresrente von einigen hundert Pfund, eben genug, um einigermaßen auszukommen. Das junge Paar bezog ein bescheidenes kleines Haus in der Tite Street in Chelsea. Immerhin aber wurde durch Godwins Kunst das Gesellschaftszimmer

verschönt und erwarb sich bald eine gewisse Berühmtheit. Es war auch wirklich ein entzückender Raum, der künstlerische Vornehmheit mit einem eigenartigen Gepräge verband.

Oscar fing an, recht viel in Gesellschaft zu gehen, sobald die furchtbare Last der Armut von ihm genommen war. Zweifellos wäre auch seine Gattin eingeladen worden, wenn er die an ihn allein gerichteten Aufforderungen abgelehnt hätte. Aber gleich zuerst sagte er ohne weiteres zu; infolgedessen lebte seine Frau, nachdem die ersten Monate ihrer Ehe vorüber waren, ziemlich zurückgezogen, und später stellten sich Kinder ein, die sie ans Haus fesselten. Da Oscar durch seine Heirat die Sorgen eine Zeitlang verscheucht hatte, tat er in den nächsten drei Jahren, abgesehen von seinen mündlichen Leistungen, nur wenig. Und so gewann jeder kritische Beobachter bald die Überzeugung, daß er ein Redner und kein Schriftsteller sei. „Er war eine Macht auf dem Gebiete der Kunst", wie de Quincey von Coleridge sagte, „und er führte eine neue Kunst zur Macht." — Mit jedem Jahr wurde diese Begabung größer; mit jedem Jahr plauderte er glänzender und geistreicher, nun durfte und sollte er sogar das Wort führen.

In London gibt es im eigentlichen Sinne keine Plauderei. Hin und wieder hört man eine kaustische oder witzige Bemerkung, und das ist alles. In der guten Gesellschaft ist es überall üblich, angenehm zu wirken, ohne sich hervorzutun. Während man in allen anderen europäischen Ländern darauf hält, begabte Menschen plaudern zu hören, hält man sie in England davon zurück. In der Gesellschaft wird ein verunstaltetes Kauderwelsch oder „slang" gesprochen, das größtenteils aus Snob-Stichwörtern besteht; und die Mehrheit vermerkt es übel, wenn ein einzelner die Aufmerksamkeit für sich allein in Anspruch nimmt. Oscar Wilde wurde diese Ausnahmestellung jedoch eingeräumt, man hielt darauf, daß er etwas zum besten gab, um die Gäste zu belustigen, ebenso wie man einen Sänger nach beendigter Mahlzeit vorführt.

Obwohl er von einer Woche zur anderen als witziger, köstlicher Plauderer immer berühmter wurde, brachte selbst seine Ehe die verborgene feindselige und widerwillige Stimmung nicht zum Schweigen. Bald mit entrüsteten, bald mit verächtlichen Worten nannten die Menschen ihn ein verworfenes, ein pervers veranlagtes Wesen. Und manches Haus, das zu den besten Londoner Gesellschaftskreisen gehörte, blieb ihm verschlossen.

VI

OSCAR WILDES GLAUBE UND KULTUS

Seit dem Jahre 1884 traf ich Oscar Wilde unablässig, bald im Theater, bald auf irgendeinem gesellschaftlichen Empfang, am häufigsten wohl bei Mrs. Jeune (der späteren Lady St. Helier). Seine äußere Erscheinung wirkte nicht günstig, er hatte etwas Fettes und Schwammiges, was mich geradezu abstieß. Da ich ein echter Engländer war und obendrein jung, bemühte ich mich selbstverständlich, einen moralischen Grund für meinen Widerwillen zu finden, und so sagte ich mir, daß der ganze Mensch den Stempel der sinnlichen Ausschweifung und Trägheit an sich trug. Die Bruchstücke seiner Monologe, die mir hin und wieder zu Ohren kamen, schienen mir hauptsächlich aus Epigrammen zu bestehen, die fast handwerksmäßig aus Sprichwörtern und bekannten Redensarten mit ganz entstelltem Sinn zusammengeflickt waren. Es wird erinnerlich sein, daß zwei Balzacsche Romanfiguren diese Art des Humors betreiben. Der Wunsch, zu verblüffen und zu blenden, sein Hang zum Absonderlichen um seiner selbst willen war so offenkundig, daß ich ihm achselzuckend aus dem Wege ging. Aber an einem Abend, den wir bei Mrs. Jeune verbrachten, lernte ich ihn besser kennen. Schon an der Tür kam mir die Gastgeberin mit den Worten entgegen:

„Sind Sie schon mit Mr. Wilde zusammen gewesen? Sie müßten ihn kennen lernen, er ist so köstlich gescheit und geistreich!"

Ich folgte ihr und wurde ihm in aller Form vorgestellt. Die Schlaffheit, mit der er mir die Hand gab, berührte mich unangenehm, seine Hände waren weichlich und feucht, seine Gesichtsfarbe sah gelblich und unsauber aus. Am Finger trug er einen großen grünen Skarabäusring, und seine Kleidung war weniger geschmackvoll als überladen. Der Anzug war zu eng und er zu stark. Er hatte die Angewohnheit — die mir damals schon auffiel und die später zunahm —, beim Sprechen mit der rechten Hand am Unterkinn zu zupfen. Und sein Unterkinn war bereits fett

und wulstig. Seine äußere Erscheinung war mir widerwärtig. Ich betone diesen physischen Ekel, weil die meisten Leute meines Erachtens dieselbe Empfindung hatten. Und an sich spricht es für des Mannes Zauberkraft, daß er den ersten Eindruck so restlos und so rasch verwischen konnte. Ich entsinne mich nicht, worüber wir sprachen, aber ich bemerkte fast sogleich, daß seine grauen Augen besonders ausdrucksvoll waren; sie blickten bald lebendig, bald lachend, bald teilnahmsvoll und wirkten stets schön. Auch der gut geschnittene Mund mit den breiten, scharf ausgeprägten, purpurroten Lippen besaß eine gewisse Anziehungskraft und Bedeutsamkeit, trotz eines schwarzen Vorderzahns, der beim Lachen unangenehm auffiel. Er war über sechs Fuß groß und sowohl breit als stark gebaut: er sah aus wie ein römischer Kaiser zur Zeit des Niedergangs.

Ein gewisses, auf Neugierde beruhendes gegenseitiges Interesse war vorhanden, denn ich entsinne mich, daß er mich sehr bald in das rückwärts gelegene Gesellschaftszimmer führte, damit wir etwas ungestörter plaudern konnten. Und es war wohl kaum eine halbe Stunde vergangen, da lud ich ihn ein, am nächsten Tage im Café Royal, das damals für das beste Londoner Restaurant galt, mit mir zu speisen.

In jener Zeit plauderte er glänzend, geistreicher als irgendein Mensch, den ich jemals in England gehört hatte, aber es war nichts im Vergleich zu seinen späteren Leistungen. Als er sprach, dachte ich bald nicht mehr an seine abstoßenden körperlichen Eigentümlichkeiten, in der Tat übersah ich sie bald vollständig und war später selbst erstaunt, daß sie mich beim ersten Anblick so unangenehm berührt hatten. Der Mann besaß eine außergewöhnliche körperliche Lebendigkeit und Frische, sein Frohsinn und sein Verstand, der einem flinken Leuchtfeuer glich, hatte einen außergewöhnlichen Reiz. Auch seine Begeisterungsfähigkeit wirkte ansteckend. Jede geistige Frage interessierte ihn, besonders wenn sie künstlerische oder literarische Beziehungen hatte. Sein ganzes Gesicht verklärte sich beim Sprechen, und man sah nichts anderes als seine seelenvollen Augen, man hörte nichts anderes als seine wohllautende Tenorstimme; er war wirklich im französischen Sinne ein „charmeur".

Nach zehn Minuten mußte ich mir gestehen, daß mir der Mann gefiel, und daß sein Gespräch im höchsten Grade anregend war.

Fast auf jedem Gebiete hatte er etwas Überraschendes zu sagen. Sein Geist war beweglich und stark, und es bereitete ihm Freude, wenn er ihn verwerten konnte. In verschiedenen Sprachen, hauptsächlich im Französischen, war er literarisch sehr bewandert, und sein vortreffliches Gedächtnis kam ihm besonders zustatten. Auch wenn er nur das wiedergab, was die großen Dichter meisterhaft zum Ausdruck gebracht hatten, fügte er stets eine neue Schattierung hinzu. Sein charakteristischer Humor begann bereits jedes Thema mit züngelnden Blitzen zu beleuchten.

Ich glaube, bei unserem ersten gemeinsamen Mittagessen erzählte er mir, daß Harper ihn aufgefordert hatte, ein aus hunderttausend Worten bestehendes Buch zu schreiben, und ihm ein großes Honorar geboten hatte, — es handelte sich wohl um 5000 Dollar, die im voraus bezahlt werden sollten. Er schrieb ihm in allem Ernst zurück, daß die englische Sprache nicht über hunderttausend Wörter verfügte, so daß er die Arbeit nicht übernehmen könnte. Und er lachte mit kindlicher Heiterkeit über diesen dreisten Verweis.

„Ich habe Harpers Briefe nebst meiner Erwiderung an die Presse geschickt", fügte er wieder lachend hinzu und sah mich fragend an, um zu ergründen, wie weit mein Verständnis für die Notwendigkeit dieser Selbstreklame reichte.

Damals wurde in ganz London über eine seiner schlagfertigen Glossen gelacht. Auf irgendeiner Abendgesellschaft schienen die Damen etwas zu lange am Speisetisch sitzen geblieben zu sein. Oscar, der gern rauchen wollte, wurde plötzlich von der Gastgeberin auf eine Lampe aufmerksam gemacht, deren Schirm Feuer gefangen hatte und qualmte.

„Bitte, Mr. Wilde, wollen Sie so gut sein und die Lampe löschen", sagte die Dame, „der Lampenschirm raucht."

Oscar folgte ihrem Geheiß mit der Bemerkung: „Ach! die glückliche Lampe."

Diese köstliche Frechheit fand den größten Beifall.

Beim Beginn unserer Freundschaft erkannte ich mit Befriedigung, daß sein Hang zum Absonderlichen, seine Paradoxe und Epigramme ihm ein Bedürfnis waren und unmittelbar aus seiner Geschmacksrichtung und seinem Temperament erwuchsen. Und ich halte es für angebracht, seine Stellungnahme dem Leben gegenüber endgültig etwas ausführlicher und eingehender zu schildern, als es bisher in diesem Buche geschehen ist.

Man hat häufig angenommen, daß er keine klare, einheitliche Lebensanschauung, keinen Glauben und keine Überzeugungen hatte, die seinen ziellosen Schritten die Richtung geben konnten, aber mit dieser Meinung tut man ihm unrecht. Er hatte seine eigene Philosophie und hielt viele Jahre mit erstaunlicher Zähigkeit an ihr fest. Seine Stellungnahme dem Leben gegenüber läßt sich am besten erkennen, wenn man ihn mit Goethe vergleicht. Er vertrat jene künstlerische Lebensanschauung, für die Goethe als erster einen Ausdruck gefunden und in seiner Jugend sogar mit erstaunlicher Überzeugungskraft einen allzu starken Ausdruck gefunden hat, als er sagte, daß das Schöne mehr sei als das Gute, weil es das Gute in sich schließe.

Oscar glaubte mit dem jungen Goethe, daß nur das, was außergewöhnlich ist, weiterlebt, das Außergewöhnliche, gleichviel, ob es gut oder schlecht ist. Deshalb trachtete er nach dem Außergewöhnlichen und verfiel häufig ins Übertriebene. Aber wie anregend war es in London, wo man den ganzen Tag nur elende Plattheiten eintönig rieseln und sickern hörte, von einem Menschen geistreiche Paradoxe zu vernehmen.

Goethe hielt sich nicht lange bei dieser Zwischenstufe des Unglaubens auf; der Mörder kann ebenso leicht einen bekannten Namen erlangen wie der Märtyrer, aber sein Andenken wird kein dauerndes sein. „Die Gestalt dieser Welt vergeht", sagte Goethe, „ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Werte sind . . ." Auf der Höhe seines Lebens bekannte sich Goethe zu Kants kategorischem Imperativ und gab seinem Glauben erneuten Ausdruck in dem Grundsatz, daß ein Mensch sich vornehmen muß, für das Gute, für das Schöne und für das Gemeinwohl zu leben.

Oscar nahm keinen so hohen Gedankenflug; das Transzendentale war nicht sein Gebiet.

Ich empfand es bisweilen mit Bedauern, daß er die deutsche Sprache nicht so gründlich erlernt hatte wie die französische; Goethe hätte ihm mehr bieten können als Baudelaire oder Balzac, denn trotz aller seiner derben, echt deutschen Fehler ist Goethe der beste Führer durch die Mysterien des Lebens, den die neuzeitliche Welt bisher hervorgebracht hat. Oscar Wilde blieb da stehen, wo Goethes Religion anfing; er war sehr viel heidnischer und individualistischer veranlagt als der große Deutsche; er lebte für

das Schöne und Außergewöhnliche, aber nicht für das Gute und noch weniger für die Gesamtheit; er erkannte keine sittliche Pflicht an. *In commune bonis* war ein Ideal, das ihm niemals etwas bedeutete, das Gemeinwohl war ihm gleichgültig. Mit der maßlosen Beschränktheit des Inselbewohners und dem herausfordernden Stolz des Engländers fühlte er sich den breiten Schichten des Volkes überlegen. Die Politik, die sozialen Probleme und die Religion — das alles interessierte ihn lediglich als künstlerisches Motiv; selbst das Leben war ihm nur der Rohstoff für die Kunst. Er behauptete den Standpunkt, den Goethe in der Jugend aufgegeben hatte.

Diese Anschauung war in England etwas Unerhörtes und in ihrer Einseitigkeit überall etwas Neues. Immerhin war diese stark übertriebene Form anregend und hat selbstverständlich etwas für sich. Die künstlerische Lebensanschauung steht oft auf einer höheren Warte als die landläufige religiöse Anschauung. Wenigstens betätigt sie sich nicht durch Verdammungs- und Verbannungsurteile, sie ist verstandesmäßiger, weltumfassender und feinsinniger.

Oscar pflegte zu sagen: „Die Lebensanschauung des Künstlers ist die einzig mögliche und sollte für alles gelten, insbesondere für Religion und Sittlichkeit. Kavaliere und Puritaner sind um ihrer Tracht, nicht um ihrer Überzeugungen willen interessant . . .

„Es gibt keine allgemeine gesundheitliche Regel; alles ist persönlich und individuell . . . Ich verlange nur jene Freiheit, die ich anderen bereitwillig gewähre. Kein Mensch verdammt einen anderen, weil ihm Grün lieber ist als Gold. Weshalb sollte irgendeine Geschmacksrichtung in Acht und Bann getan werden? Wir haben unsere Zuneigung oder Abneigung nicht in der Gewalt. Ich will mir die Speise aussuchen, die meinem Körper und meiner Seele zusagt."

Mir ist's fast, als höre ich, wie er mit seinem bezaubernd humorvollen Lächeln und einem köstlichen Fünkchen Selbstkritik diese Worte spricht, als wäre er halb geneigt, sich über seine eigene Behauptung lustig zu machen.

Aber nicht seine Anschauungen auf künstlerischem Gebiete machten ihn in den aristokratischen Londoner Kreisen beliebt, sondern sein ablehnendes oder vielmehr durchaus gleichgültiges Verhalten gegen soziale Reformen und sein echt englischer Hang zu Standesunterschieden. Die republikanische Gesinnung, mit der

er in seinen Jugendgedichten geprahlt hatte, war ganz oberflächlich gewesen; seine politischen Überzeugungen und vorgefaßten Meinungen waren dieselben, zu denen sich die herrschenden Kreise in England bekannten, und lauteten sämtlich für die persönliche Freiheit oder die polizeilich geschützte Gesetzlosigkeit.

„Die Armen sind arme Wesen", das war seine wirkliche Überzeugung, „und müssen stets Holzhauer und Wasserschöpfer bleiben. Sie bilden lediglich den jungfräulichen Boden, aus dem geniale Menschen und Künstler wie Blumen erwachsen. Es ist ihre Obliegenheit, den Genius zu erzeugen und zu versorgen. Sie haben keine andere Daseinsberechtigung. Wären die Menschen so klug wie die Bienen, so würden alle begabten Einzelwesen von der Gesamtheit erhalten werden, wie die Königin von ihren Bienen. Die ersten Ausgaben, die der Staat zu leisten hat, sollten uns zugute kommen, in demselben Sinne, wie Sokrates forderte, daß er auf öffentliche Kosten im Prytaneion erhalten würde.

„Frank, rede mir nicht von der Mühsal der Armen. Ihre Mühsal ist Notwendigkeit, rede mir lieber von der Mühsal der genialen Menschen, darüber könnte ich blutige Tränen vergießen. In meinem ganzen Leben hat mich kein Buch so tief ergriffen wie Balzacs Schilderung von dem Elend seines Dichters Lucien de Rubempré."

Selbstverständlich sagte dieses Bekenntnis zu einem übertriebenen Individualismus den besten Londoner Gesellschaftskreisen besonders zu. Es war überaus aristokratisch und könnte fast als Wissenschaft gerechtfertigt werden, denn in mancher Hinsicht wurde es durch Darwins Lehre bestätigt. Nach Darwin ist das höher organisierte Einzelwesen der Träger des Fortschritts: ihm entstammen „veredelte Spielarten", wie der Wissenschaftler sie bezeichnet, oder „vom Himmel gesandte Wesen", wie der Rhetoriker sie lieber nennen will. Die große Menge ist nur dazu da, mehr „veredelte Spielarten" hervorzubringen und letzten Endes selbst durch sie gefördert zu werden. Das alles ist recht gut begründet, läßt aber die verzwickte Schwierigkeit der Frage ungelöst. Im aristokratischen England sind die Armen zu sehr heruntergekommen, um „veredelte Spielarten" des Geistes oder überhaupt irgendwelche „veredelten Spielarten" zu erzeugen, die der Menschheit viel nützen können. Eine so übermäßige Ungleichartigkeit der Verhältnisse herrscht dort, daß der hochherzige Mensch im Elend,

der stärkste in Unsicherheit lebt. Aber Wildes Glaubensbekenntnis gefiel den eleganten Kreisen ungemein gerade um seiner Einseitigkeit willen, und er wurde als Prophet bejubelt, — zum Teil, weil er die geliebten vorgefaßten Meinungen der „begüterten" Oligarchie verfocht.

Man wird daraus ersehen, daß Oscar Wilde gewissermaßen der Gefahr ausgesetzt war, für diese übermäßige Beliebtheit und diese unverdiente Berühmtheit zu büßen. Wenn er sich für Athletik, für die Jagd und den Schützensport interessiert hätte anstatt für Kunst und Literatur, so wäre er vielleicht der auserwählte Vertreter des aristokratischen England geworden.

Abgesehen von seinen persönlichen allgemein beliebten Eigenschaften trieb ihn eine starke Strömung dem Erfolg zu. Er war bei dem ganzen Mittelstand, d. h. bei den Krämern verhaßt, die, wie Matthew Arnold sagt: „Anstandsgefühl besitzen, — und nicht viel anderes." Diese Kreise verabscheuten und fürchteten ihn; sie fürchteten ihn wegen seiner Freigeistigkeit und seiner Mißachtung jedes herkömmlichen Formenwesens, und sie verabscheuten ihn einerseits wegen seiner leichtfertigen Zügellosigkeit und andererseits, weil sie an ihm keine ihrer eigenen elenden Tugenden entdecken konnten. Der „Punch" ist das Hauptorgan dieser Kreise sowie aller englischen Vorurteile. Und der „Punch" verhöhnte ihn allwöchentlich, bald in prosaischer, bald in poetischer Form. Unter dem Titel „Mehr Impressionen" (von Oscuro Wildgoose) habe ich folgende Verse gefunden:

Von Schwärmerei ist voll mein Spatzenhirn,
Und meine kleine Leier heiser krächzt,
Doch wenn mein Seufzer lyrisch lechzt,
Kraust die Kritik mit wütendem Gezisch die Stirn.

Doch Impressionen hab' ich, die sind wunderschön.
Ein Wortklecks dort, ein Klümpchen Tusche hier,
Auf Leinwand und auf Druckpapier!
Die Menge lobt und glaubt sie zu verstehn.

Ein Tüpfchen Braun, — ein gelbes Fleckchen fein, —
Kein Inhalt und kein Thema, das ist klar!
Nur Impressionen! Doch wie sonderbar!
Der Künstler scheint ein kluger Bursch zu sein!

Und später erschienen die Zeilen:

Du linde Lilie, lechzend, lose, leicht,
Du langes Lilienlieb, laß lachen nur die Leut' —
Und sagen, daß ich süßlich bin und äußerst seicht —

Was kümmert's mich, ob ihr auch raunt und zischt,
Mich kümmert euer Lächeln — keinen Deut!
Ob ihr auch lächelt, ob ihr raunt und zischt, —
Verwesend welken ist so süß und zart!
Mit Chlorodin, mit Kummertränen habe ich getränkt
Die Friedhofserd', in die ich dich versenkt,
Den Kopf nach unten — auf besondere Art,
In einem rohen roten Blumentopf, *süßer als Sünd'* ihn schenkt,
Der gestern um geringen Sold mir feilgeboten ward.

Die drei Worte waren zwar im Original nicht durch Kursivschrift besonders kenntlich gemacht, aber die Anspielung war doch nicht mißzuverstehen. Dennoch förderte dieser unablässige, von puritanischem Haß erzeugte Wind, der ihm entgegenwehte und ihn hemmen sollte, seinen Aufstieg: durch Widerstand werden die Menschen stark; wie Papierdrachen steigen sie bei widrigem Winde empor.

VII

OSCARS GROSSER RUF UND GEFOLGSCHAFT

Glaube mir, mein Kind, das ganze Unglück dieses Herrn entstand durch seine Erziehung auf einer höheren Schulanstalt.... Fielding.

In England ist der Erfolg eine Pflanze, die sich langsam entwickelt. Die Stimmung der guten Gesellschaft ist zwar der politischen Begabung gegenüber verständnisvoll und für die in Geld umzusetzende Begabung offenkundig und stark empfänglich, — aber das Geistige wird verschmäht, und die höchsten Glanzleistungen des Redners werden kaum höher bewertet als die Kunststücke eines Seiltänzers. Die Menschen sind eigensinnig und schwerfällig, sie haben mehr Vertrauen zu einem Bankguthaben als zum Verstand und lassen nur widerstrebend die scharfsinnige Überlegenheit gelten. Der Weg, der in England zu Macht oder Einfluß führt, ist voller Fallgruben und viel zu mühselig für die Leute, denen er weder durch ihre adlige Abstammung noch durch ihr Vermögen geebnet wird. Die natürliche Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse wird überall durch tausend veraltete Standesunterschiede verschärft und vermehrt, anstatt durch Gesetz und Sitte ausgeglichen zu werden. Selbst in den höchsten Kreisen, in denen eine gewisse zwanglose Vertraulichkeit herrscht, ist immer eine Clique vornehmer als die andere, und die stolzesten Gipfel ragen durch ererbtes Recht in einsamer Höhe.

Da nun die Verhältnisse in England so liegen, scheint es zuerst fast unmöglich, einen hinlänglichen Grund für Oscars schnell errungenen gesellschaftlichen Erfolg zu finden. Aber wenn wir seine Vorzüge zusammenzählen und einen oder den anderen, der bis jetzt noch nicht berücksichtigt worden ist, mit auf Rechnung setzen, so werden wir fast alle Elemente finden, die zur Beliebtheit führen. Durch sein Talent und seine Überzeugungen war er zum Liebling der Aristokratie geboren, deren selbstsüchtige Vorurteile er verfocht, und deren Mußestunden er verschönte. Wie bereits erwähnt, haßte und verachtete ihn der Mittelstand, aber sein

gesellschaftlicher Einfluß ist gering und seine Presse, insbesondere der „Punch", verbreitete Oscars Namen durch seine zeitgemäßen und unzeitgemäßen Angriffe. Dieses wöchentlich erscheinende Witzblatt trug durch die fast unerklärliche Schärfe seiner Schmähungen tatsächlich dazu bei, seinen großen Ruf zu begründen.

Eine zweite wirksame Macht kam ihm zu Hilfe. Von Anfang an spielte er die Rolle des volkstümlichen Schauspielers und benutzte jede Gelegenheit, um alles, was er tat, ins volle Licht zu setzen. Seine Selbstbewunderung war, wie er sich ausdrückte, „eine lebenslängliche Verehrung", — und er verkündigte seine Leidenschaft von allen Dächern.

So wurden unsere Namen zufällig in irgendeiner Zeitung — es war wohl die „Pall Mall Gazette" — zusammen erwähnt, und er fragte mich, was ich darauf zu erwidern gedächte.

„Nichts", lautete meine Antwort, „weshalb sollte ich mir die Mühe machen? Ich habe noch nichts getan, was ausposaunt zu werden verdient."

„Du begehst einen Fehler", sagte er in ernstem Ton. „Wenn du Ruf und Ruhm auf dieser Welt und Erfolg zu deinen Lebzeiten haben möchtest, solltest du jede Gelegenheit ergreifen, um für dich Reklame zu machen. Entsinnst du dich des lateinischen Spruches, daß der Ruhm im eigenen Hause erzeugt wird? Ebenso wie andere Weisheiten, stimmt's mit dieser Weisheit nicht so ganz: den Ruhm macht man sich selbst." Und er lachte ganz entzückt. — „Du mußt herumgehen und immer wieder sagen, wie bedeutend du bist, bis die stumpfe Menge daran glaubt."

„Der Prophet muß sich selbst verkündigen und seine eigene Sendung bekanntmachen, nicht wahr?"

„Ganz richtig", erwiderte er lächelnd, „ganz richtig."

„Jedesmal wenn mein Name in einer Zeitung genannt wird, schreibe ich sofort an das Blatt, daß ich der Messias bin. Weshalb ist Pears' Seife so in Aufnahme gekommen? Nicht weil sie besser oder billiger ist als irgendeine andere Sorte, sondern weil ihre Reklame eindringlicher ist. Der Journalist ist für mich ‚Johannes der Täufer'. Erscheint ein Buch von dir, so würdest du viel darum geben, wenn du einen langen Artikel in der ‚Pall Mall Gazette' veröffentlichen könntest, um das Publikum darauf aufmerksam zu machen. Hier bietet sich dir ein Anlaß, deinen Namen in ebenso weiten Kreisen zu verbreiten, weshalb machst du keinen Gebrauch

davon? Ich lasse mir nie eine gute Gelegenheit entgehen." Und um ihm gerecht zu werden, muß man sagen, daß er jede Möglichkeit auf das äußerste ausnutzte.

Merkwürdigerweise besaß Bacon dieselbe Erkenntnis, und ich habe mich später häufig gefragt, ob Oscars Weltklugheit angeboren oder von dem großen Streber aus Königin Elisabeths Tagen entlehnt war. Bacon sagt:

„Ihr müßt dreist Euer eigenes Lob ausposaunen, und ein paar Leute werden immer daran kleben bleiben . . . Die Ungebildeteren und die breite Masse werden daran kleben bleiben, wenn auch die weisen Leute darüber lächeln mögen; und wenn man bei vielen einen großen Ruf errungen hat, so wird das die Verachtung einiger Menschen aufwiegen . . . Und zweifellos werden nicht wenige von denen, die gediegen geartet sind und — weil es ihnen an dieser Aufgeblasenheit fehlt — nicht alle Segel auf der Jagd nach dem eigenen Ruhm ausspreiten können, etwas benachteiligt und büßen durch ihre Zurückhaltung Stand und Ehre ein."

Viele Briefe, die Oscar in diesen Jahren an die Presse geschrieben hat, waren belustigend und manche voller Humor. Als er z. B. aufgefordert wurde, ein Verzeichnis der hundert besten Bücher zusammenzustellen, was bereits von Lord Avebury und anderen mittelmäßigen Menschen ausgeführt worden war, schrieb er zurück, „daß er kein Verzeichnis der hundert besten Bücher zusammenstellen könnte, da er nur fünf geschrieben hätte".

Seine geflügelten Worte gingen in der Stadt stets von Mund zu Mund. Als irgendein Theater eröffnet wurde, fand man es furchtbar häßlich und sagte, das ist „früh-viktorianischer" Stil (early Victorian).

„Nicht doch", erwiderte Oscar, „so eigenartig ist er nicht, sagen wir lieber „früh-Maplescher Stil" (early Maple*).

Selbst seine Keckheiten fanden ein williges Ohr. Bei einem großen Empfang fragte ein Freund ihn im Vorübergehen, woran man die Gastgeberin Lady S. erkennen könnte. Da Lady S. klein und stark war, erwiderte Oscar lächelnd:

„Geh durch dieses und dann durch das nächste Zimmer, lieber Junge, und immer weiter, bis du jemand findest, der wie ein

* Maple war ein bekannter großer Dekorateur.

öffentliches Denkmal, z. B. wie die Britannia- oder die Viktoriasäule aussieht, dann hast du Lady S."

Obwohl er zu behaupten pflegte, daß diese ganze Selbstreklame wohlvorbereitet und beabsichtigt sei, konnte ich ihm nicht so recht glauben. Aus übertriebener Eitelkeit lag ihm sehr viel daran, über sich selbst zu schreiben, und spätere Betrachtungen boten Anlaß, seine Neigung zu rechtfertigen. Aber gleichviel, von welchen Ursachen er sich leiten ließ, die Wirkung war handgreiflich. Sein Name war dauernd in aller Leute Mund und sein Ruhm wuchs von mal zu mal. Wie Tiberius sich über Mucianus äußerte: „Omnium quae dixerat feceratque arte quadam ostentator." (Er verstand die Kunst, alles, was er sagte und tat, ins rechte Licht zu setzen.)

Aber persönliche Eigenschaften, und wären sie noch so vortrefflich — Vorzüge des Herzens, des Geistes oder der Seele hätten einem jungen Manne in wenigen Jahren niemals zu Oscar Wildes gesellschaftlicher Stellung und Beliebtheit verhelfen können.

Eine andere Ursache war bei seinem stetigen Aufstieg mit im Spiel. Seitdem er Oxford verlassen hatte, wurde er von einer kleinen Schar leidenschaftlicher Verehrer, die ich seine Flügelmänner genannt habe, mit Beifall und Rückhalt versorgt. Diese Verehrer bildeten das bleibende Element bei seinem Fortschritt von einem gesellschaftlichen Gipfel zum anderen. Es waren größtenteils Leute, die man „geschlechtlich pervers" zu nennen pflegt, und die das Feuer seines Geistes zur Vergoldung ihrer geheimnisvollen Lüste ausersehen hatten. In England bestehen diese Kreise fast ausnahmslos aus Mitgliedern der Aristokratie und jenes höheren Mittelstandes, der die „elegante Gesellschaft" nachäfft. Sie sind ein unvermeidliches Produkt der englischen Schulalumnate und des Universitätssystems, in Wirklichkeit eins seiner charakteristischsten Produkte. Diese Behauptung wird mir wahrscheinlich sehr viel Feinde schaffen, aber sie ist wohlerwogen und muß aufrechterhalten werden. Fielding hat bereits dieselbe Anschauung zum Ausdruck gebracht; er sagt darüber:

„Eine höhere Schulanstalt, Joseph, war die Ursache allen Unheils, das ihm später widerfuhr. Die höheren Schulanstalten sind die Brutstätten aller Laster und aller Unsittlichkeit. Alle verdorbenen Burschen, die ich auf der Universität kennen gelernt habe, sind dort erzogen worden . . ."

Wenn die englischen Mütter das Leben in den Alumnaten mit seinen innigen Vertraulichkeiten zwischen den zwölf- bis achtzehnjährigen Knaben richtig kennen würden, so dürfte man mit Sicherheit behaupten, daß jedes Alumnat in einer einzigen Nacht verschwinden und Eton, Harrow, Winchester und alle übrigen Anstalten zu Tagesschulen umgestaltet werden würden.

Wer sich in der Schule oder auf der Universität üble Sitten angewöhnt hat, ist geneigt, diese Gepflogenheiten im späteren Leben fortzusetzen. Es ist ganz natürlich, daß sich diese Männer meistens durch ein gewisses künstlerisches Verständnis und häufig durch höchst reizvolle geistige Eigenschaften auszeichnen. In der Regel haben diese weibischen Wesen eine sanfte Stimme und eine einschmeichelnde Art und nehmen keinen Anstand, unmittelbar auf Herz und Gefühl wirken zu wollen; sie werden als die größte Zierde der Londoner Gesellschaft betrachtet.

Diese Verehrer und Anhänger rühmten und verteidigten Oscar Wilde von Anfang an mit der Zähigkeit und dem Mut jener Leute, die, wenn sie nicht zusammen an den Galgen kommen, wahrscheinlich einzeln gehenkt werden. Nach Oscar Wildes Prozeß und Verurteilung sprach der „Daily Telegraph" verächtlich von diesen „Dekadenten" und „Ästheten", die man nach seiner Versicherung „in der Londoner Gesellschaft an fünf Fingern herzählen konnte." Aber selbst der „Daily Telegraph" mußte wissen, daß es allein in den „eleganten Kreisen" Hunderte von diesen Schleppenträgern gibt, deren geistige und künstlerische Kultur ihnen eine Bedeutung verleiht, die in gar keinem Verhältnis zu ihrer Zahl steht. Die leidenschaftliche Gefolgschaft dieser Männer verhalf Oscar Wilde in erster Linie zu Namen und Erfolg.

Diese Tatsache ist wohl dazu angetan, den besonnenen Leser nachdenklich zu stimmen. Im Mittelalter, als vornehme Geburt und hohe Stellung eine unberechtigte Macht im Leben bedeuteten, bot die katholische Kirche gewissermaßen ein demokratisches Milderungsmittel gegen die Ungleichheit der sozialen Verhältnisse. Sie bildete eine Art „Jakobsleiter", die aus den niedrigsten Gesellschaftsschichten mitten in den Himmel führte und dem hochstrebenden jugendlichen Talent eine Laufbahn erschloß, die zu unbegrenzten Hoffnungen und schrankenlosem Ehrgeiz berechtigte. Diese große Macht der katholischen Kirche im Mittelalter kann wohl mit dem Einfluß jener Leute im

heutigen England verglichen werden, die ich Oscar Wildes Flügelmänner genannt habe. Wer sich in diesem Sinne einen bekannten Namen macht, gelangt am leichtesten zum Erfolg in der englischen Gesellschaft. Gleichviel welchen Beruf der Mensch gewählt haben mag, gleichviel wie bescheiden seine Herkunft ist, er wird dann sicherlich vornehme Freunde und leidenschaftliche Fürsprecher finden. Wenn man beispielsweise dem Heere angehört und unverheiratet ist, so wird man für einen Strategen von Cäsars Bedeutung oder für einen Organisator von Moltkes Verdiensten gehalten. Und handelt es sich um einen Künstler, so werden nicht etwa seine Fehler öffentlich gerügt und seine Schwächen gegeißelt, sondern seine Fähigkeiten gerühmt, und er wird mit Michelangelo oder Tizian verglichen. Ich möchte hier nicht gern übertreiben, könnte aber ohne weiteres Dutzende von Beispielen zum Beweis anführen, daß die geschlechtliche Perversität eine „Jakobsleiter" ist, die in London zum Erfolg in den mannigfachsten Formen führt.

Es scheint eine seltsame Wirkung des großen Ausgleichsgesetzes im Leben zu sein, daß ein mannhaftes, rauhes Volk wie die Engländer, die verwegene Abenteuer und kriegerische Taten über alles lieben, sich in alltäglichen Zeiten von weibischen Ästheten gängeln läßt. Aber keiner, der die Tatsachen kennt, wird in Abrede stellen, daß diese Leute auf allen künstlerischen und literarischen Gebieten in London ungeheuer einflußreich sind. Und ihre unablässige begeisterte Gefolgschaft hob Oscar Wilde so schnell zur Höhe empor.

Von Anfang an traten sie für ihn ein. Als er noch in Oxford war, räumten sie ihm eine führende Stellung ein. Aber seine ersten Schriften weisen keine Spuren einer derartigen Veranlagung auf; sie sind in keiner Weise anstößig und enthalten nicht einmal eine unmanierliche Andeutung, — tatsächlich sind sie ebenso unverdorben wie sein mündlicher Ausdruck. Aber sobald sein Name in der Stadt Geltung gewann, wurde er dennoch teils mit deutlichen, teils mit verstohlenen Worten bezichtigt, pervers zu sein. Es wurde allgemein so gesprochen, als wäre an seinen Neigungen überhaupt nicht zu zweifeln, und das geschah, trotzdem der Engländer gewohnheitsmäßig verschwiegen ist. Mir war es ganz unverständlich, daß diese Beschuldigung sich so dreist und ausnahmslos hervorwagen konnte; daß eine so schändliche Verleumdung — um die es sich meines Erachtens handelte — im Urteil der Menschen so fest

verankert war. Immer wieder erhob ich Einspruch gegen diese Ungerechtigkeit und forderte Beweise, aber die einzige Entgegnung, die mir zuteil wurde, war ein Achselzucken und ein mitleidiger Blick, um auszudrücken, daß meine vorgefaßte Meinung wohl unüberwindlich sein müßte, wenn ich für das Unverkennbare eines augenscheinlichen Beweises bedurfte.

Es ist mir später von einer Seite, die wohl für glaubwürdig gelten kann, versichert worden, daß Oscar Wildes böser Ruf während seiner ersten Londoner Jahre ganz unverdient war. Und auch ich muß sagen, daß ich bei Beginn unserer Freundschaft niemals etwas bemerkt habe, das auch nur irgendeiner Verdächtigung seiner Person einen Wahrscheinlichkeitsschimmer geben konnte. Aber der Glaube an seine perversen Neigungen war weitverbreitet und stammte aus seinem Oxforder Aufenthalt.

Jedoch in den Jahren 1886—87 begann eine merkliche Veränderung in Oscar Wildes Benehmen und Lebensführung. Er war nun schon mehrere Jahre verheiratet und besaß zwei Kinder. Aber anstatt gesetzter zu werden, schien er plötzlich unbändiger geworden zu sein. Im Jahre 1887 übernahm er die redaktionelle Leitung einer Damenzeitschrift „The Woman's World" und spottete stets darüber, daß er als der „Geeignetste" für diesen Posten ausersehen worden sei. Er war bedeutend dreister geworden. Ich sagte mir, daß ein gesichertes Einkommen und eine gefestigte Stellung den Menschen selbstbewußt stimmen. Aber im Grunde meines Herzens regte sich ein Argwohn. Man kann nicht leugnen, daß sich seit den Jahren 1887—88 hin und wieder Zwischenfälle ereigneten, welche die Verdächtigungen seiner Person nicht einschlummern ließen und sie sogar verschärften und bekräftigten. Ich muß nun ein paar dieser Vorkommnisse besprechen, die mir als etwas bedeutsamer erscheinen.

VIII

OSCARS ENTWICKLUNG ZUR SCHÖPFERISCHEN EIGENART UM DAS JAHR 1890

Bei jedem Organismus ist die Entwicklungszeit am interessantesten und lehrreichsten. Und im Leben des einzelnen kann kein Augenblick der Entwicklung an Bedeutsamkeit mit jenem Augenblick verglichen werden, in dem ein Mensch über sein Zeitalter hinauszuwachsen und durch seinen Genius die künftige Entfaltung der Menschheit vorzuzeichnen beginnt. Gewöhnlich wird dieses Endstadium in Einsamkeit verbracht:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

Nachdem Carlyle eine Schillerbiographie geschrieben hatte, die wohl jeder Durchschnittsmensch zu schreiben vermocht hätte, zog er sich einige Jahre nach Craigenputtoch zurück und schuf dann seine satirische Schrift ‚Sartor Resartus', die seine Persönlichkeit und sein seelisches Empfinden fast bis zur Überspanntheit enthüllte. Ebenso war Wagner in seinem Lohengrin und Tannhäuser nur Webers Gefolgsmann und fand erst in den Meistersingern und im Tristan, nach jahrelanger Gedankenvertiefung in der Schweiz, seine Eigenart.

Bei Oscar Wilde fing diese Periode mit seiner Heirat an. Nun er der elenden Verlegenheiten ledig war, durfte er wieder Mut fassen und sich selbst gerecht werden. Ich glaube, es ist Kepler gewesen, der die Armut als Nährmutter der Genies rühmt. Aber Bernard Pallisy kam der Wahrheit näher, als er die Worte sprach: „Pauvreté empêche bons esprits de parvenir" (die Armut bildet für auserlesene Geister einen Hemmschuh). Mit Ausnahme des Reichtums hat das Genie keinen ärgeren Todfeind als die Armut: Es ist heilsam, die Sporen von Zeit zu Zeit ein bißchen zu fühlen, aber ein dauerndes Stacheln lähmt die Kräfte. Als Redakteur der Zeitschrift „The Woman's World" konnte Oscar

über etwas selbstverdientes Geld verfügen. Obwohl sein wöchentliches Einkommen nur etwa sechs Pfund betrug, machte es ihn unabhängig, und seine redaktionelle Tätigkeit lieferte ihm einen Vorwand, sich nicht durch eigene schriftstellerische Leistungen zu verausgaben. In den ersten Jahren seiner Ehe, ich möchte sagen, bis er sein Amt einbüßte, schrieb er wenig und sprach recht viel.

Während dieser Zeit waren wir häufig zusammen. Ein- bis zweimal in der Woche speiste er mittags mit mir, und ich wurde mit seiner Arbeitsmethode vertraut. Alles — seine Epigramme, seine Paradoxen und seine Geschichten — flog ihm in der angeregten Stimmung des Gesprächs zu. Und wenn hochstehende Persönlichkeiten oder Leute mit großem Namen zugegen waren, gelang es ihm meistens, sich selbst zu übertreffen. Jede gesellschaftliche Auszeichnung wirkte stark auf ihn ein. Eines Tages neckte ich ihn aus diesem Grunde, und gut gelaunt gab er seinen Snobismus zu.

„Ich habe sogar, wie Shakespeare, eine Vorliebe für historische Namen, Frank. Zweifellos gefällt uns allen ein Norfolk, Hamilton und Buckingham besser als ein Jones, Smith oder Robinson."

Sobald er sein redaktionelles Amt einbüßte, befaßte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten für die Zeitschriften, aber seine Artikel waren lediglich ein „résumé" seiner Monologe. Wenn er monatelang bei diesem oder jenem Mittag- und Abendessen geplaudert hatte, war ein Vorrat von Epigrammen und humoristischen Paradoxen aufgespeichert, die er in einem Aufsatz für die „Fortnightly Review" zum Ausdruck bringen konnte.

Diese Aufsätze bekundeten, daß Wilde endlich, in Heines Sinn, den Gipfelpunkt der Kultur seines Zeitalters erstiegen hatte und nun imstande war, Neues und Interessantes zu sagen.

Man kann behaupten, daß seine „Lehrjahre" oder seine Studienzeit zugleich mit seiner redaktionellen Stellung ihr Ende fanden. Die Abhandlungen „The Decay of Lying" (Die aussterbende Kunst des Lügens), „The Critic as Artist" (Der Kritiker als Künstler) und „Pen, Pencil and Poison" (Feder, Pinsel und Gift) — in Wirklichkeit alle Aufsätze, die im Jahre 1891 gesammelt und in Buchform unter dem Titel „Intentions" (Ziele) veröffentlicht wurden, trugen den Stempel schöpferischer Eigenart. Sie fanden großen Anklang bei den urteilsfähigsten Persönlichkeiten und bildeten die Grundlage seines Ruhmes. Jeder Aufsatz enthielt hier und da eine

treffende Bemerkung, ein wohlgelungenes Epigramm oder eine humoristische Stichelei, durch die er dem Literaturfreunde unvergeßlich wurde.

Aber alle waren vom Standpunkt des Künstlers aus ersonnen und niedergeschrieben, und zwar nur jenes Künstlers, der die Ethik überhaupt unberücksichtigt läßt und Recht und Unrecht unterschiedslos als Farben seiner Palette behandelt. In den Augen des gewöhnlichen, nüchtern-sachlichen Engländers war „The Decay of Lying" eine zynische Verteidigungsschrift zugunsten der Unwahrheit. Und die meisten Leser sahen in „Pen, Pencil and Poison" kaum mehr als einen schändlichen Versuch, den kaltblütig begangenen Mord zu entschuldigen. Gerade die Artikel, die seinen Ruhm als Schriftsteller begründeten, trugen dazu bei, seine Stellung und seinen Ruf zu untergraben.

Im Jahre 1889 veröffentlichte er eine Abhandlung, die ihn sogar noch mehr schädigte, da sie die eigentümlichen Gerüchte über sein Privatleben zu rechtfertigen schien. Er vertrat die zur damaligen Zeit allgemein verbreitete Anschauung, daß Shakespeare pervers gewesen war. Im Verein mit den meisten kritischen Forschern glaubte er, daß der erste Zyklus der Sonette an Lord William Herbert gerichtet sei. Aber sein verfeinertes Gefühl oder vielmehr sein eigenartiges Temperament veranlaßte ihn, zu bezweifeln, daß die Mr. W. H. zugeeignete Widmung des Verlegers Thorpe Lord William Herbert gelten könnte*. Er bevorzugte die alte Hypothese, daß die Widmung für einen jungen Schauspieler namens William Hughes bestimmt war — eine Vermutung, die durch ein sehr bekanntes Sonett unterstützt wird. Diese Anschauung machte er mit großer Ausführlichkeit und erheblichem Scharfsinn in einer Abhandlung geltend, die er mir zur Veröffentlichung in der „Fortnightly Review" übersandte. Das Thema

---

* Diese Widmung lautet:

Dem alleinigen Erzeuger
dieser nachstehenden Sonette
Mr. W. H. wünscht alles Glück
Und jene Unsterblichkeit
verheißen von
unserem ewig lebenden Dichter
der wohlwollende Unternehmer
beim Beginne T. T.

war heikel, aber die Art seiner Behandlung überaus zurückhaltend und behutsam. Ich fand nichts Anstößiges an dieser Abhandlung und — um die Wahrheit zu sagen — betrachtete die Erörterung dieses Gegenstandes als keine hervorragende Leistung.

Er sprach mit mir über die Abhandlung, während sie in Arbeit war, und ich sagte ihm, daß ich die ganze Theorie für vollkommen falsch hielt. Shakespeare war so sinnlich, wie man wohl nur sein kann, aber es lagen keine Beweismittel für seine Perversität vor. Alle Beweise schienen mir sogar gegen diese allgemeine Überzeugung zu sprechen.

Ich hatte die Annahme, daß die Widmung an Lord William Herbert gerichtet sein sollte, anfangs kaum glaubhaft gefunden: denn ihr Wortlaut ist nicht nur unklar, sondern vertraulich. Wenn ich annahm, daß „Mr. W. H." Lord William Herbert bedeuten sollte, so beruhte das nur auf der Tatsache, daß mir diese Lösung des Rätsels als die einfachste erschien. Und schließlich wies ich Oscar darauf hin, daß seine Theorie sehr wenig Neues und mehr Unwahres an sich habe, und riet ihm von der Veröffentlichung der Abhandlung ab. Meine Überzeugung, daß Shakespeare nicht pervers veranlagt war, und daß der erste Zyklus seiner Sonette nur seinen Snobismus und sein unterwürfig schmeichlerisches Wesen, aber keine verwerfliche Leidenschaftlichkeit bekundete, erschien Oscar geradezu als eine tolle Ausgeburt des Parteigeistes.

Lächelnd schlug er meine Argumente in den Wind und sandte seine Abhandlung an die Geschäftsstelle der „Fortnightly Review", als ich zufällig im Ausland war. Zu meinem großen Leidwesen wies mein Vertreter sie in unhöflicher Form zurück, und Oscar sandte sie darauf an Blackwood, der sie in seiner Zeitschrift veröffentlichte. Sie wurde vom Publikum eifrig besprochen und erörtert. Wenn man die Abhandlung nach den Debatten, die sie heraufbeschwor, und nach dem Sturm des Abscheus oder Lobes, den sie entfachte, beurteilen wollte, hätte man meinen müssen, daß sie ein Meisterwerk wäre, obgleich sie in Wirklichkeit nichts Außergewöhnliches war. Hätte irgendein anderer Mensch sie geschrieben, so wäre sie unbeachtet geblieben. Aber Oscar Wilde hatte bereits einen merkwürdig bekannten Namen, und alles, was er sprach und tat, wurde in sämtlichen Gesellschaftskreisen durchgehechelt. „Das Bildnis des Mr. W. H." schädigte Oscar in unberechenbarer Weise. Es gab seinen Feinden zum ersten Male

gerade die Waffen in die Hand, die sie haben wollten, und sie benutzten sie gewissenlos und unermüdlich mit der grausamen Wollust des Hasses. Oscar schien sich an dem Zusammenprall der widerstreitenden Meinungen zu ergötzen, der durch die Abhandlung veranlaßt wurde. Er wußte ja besser als die meisten Menschen, daß ein vielbesprochener Name oft der Herold eines berühmten Namens und in kaufmännischer Beziehung stets wertvoller ist. Er rieb sich vor Freude die Hände, als die Debatte scharf wurde, und belustigte sich sogar über den Hohn der Neidischen. Er wußte ja, daß der Wind, der das kleine Feuer auslöscht, zum Blasebalg für das große wird. Mochten die Leute reden, was sie wollten, wenn sie nur über ihn sprachen, und zweifellos sprachen sie unaufhörlich über alles, was er schrieb.

Der unmäßige Erfolg beim Publikum steigerte sein Selbstvertrauen, und mit der Zeit bekam seine Anmaßung einen etwas herausfordernden Einschlag. Das erste auffallende Zeichen dieser allmählichen Veränderung war der Roman „The Picture of Dorian Gray" (Das Bildnis des Dorian Gray), der in „Lippincott's Magazine" erschien. Er wurde sofort im „Daily Chronicle", einem liberalen Blatt, das sich im allgemeinen durch eine gewisse Vorliebe für Künstler und Literaten auszeichnete, als eine „Erzählung" gebrandmarkt, „die aus der verseuchten Literatur der französischen Dekadenz hervorgegangen ist" — als „ein vergiftetes Buch" heruntergerissen, „dessen Atmosphäre von den atembeklemmenden Gerüchen der moralischen und geistigen Fäulnis durchsetzt ist".

Selbstverständlich konnte Oscar diesen Angriff nicht unerwidert lassen, und die Tonart seiner Erwiderung ist für seine gesteigerte Selbstsicherheit bezeichnend. Er scheut die auf Perversität hindeutende Beschuldigung nicht mehr, sondern fordert sie heraus: „Es mag wohl giftig sein — aber es läßt sich nicht leugnen, daß es meisterhaft ist, und nach Meisterschaft streben wir Künstler."

Als Oscar im April 1891 „Das Bildnis des Dorian Gray" in Buchform veröffentlichte, sandte er mir ein Exemplar der Luxusausgabe und einen Brief, mit der Bitte, ihm meine Meinung über das Buch zu sagen. Ich erhielt beides eines Morgens früh und las bis zur Mittagsstunde in dem Buch. Dann schickte ich ihm ein paar selbstgeschriebene Zeilen folgenden Inhalts: „Andere

Menschen haben uns Wein gespendet, zum Teil französischen Rotwein, zum Teil Burgunder, zum Teil Moselwein. Du bist der erste, der uns unverfälschten Champagner spendet. Dieses Buch enthält viele Stellen, die noch witziger sind als Congreves Schriften, und es steht geistig auf derselben Höhe. Ich finde, daß Du Dir endlich selbst gerecht geworden bist."

Eine halbe Stunde später ließ sich Oscar Wilde bei mir melden, und ich ging sofort hinunter, um ihn zu empfangen. Seine Freude war überschwenglich.

„Es ist ganz reizend von dir, Frank", rief er, „daß du mir solch einen himmlischen Brief geschrieben hast."

„Ich habe erst hundert Seiten in dem Buch gelesen", sagte ich, „aber sie sind köstlich. Nun kann dir niemand deinen Platz unter den witzigsten und humoristischsten englischen Schriftstellern streitig machen."

„Es ist ganz wundervoll von dir, Frank, daß du mir das sagst; was gefällt dir denn so gut?"

Wie alle Künstler, wollte er gern gelobt werden, und ich war begeistert. Ich war glücklich über die Gelegenheit, manchen früheren Zweifel wieder gutzumachen, der jetzt unangebracht erschien.

„Gleichviel, was neidische Menschen sagen — du gehörst neben Burke und Sheridan zu den allerbegabtesten Iren . . .

„Natürlich habe ich die meisten Epigramme schon früher von dir gehört, aber du hast sie in diesem Buch noch besser zum Ausdruck gebracht."

„Meinst du das wirklich?" fragte er mit wohlgefälligem Lächeln.

Es ist erwähnenswert, daß er einige der im „Dorian Gray" enthaltenen Epigramme nochmals verbesserte, ehe sie in sein erstes Theaterstück aufgenommen wurden. So lautet z. B. die Bemerkung, die Lord Henry Wotton — Oscars persönliches Sprachrohr — im „Dorian Gray" hinzufügt, als er von seinem Feilschen um ein Stück alten Brokats in Wardour Street berichtet: „Heutzutage kennen die Leute immer nur den Preis und nie den Wert" (Nowadays people know the price of everything and the value of nothing). Während dasselbe Epigramm in „Lady Windermere's Fan" (Lady Windermeres Fächer) folgendermaßen verbessert ist: „Der Zyniker ist ein Mensch, der immer nur den Preis kennt und nie den Wert" (The cynic is one who knows the price of everything and the value of nothing).

Fast sämtliche literarischen Erscheinungen unserer Zeit leiden durch die Hast der Arbeit: der Schriftsteller muß, um von den Erzeugnissen seiner Feder zu leben, ziemlich viel schaffen, besonders solange sein Ruf im Werden begriffen ist. Aber die Gestaltung großer Werke erfordert Zeit, und edle Schöpfungen sind oft durch die Schönheitsfehler der verfrüht eingeleiteten Geburtswehen entstellt. Oscar Wilde bewerkstelligte es, diesen Mangel dadurch zu verringern, daß er seine Werke erst mündlich zum Ausdruck brachte, ehe er sie niederschrieb.

Lord Henry Wottons Gespräch mit seinem Onkel und dann beim Mittagsmahl, als er Dorian Gray bezaubern will, gibt die Art, in der Oscar Wilde zu plaudern pflegte, vortrefflich wieder. Der Onkel wundert sich, daß Lord Dartmoor eine Amerikanerin heiraten will, und spricht seinen Unmut über ihre Familie in der Frage aus: „Hat sie denn überhaupt eine?"

Lord Henry schüttelt den Kopf: „Die amerikanischen Mädchen verstehen es ebenso geschickt, ihre Eltern zu verbergen, wie die englischen Frauen ihre Vergangenheit", sagte er und stand auf, um sich zu entfernen.

„Vermutlich sind diese Leute Schweinefleischkonserven-Fabrikanten?"

„Das will ich in Dartmoors Interesse hoffen, Onkel George. Ich habe gehört, daß die Schweinefleischkonserven-Fabrikation in Amerika, nach der Politik, der einträglichste Beruf ist."

Diesen ganzen Teil finde ich entzückend humoristisch, während die zweite Hälfte des Buches zur Bedeutungslosigkeit verflacht. Die ersten hundert Seiten enthalten das Ergebnis dessen, was Oscar Wilde während vieler Monate mündlich zum Ausdruck gebracht hatte, der Rest wurde ohne Vorbereitung niedergeschrieben, um die Erzählung zum Abschluß zu bringen. „Dorian Gray" war das erste Werk, welches den Beweis erbrachte, daß Oscar Wilde endlich sein wahres Talent entdeckt hatte.

Wenn wir es etwas eingehender betrachten, wird uns zugleich Oscar Wildes Stärke und Schwäche als Schriftsteller klar. Der ursprüngliche Gedanke ist vortrefflich und durch seine größere Vertiefung feiner als der alltägliche Gedanke, der Balzacs „Peau de Chagrin" zugrunde liegt, obwohl das Buch wohl nie entstanden wäre, hätte nicht Balzac sein Werk zuerst geschrieben. Aber Balzacs Ehrlichkeit und Ernst ringen mit dem Thema, bis es

etwas Segensreiches zeitigt, während der spitzfindigere Gedanke in Oscars Fingern allmählich zusammenschrumpft, bis man nicht recht weiß, ob das Buch in Form einer kleinen Novelle nicht wirksamer gewesen wäre. Oscar kannte das Leben nicht genug oder bewertete den menschlichen Charakter zu wenig, um eine tief durchdachte psychologische Studie zu schreiben: die kurze Novelle oder das Theaterstück war sein eigentliches Gebiet.

Um dieselbe Zeit zeigte mir Oscar eines Tages zum erstenmal die Aphorismen, die er als Einleitung zu „Dorian Gray" geschrieben hatte. Manche fand ich ausgezeichnet, aber ich bemerkte, daß Oscar sich häufig wiederholt hatte. Ich strich diese Wiederholungen und bemühte mich, ihm klarzumachen, daß die zwölf besten viel wirksamer seien als achtzehn, unter denen sich sechs minderwertige befanden. Und ich fügte noch hinzu, daß ich die besten gern in der „Fortnightly Review" veröffentlichen würde. Er dankte mir mit den Worten, daß mein Anerbieten sehr freundlich sei.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief mit der Mitteilung, daß er meine Korrekturen durchgesehen habe und die Aphorismen, die ich abgelehnt hätte, gerade am besten fände; er hoffe aber, daß ich sie in ihrer ursprünglichen Form veröffentlichen würde.

Selbstverständlich schrieb ich ihm zurück, daß er darüber endgültig zu entscheiden hätte, und veröffentlichte sie ohne weiteres.

Die Freude, die mir seine unbestreitbare geniale Begabung und sein unzweifelhafter Erfolg bereiteten, wurde von anderen nicht geteilt. Meine Bekannten fühlten sich veranlaßt, mir zu sagen, daß ich nicht mit Oscar Wilde verkehren sollte.

„Warum denn nicht?" fragte ich sie.

„Weil er einen schlechten Namen hat", lautete die Erwiderung. „Man sagt ihm sonderbare Sachen nach. Schon in Oxford war er verrufen. Sie brauchen sich ja den Mann nur anzusehen."

„Gleichviel, was das für eine Krankheit sein mag, sie ist nicht ansteckend — leider", erwiderte ich.

Für Leute, die keinen Neid kennen, bildet die Freude des Publikums an der hämischen Herabsetzung begabter Menschen eine der schwierigsten Fragen, die das Leben ihnen vorlegt.

Literaten, selbst Leute, die es besser verstehen mußten, ließen sich viel Zeit, ehe sie sein außergewöhnliches Talent anerkannten.

Er war so schnell emporgestiegen, er war in eine solche Ausnahmestellung hineingeschoben worden, daß sie geneigt waren, ihm selbst die Gaben abzusprechen, die er unzweifelhaft besaß. Mit Verwunderung wurde ich eines Tages gewahr, daß einer meiner Bekannten denselben Standpunkt einnahm. Der Dichter und Schriftsteller Francis Adams neckte mich einmal mit meiner Vorliebe für Oscar:

„Was in aller Welt finden Sie denn an ihm so bewundernswert?" fragte er mich. „Er ist kein bedeutender, und noch nicht einmal ein guter Schriftsteller. Seine Bücher haben nichts Geniales; seine Dichtungen sind Dutzendware und seine Prosaschriften nicht viel mehr wert. Selbst seine mündlichen Worte sind unecht und überspannt."

Ich konnte ihn nur auslachen und ihm den Rat geben, „Das Bildnis des Dorian Gray" zu lesen.

Aber dieses Buch bot Oscars puritanischen Feinden noch stärkere Waffen gegen seine Person als „Das Bildnis des Mr. W. H." Sie behaupteten, daß das Thema beider Schriften dasselbe und die Behandlung geradezu ekelhaft wäre. Mehr als ein bürgerliches Blatt, wie z. B. „To Day" unter Jerome K. Jeromes Leitung, bezeichnete das Buch mit vernichtender Kritik als „verwerflich" und hielt seine Unterdrückung für ratsam. In England hat man mehr Angst vor der Redefreiheit als vor der freien Gewährung der Tat: ein Fleck am Außenrande der Schüssel widert den englischen Puritaner an, während das Innere nie mit dem Blick geprüft, geschweige denn erörtert wird.

Walter Pater rühmte „Dorian Gray" in der literarischen Zeitschrift „Bookman", aber dadurch schadete er sich nur selbst, ohne seinem Freunde zu nützen. Inzwischen ging Oscar dreist seinen Weg und beantwortete jetzt die Kritik mit lächelnder Verachtung.

Ein Ereignis aus dieser Zeit wird bekunden, wie ungerecht er beurteilt wurde und wie unvorsichtig es von ihm war, der Verleumdung herausfordernd zu trotzen.

Eines Tages traf ich ihn in Begleitung eines schönen jungen Mannes namens John Gray und wunderte mich nicht, daß Oscar ihn interessant fand; denn Gray hatte nicht nur große körperliche Vorzüge, sondern auch ein reizendes Wesen und eine ausgeprägte dichterische Begabung, die Oscars Begabung bei

weitem überflügelte. Er besaß außerdem einen lebhaften, wißbegierigen Verstand, und Oscars Unterhaltung wirkte selbstverständlich außerordentlich anregend auf ihn. Ich glaubte, daß eine intellektuelle Übereinstimmung und die natürliche Verehrung, die der jüngere für einen geistreichen älteren Mann empfindet, das unverkennbare Band zwischen ihnen bildete. Aber sobald Oscar „Dorian Gray" in Buchform veröffentlichte, wurde von schlechtunterrichteten und noch schlechter gesinnten Leuten das Gerücht ausgesprengt, daß der Titelheld mit John Gray identisch sei, obwohl das Buch „Dorian Gray" geschrieben wurde, ehe Oscar John Gray kennen gelernt oder von ihm gehört hatte. Man muß notwendigerweise zugeben, daß Oscar zum Teil selbst daran schuld war. Im Gespräch gab er häufig lachend zu verstehen, daß John Gray sein Held „Dorian" sei. Es ist nur ein Beispiel für die herausfordernde Verachtung, mit der er um diese Zeit die vom Haß ersonnenen Fabeln zu beantworten anfing.

Gegen Ende des Jahres 1891 veröffentlichte er unter dem Gesamttitel „A House of Pomegranates" (Ein Granatapfelhaus) vier vollkommen harmlose Geschichten. Er widmete jede einzelne Erzählung einer vornehmen Dame, und das Buch erwarb sich viele Freunde, wurde aber von der Presse geringschätzig beurteilt und erzielte keinen buchhändlerischen Erfolg.

Nun wollte das Publikum damals von Oscar Wilde nichts anderes als ein Buch, das einer ganz bestimmten Kategorie angehörte. Und es brauchte nicht lange darauf zu warten. Zu Anfang des Jahres 1892 hörten wir, daß Oscar ein Drama in französischer Sprache geschrieben hätte, das den Titel „Salome" trug. Und sofort wurden Gerüchte verbreitet, daß Sarah Bernhardt es in London auf die Bühne bringen würde. Dann gab es eine dramatische Überraschung nach der anderen. Als die Proben bereits im Gange waren, verweigerte der Lord Chamberlain* die Genehmigung zur Aufführung mit der Begründung, daß biblische Persönlichkeiten in dem Stück zur Darstellung kämen. In einem geistreichen Interview beanstandete Oscar das Vorgehen des Zensors, das er als „gehässig und lächerlich" bezeichnete. Er wies darauf hin, daß die größten Künstler — Maler und Bildhauer, Komponisten und Schriftsteller — viele ihrer besten Motive der

* Lord Chamberlain = Großkämmerer.

Bibel entnommen hatten. Und er wollte wissen, weshalb es dem dramatischen Dichter verwehrt sein sollte, die großen Seelentragödien zu behandeln, die seiner Kunstrichtung am besten entsprachen. Als er erfuhr, daß das Verbot in Kraft bleiben sollte, erklärte er zornig, daß er nach Frankreich ziehen und sich dort naturalisieren lassen würde.

„Ich bin kein Engländer. Ich bin Ire, — das ist etwas ganz anderes." Selbstverständlich machte sich die Presse nach Möglichkeit über diese Gefühlsaufwallung lustig.

Nach Robert Roß' Meinung ist „Salome" das „stärkste und meisterhafteste aller Dramen, die Oscar geschrieben hat". Meines Erachtens läßt sich die erstaunliche Beliebtheit des Werkes kaum erklären, geschweige denn rechtfertigen. Als es an die Öffentlichkeit kam, verhielt sich sowohl die französische wie die englische Presse tadelnd und geringschätzig. Aber inzwischen hatte Oscar das Publikum so für sich eingenommen, daß er sich gestatten konnte, auf den Tadel und die Verleumdung verächtlich herabzusehen. Das Stück wurde von seinen Verehrern gerühmt, als hätte es sich um ein Meisterwerk gehandelt, und in London wurde es noch mehr besprochen, weil es in französischer Sprache geschrieben war und daher nicht vom Pöbel abgegrast werden konnte.

Salomes unbeschreiblich kaltherzige Verworfenheit und Grausamkeit verschärften die Vorurteile und verstärkten die Abneigung, die das gewöhnliche lesende Publikum in England gegen seinen Verfasser hegte. Und als das Drama ins Englische übersetzt wurde und mit Aubrey Beardsleys Illustrationen erschien, wurde es von allen Wortführern auf literarischem Gebiet heruntergerissen und scharf getadelt. Die ungeheure Beliebtheit des Stückes, die Robert Roß so frohlockend nachweist, stammte aus Deutschland und Rußland und muß teilweise der Verachtung zugute geschrieben werden, die der gebildete Deutsche und Russe für die heuchlerischen Grillen der englischen Prüderie empfindet. Man muß auch zugeben, daß Aubrey Beardsleys Illustrationen für das gewöhnliche lesende Publikum in England ein weiteres Ärgernis bildeten, denn sie verdichteten die eigentümliche Atmosphäre des Dramas.

Oskar pflegte zu sagen, daß er Aubrey Beardsley entdeckt habe, aber in Wirklichkeit lernte er ihn erst durch Robert Roß kennen und wurde von ihm überredet, Beardsley mit den Illustrationen zur Salome zu beauftragen, welche der englischen Ausgabe des

Buches ihren einzigartigen Wert verliehen. Merkwürdigerweise waren die Illustrationen Oscar stets zuwider, so daß er das Buch aus seinem Hause verbannte. Er übertrug seine Abneigung sogar auf den Künstler, und da Aubrey Beardsley umgänglich und angenehm im Verkehr war, bedarf der gegenseitige Widerwille eines erklärenden Wortes.

Aubrey Beardsleys geniale Begabung hatte London im Sturme erobert. Im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren hatte dieser zart aussehende Jüngling mit dem kastanienbraunen Haar und den blauen Augen mit seinem staunenswerten Talent, einem Talent, das ihm in jedem anderen Lande eine angesehene Stellung und ein Vermögen eingebracht hätte, die Höhe seiner Entwicklung erreicht. Durch die Vollendung der Linienführung überflügelten seine Zeichnungen alles, was wir besitzen. Aber das seltsamste an dem Knaben war, daß er die Leidenschaftlichkeit des Stolzes, der Wollust und Grausamkeit sogar noch stärker zum Ausdruck brachte als Rops und urwüchsiger als irgendeiner, der je den Stift geführt hatte. Beardsleys frühzeitige Reife war etwas ganz Wunderbares. Er schien nicht nur für seine eigene Kunstrichtung, sondern für jede Kunst und jedes Kunstgewerbe intuitives Verständnis zu besitzen, und es bedurfte einiger Zeit, ehe man gewahr wurde, daß er diese märchenhafte Virtuosität durch eine bedingungslose Geringschätzung des menschlichen Strebens in jeder anderen Gestalt erzielt hatte. Für ihn gab es keinen großen Heerführer, Kapitalisten oder Gelehrten, und ihm galten sie ebensowenig wie der Fischer oder der Omnibuskutscher. Der Strom seines Talents floß sozusagen von steinernen Dämmen eng umgrenzt dahin; und gerade die kühne Behauptung dieses Standpunkts hatte Oscars Interesse erweckt.

Eine Phase in Beardsleys außergewöhnlicher Entwicklung soll hier besprochen werden. Als ich ihn kennen lernte, wirkten seine Briefe und zuweilen auch sein mündlicher Ausdruck merkwürdig jugendlich und unreif, sie ließen das persönliche Gepräge seiner Zeichnungen vollkommen vermissen. Sobald das bemerkt wurde, packte er den Stier bei den Hörnern und behauptete, einen veralteten Stil zu schreiben, — er wollte uns einreden, daß es ihm peinlich wäre, mit seinen „archaistischen Neigungen“ bei uns Anstoß zu erregen. Natürlich lachten wir und forderten ihn auf, Farbe zu bekennen. Kurze Zeit darauf erhielt ich von ihm einen

Artikel, der mit merkwürdig gut gewählten Worten in einer der Mode des 18. Jahrhunderts entsprechenden, feinen englischen Sprache abgefaßt war. Er hatte ungefähr in einem Monat, anscheinend mühelos, auf einem neuen Gebiet den Ausdruck seiner Persönlichkeit gefunden. Durch Beardsleys schriftliche Äußerungen wurde Oscar zuerst zur Anerkennung seines Talents bewogen, und eine Zeitlang schien er ein unbestimmtes Interesse für das zu empfinden, was er „sein orchideenhaftes Wesen" nannte.

Als sie eines Tages beide beim Mittagessen saßen, erklärte Oscar, daß er in Beardsleys Gegenwart kein anderes Getränk genießen könnte als Absinth.

„Der Absinth", sagte er, „ist im Vergleich zu allen anderen Getränken das, was Aubreys Zeichnungen im Vergleich zu allen anderen bildlichen Darstellungen sind: er nimmt eine Sonderstellung ein: er schillert in opalisierenden Tönungen wie das Dämmerlicht in südlichen Himmelsstrichen; er hat den verlockenden Reiz seltsamer Sünden an sich. Er ist stärker als jedes andere geistige Getränk und bringt die unterbewußte Persönlichkeit des Menschen an den Tag. Er ist genau wie Ihre Zeichnungen, Aubrey, er zerrt an den Nerven und ist erbarmungslos.

„Baudelaire nannte seine Gedichte ‚Fleurs du Mal' (Blumen des Bösen) — ich werde Ihre Zeichnungen ‚Fleurs du Péché', Sündenblumen, nennen.

„Wenn ich eine von Ihren Zeichnungen vor Augen habe, möchte ich Absinth trinken, der die Farbe wechselt, wie ein Nephrit im Sonnenlicht, und die Sinne versklavt. Dann kann ich mich in das kaiserliche Rom zurückversetzen, in das Rom der letzten Cäsaren."

„Übersehen Sie aber die schlichten Zerstreuungen des damaligen Lebens nicht, Oscar", sagte Aubrey. „Nero verbrannte die Christen, wie man große Talglichter anzündet; das einzige Licht, das die Christen je von sich leuchten ließen", fügte er mit seiner schmachtenden, sanften Stimme hinzu.

Diese Unterhaltung bildete für mich des Rätsels Lösung. Im persönlichen Verkehr war Oscar ein echterer Engländer als die Engländer selbst: nur selten äußerte er unumwunden seine Meinung über eine Person oder ein Vorurteil. Er zog es vor, sein Mißfallen oder seine Mißbilligung nur anzudeuten. Daß er den unverhüllten Ausdruck der Wollust und Grausamkeit in Beardsleys Zeichnungen besonders betonte, war mir ein Beweis, daß die

unmittelbare Aufrichtigkeit ihm nicht zusagte, denn schwerlich konnte er gegen die Eigenschaften, die sein eigenes Werk „Salome" weltberühmt machten, etwas einzuwenden haben.

Die vollständige Geschichte der Beziehungen zwischen Oscar Wilde und Beardsley und ihrer gegenseitigen Abneigung bekundet nur, wie schwierig es für schöpferische Künstler ist, sich gegenseitig richtig zu würdigen: wie Bergesgipfel stehen sie einsam da. In seinem Verkehr mit Beardsley zeigte Oscar einen etwas gönnerhaften Einschlag und die Überlegenheit des Älteren. Häufig rühmte er ihn in törichter Weise, während Beardsley Oscar stets einen Blender nannte und mit dürren Worten der Hoffnung Ausdruck gab, daß er von der Literatur mehr verstände als von der Kunst. Ganz kurze Zeit arbeiteten sie gemeinschaftlich, und es ist wichtig, nicht zu vergessen, daß Beardsley Oscar beeinflußte, während Beardsley von Oscar unbeeinflußt blieb. Beardsleys verächtliche Stellungnahme zur Kritik und zum Publikum, seine künstlerische Kühnheit und Selbstsicherheit übten gewissermaßen einen stählenden Einfluß und, wie sich die Dinge gestalteten, einen höchst unseligen Einfluß auf Oscar aus.

Im Gegensatz zu Robert Roß' Anschauung halte ich die „Salome" für eine schülerhafte Arbeit, — für ein Ergebnis der Bewunderung, die Oscar einerseits für Flaubert und seine „Herodias" und andererseits für Maeterlincks „Les sept Princesses" empfand. Dem Franzosen hat er die Stimmung und die orientalische Grausamkeit für die Bankettszene und dem Flamen die Schlichtheit der Sprache und die unheimliche Wirkung abgelauscht, die durch die Wiederholung bedeutsamer Sätze hervorgerufen wird. Dennoch ist die „Salome" durch die Mischung von Wollust und Haß im Charakter der Heldin eine schöpferische Gestaltung. Und durch den Gedanken, diese seltsame Jungfrau zur Hauptfigur und zum Mittelpunkt des Dramas zu machen, hat Oscar das Interesse an der Fabel gesteigert und Flauberts Idee vervollkommnet. Ich bin überzeugt, daß er Maeterlincks schlichten Stil nachgeahmt hat, um seine mangelhaften Kenntnisse in der französischen Sprache zu verbergen, aber gerade diese ungekünstelte Form erhöht die schicksalshafte Wirkung des Dramas.

Die Wollust, von der die Tragödie erfüllt ist, war für Oscar charakteristisch, aber die Grausamkeit war ihm fremd, — beides hätte ihn in England geschädigt, wären ihm nicht zwei Tatsachen

zustatten gekommen. Zuvörderst beherrschen überhaupt nur wenige Engländer, die den besten Kreisen des Volkes angehören, die französische Sprache, und zum größten Teil verachten sie die Geschlechtsmoral jener Rasse; während die breite Masse des englischen Publikums das Französische an sich als unmoralisches Ausdrucksmittel betrachtet und die Neigung besitzt, alles, was diese Sprache bietet, mit geringschätziger Gleichgültigkeit zu behandeln. Man kann nur sagen, daß durch die „Salome" die immer häufigeren Gerüchte über Oscars Perversität verstärkt wurden.

Im Jahre 1892 fiel es mir zum ersten Male auf, daß einige von Oscars Freunden — um mich gelinde auszudrücken — zweifelhaft waren. Ich entsinne mich, daß ich ein kleines Herrenessen in meiner Wohnung in der Jermyn Street veranstaltete und Oscar dazu einlud, der einen jungen Bekannten mitbrachte. Nach dem Essen bemerkte ich, daß der junge Mann Oscar zürnte und kaum mit ihm sprach, während Oscar ihn versöhnen wollte. Und ich hörte aus Oscars Munde einzelne entschuldigende Wendungen: „Ich bitte dich . . . Es ist nicht wahr . . . Dazu liegt kein Grund vor . . ." Während der ganzen Zeit hatte sich Oscar von der Gesellschaft zurückgezogen und legte den Arm auf des jungen Mannes Schulter. Aber sein Schmeicheln war erfolglos, denn der Jüngling wandte sich verdrießlich und schlecht gelaunt von ihm ab. Das ist nur eine Momentaufnahme, die ich im Gedächtnis bewahrt habe, ein Anlaß, der mich später zu der Frage bewog, wie ich so schwer von Begriffen sein konnte.

Wenn ich nun, rückwärts schauend, alles in Erwägung ziehe — seinen gesellschaftlichen Erfolg, das grelle Licht der Öffentlichkeit, das auf seinem Leben ruhte, das zischelnde Geschwätz und Gerede über alles, was er tat und sprach, das wachsende Interesse und die steigende Wertschätzung seiner Leistungen, und vor allem die stetig zunehmende Kühnheit seiner Schriften und sein herausforderndes Benehmen — so ist es nicht verwunderlich, daß die finstere Wolke des Hasses und der Verlästerung, die nicht von ihm wich, immer bedrohlicher wurde.

IX

IM SOMMER DES ERFOLGES: OSCARS ERSTES BÜHNENSTÜCK

Man behauptet, daß keine Jahreszeit so schön ist wie der kurze Sommer in nördlichen Himmelsstrichen. Drei Vierteljahre sind kalt und dunkel, und über die zugefrorene Landschaft fegen Schneesturm und Orkan. Wie eine Gottheit naht der Sommer; im Nu verschwindet der Schnee, und die Natur hüllt sich in ihre zartesten grünen Gewänder; scharenweise ziehen die Vögel herbei; überall erwachen die Blumen zum Leben, und die Sonne scheint Tag und Nacht. Eine solche Sommerzeit in ihrer ganzen Schönheit und Vergänglichkeit war Oscar Wilde vor der letzten trostlosen Öde beschieden.

Ich möchte ein Bild von ihm geben, das ihn so zeigt, wie er auf dem Höhepunkt seiner allerglücklichsten Stunden war, und neben meiner persönlichen Würdigung zum Beweise seiner zauberhaften Rednergabe dienen kann. Erfreulicherweise ist mir der Zufall dabei zu Hilfe gekommen. Mr. Ernest Beckett, der jetzige Lord Grimthorpe, ein Verehrer aller höheren Dinge, der die begabtesten Menschen seiner Zeit gekannt hat, erzählt mit Vergnügen eine Geschichte, die Oscar Wildes Einfluß auf Menschen bekundet, die durchaus keine literarischen Neigungen besaßen. Mr. Beckett veranstaltete in Kirkstall Grange eine Gesellschaft für die Landjunker aus Yorkshire, die sich zumeist für die Fuchsjagd interessierten und das Leben in der freien Natur liebten. Als er hörte, daß Oscar Wilde sich in der benachbarten Stadt Leeds aufhielt, lud er ihn sogleich zum Mittagessen nach Kirkstall Grange ein und frohlockte schon im voraus über die verblüffende Ungewöhnlichkeit dieses Wagnisses. Am nächsten Tage wurde „Mr. Oscar Wilde" gemeldet, und als er ins Zimmer trat, fingen die Jagdfreunde ohne weiteres an, sich hinter ihren Zeitungen zu verschanzen oder Gruppen zu bilden. Denn sie wollten es vermeiden, den allbekannten Schriftsteller zu sehen oder ihm vorgestellt zu werden. Oscar

reichte dem Wirt die Hand, als hätte er nichts bemerkt, und begann zu plaudern.

„Nach fünf Minuten", versichert Grimthorpe, „waren sämtliche Zeitungen beiseite gelegt, und alle hatten sich um Oscar versammelt, um ihm lachend zu lauschen."

Und als das Mahl zu Ende war, trug ein Fuchsjäger nach dem anderen dem Wirt die Bitte vor, das Mittagessen mit einem Abendessen zu beschließen und sie wieder mit dem Wundermann zusammen einzuladen. Als die Gesellschaft gegen Morgen aufbrach, waren sie alle von Oscar ganz entzückt und erklärten feierlich, daß noch nie ein Mensch geistreicher geplaudert habe. Grimthorpe hat kein einziges Wort, das Oscar gesprochen hat, im Gedächtnis behalten, aber er behauptet: „Es war alles ganz köstlich, ein humoristisches Blinkfeuer, das jedes angeregte Thema erhellte, wie der Sonnenschein, wenn er auf den Wellen hüpft."

Das Außergewöhnliche an Oscars Begabung war seine Art, nie die Unterhaltung an sich zu reißen. Im Gespräch fing er den Ball da auf, wo er sich gerade befand, und spielte so lustig damit, daß alle bald vor Freude lächelten. Die berühmten Redner der Vergangenheit, Coleridge, Macaulay, Carlyle und wie sie alle heißen mögen, hielten nur Vorlesungen. Wenn sie redeten, wurde ihr Gespräch gleich zu einem Vortrag über ein Lieblingsthema, und im alltäglichen Leben wurden sie allgemein für langweilige Gesellen gehalten. Aber als Oscar Wilde auf der Höhe war, ließ er nie die Tonart der guten Gesellschaft außer acht; er durfte sich gestatten, andere zu Worte kommen zu lassen. Er war in allen Sätteln gerecht, und kein Thema kam ihm ungelegen. Alles betrachtete er durch die humoristische Lupe und blendete die Menschen bald mit einem Wortwitz, bald mit der Quintessenz des Frohsinns.

Obgleich er Leben in jede gesellschaftliche Vereinigung brachte und stets begehrt war, blieb er dennoch ein unersättlicher Leser, und sein Geist beschäftigte sich selbstverständlich mit den höchsten Problemen.

Einige Jahre hindurch nahm ihn die Geschichte Jesu Christi ganz gefangen und war bestimmend für sein ganzes Denken. Eines Tages sprachen wir über Renans „Leben Jesu", ein Buch, das er wundervoll fand und eine der drei großen Weltbiographien nannte; Platos Dialoge, die den Sokrates zum Mittelpunkt haben, und „Johnsons Leben" von Boswell sollten die beiden anderen sein.

Er hielt es für merkwürdig, daß der bedeutendste Mann die schlechteste Biographie geschrieben hatte. Plato hatte Sokrates nur als Phonographen benutzt, in den er seine eigenen Lehren hineinsprach. Renan leistete Besseres, und Boswell, der bescheidene, liebevolle Freund, der weniger begabt war als die beiden anderen, machte seine Sache noch besser, obgleich er als echter Engländer auf der Oberfläche bleiben und die Tiefen nur erraten lassen mußte. Oscar hatte offenbar erwartet, daß Plato und Renan über jeden Vergleich erhaben wären.

Meines Erachtens jedoch hatten die ungebildeten Fischer aus Galiläa selbst Boswells Darstellungskunst übertroffen, obwohl sie ebenfalls der Phantasie vielzuviel Spielraum ließen. Die Liebe ist die Meisterin der Kunst, und eine Regenlache auf der Landstraße kann ein Stück Himmel in wunderbarer Weise widerspiegeln.

Die Evangelien besaßen für Oscar ein persönliches Interesse, wie der Heiland hüllte er sein Wesen stets in kleine Legenden ein.

Trotzdem ich des Hebräischen unkundig war, hatte Jesu Geschichte stets die größte Anziehungskraft auf mich ausgeübt, und so sprachen wir häufig von ihm, wenn auch nach unserer gegensätzlichen Weltanschauung.

Ich empfand, daß Renan Jesus in seinen höchsten Eigenschaften verkannt hatte. Er stand tief unter der Aufrichtigkeit, der Zartheit und der holdseligen Weisheit dieses göttlichen Geistes. Nach Art der Franzosen wurden ihm die Wundertaten zum unüberwindlichen Hindernis, vor dem seine Kraft versagte. Claus Sluters Christuskopf im Museum zu Dijon und Fra Angelicos phantasiereiches Gemälde sind edlere Darstellungen des Heilands. Ich hielt es für möglich, auf Grund der Evangelien an sich eine Skizze zu zeichnen, die Jesu seelische Entwicklung zum Ausdruck bringen und sich somit als ein ähnliches Bildnis erweisen würde. Oscars Interesse für dieses Thema war anders geartet: er nahm ganz einfach die Rolle seines Vorbildes für sich selbst in Anspruch und schien sich über den schreienden Gegensatz zu belustigen, der sich daraus ergab. Eine oder die andere seiner Erzählungen überraschten durch den ironischen Hintergedanken, sie überraschten auch, weil sie sein überzeugtes Heidentum bekundeten. Folgende Geschichte offenbart ganz deutlich seinen Standpunkt:

„Als Joseph von Arimathia abends vom Kalvarienberge hinabstieg, wo Jesus gestorben war, sah er einen Jüngling, der weinend

auf einem weißen Stein saß. Und Joseph trat zu ihm und sprach: ‚Ich begreife, daß dein Schmerz groß sein muß, denn wahrlich, dieser Mann war ein gerechter Mann.‘ Der Jüngling aber antwortete und sprach: ‚Ach, nicht deshalb weine ich. Ich weine, weil auch ich Wunder gewirkt habe. Auch ich habe den Blinden das Augenlicht gegeben, auch ich habe die Gichtbrüchigen geheilt und die Toten erweckt. Auch ich habe den unfruchtbaren Feigenbaum verdorren lassen und Wasser in Wein verwandelt ... und doch haben sie mich nicht gekreuzigt!“

Damals belustigte mich dieses Gleichnis; aber im Licht späterer Ereignisse erhielt es eine tragische Bedeutung. Oscar Wilde hätte wissen müssen, daß jede wahre Überlegenheit auf dieser Welt mit Haß verfolgt wird, und daß jeder Wunderwirkende unweigerlich gemartert wird. Aber er hatte keine Ahnung, daß die Evangelien ein Symbol, — daß sie für alle Zeiten die ewig-wahre Lebensgeschichte des genialen Menschen sind. Er blickte nie über sich selbst hinaus, und da die Früchte des Erfolges seinem Munde jetzt süß schmeckten, erschien ihm ein rächendes Schicksal als mythischste aller Mythen. Sein kindliches Selbstvertrauen war rührend. Die Gesetze, welche alle menschlichen Dinge regeln, besaßen geringes Interesse für den Mann, der sich stets selbst Gesetz war. Dennoch warf die nahende Katastrophe durch ein gewisses außergewöhnliches Ahnungsvermögen, durch ein gewisses unerklärliches Vorgefühl ihre Schatten über seinen Geist, und er hatte die unklare Empfindung, daß die Lebensreise des Genies ohne ein tragisches Ende unvollendet und possenhaft sein würde: jeder, der für das Höchste lebt, muß gekreuzigt werden.

Es scheint mir bemerkenswert zu sein, daß sich Oscar Wilde in diesem kurzen Sommer seines Lebens besonders mit der Lebensgeschichte des Schmerzensreichen beschäftigt hat, der das Leid in seiner ganzen Tiefe ergründete. Gerade als er selbst im Begriff war, in das Tal des Schattens einzugehen, trug er Jesus oft in seinen Gedanken und sprach stets mit Bewunderung von ihm. Aber was sollte er schließlich daran ändern? Auch Dekkers Erkenntnis reichte ebenso weit:

„Der beste aller Menschen,
Der jemals Erde an sich trug.“

Das war die tiefere Saite in Oscar Wildes Wesen, obwohl er sich stets scheute, sie zu zeigen. Gewöhnlich erging er sich in

humoristischem Geplauder, in jenen Redensarten und Epigrammen, die der Wunsch, zu gefallen und seine Hörer zu verblüffen, seinem Geist entlockte.

Eines Abends erfuhr ich fast zufällig, daß es seine Absicht war, einen neuen Versuch zu unternehmen und in ein neues Gebiet einzudringen.

Ich entsinne mich, daß er bei Tisch das Wort „verlieren" aufgriff.

„Wir verlieren unsere Aussichten", sagte er lachend, „wir verlieren unsere gute Figur, wir verlieren auch unseren Charakter; aber wir dürfen nie die Geduld verlieren. Das sind wir unseren Nebenmenschen schuldig, Frank; aber manchmal ist sie falsch angebracht, nicht wahr?"

„Ist diese Bemerkung für ein Buch oder für einen Artikel bestimmt, Oscar?" fragte ich ihn lächelnd. „Du hast in letzter Zeit nichts geschrieben."

„Ich habe ein Theaterstück im Kopf", erwiderte er in vollem Ernst. „Morgen werde ich mich in mein Zimmer einschließen und da bleiben, bis es niedergeschrieben ist. George Alexander quält mich schon eine ganze Weile, daß ich ihm ein Stück schreiben soll, und mir ist ein Gedanke eingefallen, den ich ganz gut finde. Ich möchte wohl wissen, ob ich das Stück in einer Woche zusammenbringe, oder ob ich drei Wochen dazu brauche. Eigentlich dürfte es nicht lange dauern, diese Pineros und Jones' zu überflügeln." Es verdroß Oscar stets, wenn, abgesehen von seinem Namen, irgendein anderer dem Publikum Stoff zum Reden bot; seine Eitelkeit war außerordentlich rege.

Es war ganz selbstverständlich, daß er Alexanders Anregung als etwas Nebensächliches behandelte. Die „Quälerei" des allgemein bekannten Schauspielers bestand darin, daß er Oscar, ehe noch das Szenarium entworfen war, einen Vorschuß von £ 100 gab. Nach einigen Monaten erzählte er mir, daß Alexander sein Lustspiel angenommen habe und „Lady Windermere's Fan" (Lady Windermeres Fächer) aufführen wollte. Ich fand den Titel ganz ausgezeichnet.

„Geographische Namen", erklärte mir Oscar in vollem Ernst, „haben stets ein vornehmes ‚cachet'; sie tönen mit dem vollen Klang der hundertjährigen Würde an unser Ohr. Siehst du, Frank, auf diese Weise suche ich mir die Namen für meine Rollenträger.

Ich nehme eine Karte der englischen Grafschaften zur Hand, und da habe ich sie. Unsere englischen Dörfer haben oft auserlesen schöne Namen. Z. B. Windermere oder Hunstanton", und seine Zunge schlürfte die Silben mit zärtlicher, sinnlicher Lust.

Ich hatte mir eine Loge für die Erstaufführung besorgt und nahm Arthur Walter von der „Times" mit, da ich glaubte, daß es für Oscar ganz vorteilhaft sein würde. Der erste Auftritt des ersten Aufzuges schien aus Methusalems Zeiten zu stammen, aber die Behandlung verlieh ihm Reiz, wenn nicht sogar eine gewisse Frische. Der köstliche, überraschende Humor verschönte die alltägliche Handlung. Doch Arthur Walter hatte nur ein Auge für das Herkömmliche und fand das Stück zu meiner großen Verwunderung schwach.

Nach dem ersten Aufzug ging ich ins Foyer hinunter, wo ich von den Kritikern fast dasselbe Urteil hörte. Da war ein hünenhafter Herr namens Joseph Knight, der schrie:

„Der Humor ist handwerksmäßig und gemacht." Und als er bemerkte, daß ich nichts darauf erwiderte, sagte er herausfordernd:

„Was halten Sie davon?"

„Diese Frage hat die Kritik zu entscheiden", antwortete ich.

Da lachte er: „Nach Oscars eigenartiger Methode könnte ich sagen: wenig versprochen und noch weniger gehalten. Ha! ha! ha!"

„Das ist gerade die umgekehrte Methode, die Oscar befolgt", gab ich zurück. „Die Zuschauer sind es, die über seinen Humor lachen."

„Ach was", rief Knight, „im Ernst können Sie doch nicht viel von dem Stück halten?"

Zum erstenmal in meinem Leben fing ich an zu begreifen, daß neun Zehntel aller Kritiker unfähig sind, ein schöpferisches Werk zu beurteilen. Sie scheinen gewissermaßen im Nebel zu leben und warten, bis jemand kommt, um ihnen die Richtung zu geben. Folglich erörtern sie gern jedes neue Stück mit ihren Nachbarn zur Linken und zur Rechten.

„Ich habe nicht das ganze Stück gesehen", antwortete ich. „Ich war bei keiner Probe zugegen, aber bis jetzt ist es meines Erachtens zweifellos das beste englische Lustspiel und das geistreichste, finden Sie nicht auch?"

Der kolossale Mann fuhr zurück und starrte mich an, dann lachte er schallend.

„Das ist ausgezeichnet!“ schrie er mit lautem Gewieher, das aber nicht lustig klang:

„‚Lady Windermeres Fächer‘ soll besser sein als irgendein Shakespearesches Lustspiel. Ha! ha! ha! und geistreicher! ho! ho!“

Durch seine Nichtachtung gereizt, bestand ich auf meiner Meinung:

„Gewiß, witziger und humoristischer als ‚As You Like It‘ (Wie es Euch gefällt) und wie ‚Much Ado‘ (Viel Lärm um Nichts). Und seltsamerweise steht es auch auf einer höheren geistigen Stufe. Ich kann es nur mit Congreves besten Werken vergleichen, und ich finde es noch besser.“ Mit einem mißbilligenden oder wütenden Knurren ließ mich der große Mann der Tagespresse stehen, um mit einem seiner Kollegen Neckereien auszutauschen.

Es war ein erlesenes Publikum: es bestand aus den besten Köpfen, die London aufzuweisen hatte, die also dem Durchschnittsjournalisten geistig weit überlegen waren. Ihr Urteil lautete dahin, daß das Stück höchst geistreich und interessant wäre. Der Humor sei zwar häufig gesucht, aber der Aufbau bekunde ein ganz meisterhaftes Verständnis für die Bühnenwirkung. Oscar Wilde war endlich in seinem Königreiche angelangt!

Zum Schluß wurde der Verfasser hervorgerufen, und Oscar Wilde erschien vor dem Vorhang. Die Zuschauer erhoben sich von ihren Plätzen, und der Beifall wollte kein Ende nehmen. Lächelnd stand er mit einer Zigarette in der Hand da — er hatte sich und sein Publikum vollkommen in der Gewalt.

„Ich freue mich sehr, meine Damen und Herren, daß Ihnen mein Stück gefällt. Ich bin überzeugt, daß Sie seine Vorzüge fast ebenso hoch einschätzen, wie es von meiner Seite der Fall ist.“

Das Publikum schüttelte sich vor Lachen, und das Stück mit seinem Humor bildete in London das Hauptereignis des Tages. Die Leute sprachen von nichts anderem als von „Lady Windermeres Fächer“. Die witzigen Bemerkungen, die das Stück enthält, gingen wie eine delikate Klatschgeschichte, ein Leckerbissen von Mund zu Mund. Ein paar kluge Jüdinnen und merkwürdigerweise ein Schotte gaben ihrem Beifall den stürmischsten Ausdruck. Der allbekannte Kritiker der „World“, Mr. Archer, war der erste und einzige Journalist, der die Entdeckung machte, daß das Stück durch seine „echt dramatischen Eigenschaften“ ein klassisches Werk sei. Mrs. Leverson machte ausgerechnet im

Oscar Wilde und Lord Alfred Douglas
(um 1893)

„Punch“ die humoristischen Aussprüche zur gangbaren Gesellschaftsmünze, und Oscar Wilde wurde rasch vom Liebling zum Abgott der eleganten Londoner Kreise.

Das Stück war ein geistiger Sieg. Diesmal hatte Oscar nicht nur Erfolg, sondern auch den Beifall der Besten geerntet. Fast alle Zeitungskritiker waren gegen ihn und hatten sich durch ihre vernunftwidrigen Ausstellungen lächerlich gemacht. So verhielten sich „Truth“ und die „Times“ z. B. verheerend puritanisch; aber die denkenden Menschen traten geschlossen auf seine Seite über. Der Heiligenschein des Ruhmes umstrahlte ihn, und der Weihrauch, den er eingeatmet hatte, machte sein Wesen bezaubernder, seine Heiterkeit unbefangener und seinen Witz anregender als je zuvor. Er glich einem Menschen, der auf einer hohen Zinne steht, während der Sonnenschein ihn umspielt und seine strahlenden Augen verklärt. Aber unentwegt umschlangen ihn die Moderdünste aus der Unterwelt und klommen höher und höher.

X

DIE ERSTE BEGEGNUNG MIT LORD ALFRED DOUGLAS

„Du führtest mich gleich wie ein heidnisch Opfertier
Wohl mit Gesang und unheilvoller Blumenzier
Zum ewigen Verderben."
Webster: The White Devil.

„Lady Windermeres Fächer" war im vollen Sinne des Wortes ein Erfolg, und solange er währte, lag London Oscar zu Füßen. Einige Häuser blieben ihm zwar verschlossen. Aber er durfte es sich jetzt gestatten, die Leute, die ihn kritisierten, auszulachen, sie philiströs und altmodisch nennen und erklären, daß sie nicht zehn, sondern tausend Gebote hätten, die von verbotenen Sünden und geächteten Menschen handelten: denn es wäre leichter zu verdammen als zu verstehen.

Ich entsinne mich, daß er einmal beim Mittagessen äußerst geistreich plauderte und zum Schluß die Geschichte erzählte, die jetzt in seinen Werken unter dem Namen „A Florentine Tragedy" (Eine Florentinische Tragödie) veröffentlicht ist. Er trug sie meisterhaft vor, so daß sie viel wirksamer zum Ausdruck kam als in ihrer schriftlichen Gestalt. Ein sehr bekannter Schauspieler, der sich gekränkt fühlte, weil er sich zum Zuschauer hergeben mußte, machte sich lächerlich, weil er dem Erzähler fast den Rücken drehte. Nach dem Essen aber kam Willie Grenfell (der jetzige Lord Desborough), ein vorbildlicher englischer Sportsmann, der besonders vielgeistigen Gerechtigkeitssinn besitzt, zu mir: „Oscar Wilde ist ein ganz merkwürdiger, ganz bezaubernder Mensch — ein glänzender Redner."

In demselben Augenblick trat Mr. K. H. zu uns, ein Mann, der überall verkehrte und alle Welt kannte. Er hatte ein ruhiges, gewinnendes Benehmen, sprach stets in einer sanften, lächelnden Art und hatte für jeden, insbesondere für die Frauen, immer ein freundliches Wort. Überdies war er Junggeselle und vollkommen

unabhängig. Ich war überrascht, als er in Grenfells Lob einstimmte und ganz lyrisch wurde.

„Der beste Redner, der je gelebt hat", sagte er, „etwas ganz Außergewöhnliches. Ich bin Ihnen unendlich dankbar, daß Sie mich mit ihm zusammen eingeladen haben. Er ist eine neue Freude und verleiht dem Leben einen Hauch aus höheren Sphären. Ich bin Ihnen wirklich zu Dank verpflichtet —" Das wurde alles in einem gezierten Ton gesagt, der mich an das Schnurren einer Katze erinnerte. Zum erstenmal bemerkte ich, daß sein Gesicht etwas geschminkt war, und Grenfell ließ uns meines Erachtens ziemlich unvermittelt stehen.

Bei diesem ersten rosenfarbenen Morgenlicht des ungeteilten Erfolges und allgemeinen Beifalls traten bei Oscar neue Vorzüge zutage. Die Anerkennung bildete die treibende Kraft, deren er bedurfte, um sich selbst zu übertreffen. Seine Rede gewann eine gewisse herbstlich-farbenreife Fülle und zeigte eine neue Vielseitigkeit. Zum Humor gesellte er jetzt noch das Pathos und flocht meistens eine Fabel oder ein Gleichnis ein, um die Unterhaltung abwechslungsreich zu gestalten. Auch seine kleinen Schwächen begannen sich geltend zu machen und gediehen üppig im Sonnenschein. Er tat sich — wie man zu sagen pflegt — stets gern etwas zugute, jetzt aber fing er an, ausgiebiger zu essen und zu trinken als zuvor, und seine Eitelkeit wurde herausfordernd. So bemerkte ich eines Tages, daß er mit seinem vollen Namen Oscar O'Flahertie Wilde unterzeichnete; ich glaube, es handelte sich dabei um ein paar Verse, die er vor einigen Jahren für seine Universitätszeitschrift geschrieben hatte. Ich fragte ihn scherzend, was „O'Flahertie" zu bedeuten habe, und erhielt zu meiner Verwunderung die ernsthafte Antwort:

„Die O'Flaherties waren ein irisches Königsgeschlecht, und ich habe ein Recht, diesen Namen zu führen, denn ich stamme von ihnen ab."

Da konnte ich nicht anders, — ich mußte schallend lachen.

„Worüber lachst du denn, Frank?" fragte er mit leisem Verdruß.

„Es kommt mir komisch vor", erklärte ich ihm, „daß Oscar Wilde ein O'Flahertie sein möchte." Und während ich sprach, tauchte plötzlich das Bild des berühmtesten Mannes aus dem Stamme der O'Flaherties mit buschigem Kopf und schmutzigen Lumpen vor mir auf, der seine gewaltigen behaarten Beine an

einem qualmenden Torffeuer wärmt. Ich glaube, auch Oscar muß an etwas Ähnliches gedacht haben, denn er bemühte sich zwar, ernst zu bleiben, konnte aber das Lachen nicht unterdrücken.

„Das ist lieblos von dir, Frank", sagte er. „Die Iren waren bereits ein zivilisiertes christliches Volk, als die Engländer sich noch mit blauer Farbe anstrichen, um sich gegen die Kälte zu schützen."

Er konnte es sich auch nicht versagen, im vertraulichen Gespräch von den Clumbers oder irgendeiner anderen vornehmen Familie zu erzählen, die er besucht hatte. Er war von seiner eigenen Beliebtheit berauscht und vielleicht ein wenig erstaunt, daß er so mühelos und auf blumigem Pfade Ruhm erworben hatte. Aber man mußte ihm alles verzeihen, denn er plauderte köstlicher denn je.

Fast unerklärlich ist es, aber dennoch wahr, daß das Leben uns alle auf die Probe stellt, jede schwache Stelle auf ihre Brüchigkeit prüft und unsere Fähigkeiten auf die Spitze treibt und überspannt. Das hat Burns erkannt, als er die Worte schrieb:

„Wer tut das Äußerste, was er vermag,
Will alleweil noch mehr."

Und diese Bemerkung entspricht der Wahrheit: wer gewohnheitsmäßig einer Schwäche nachgibt, geht eines Tages weiter, als es jemals seine Absicht gewesen ist, und kommt mehr zu Schaden, als er es verdient hat. Vielleicht ist die alte Bitte „Führe uns nicht in Versuchung" eine halb bewußte Anerkennung dieser Tatsache. Aber wir modernen Menschen sind geneigt, sorglos unseren Weg zu gehen, da wir an Fallgruben oder an die Gefährlichkeit gestillter Begierden nicht mehr glauben. Und Oscar Wilde war nicht nur ungläubig, sondern hatte die ganze sorglose Zuversicht des Künstlers, der sich einen Weltruf erworben hat, den Heiligenschein des Ruhmes auf seinem Haupte trägt. Mit frohem Mut und lächelnden Augen ging er ahnungslos seinem Schicksal entgegen.

Im Herbst des Jahres 1891 traf er zum erstenmal mit Lord Alfred Douglas zusammen. Er war sechsunddreißig Jahre alt, und Lord Alfred Douglas ein schöner, schlanker einundzwanzigjähriger Jüngling mit großen, blauen Augen und goldblondem Haar. Seine Mutter, die verwitwete Lady Queensberry, besitzt noch eine Photographie von ihm, die einige Jahre früher, während seines Aufenthaltes in Winchester, aufgenommen worden ist und

den sechzehnjährigen Knaben mit einem Gesichtsausdruck darstellt, den man wohl engelhaft nennen könnte.

Als ich ihn kennen lernte, war er noch mädchenhaft hübsch, — in der Schönheit der Jugend, mit den frischen Farben und der weißen Haut, obwohl seine Züge nur alltäglich waren. Der Schriftsteller Lionel Johnson, Douglas' Kamerad und guter Freund in Winchester, brachte ihn mit zum Tee, als er Oscar in der Tite Street besuchte. Die Anziehungskraft, die sie aufeinander ausübten, hatte zahllose magnetische Punkte. Oscar wurde durch die körperliche Schönheit des jungen Menschen gefesselt, und überdies reizte ihn Lord Alfred Douglas' Name und Stellung über die Maßen. Denn er war ein Snob in dem Sinne, in dem nur ein englischer Künstler es zu sein vermag. Er liebte die Würde des Titels, und der Name Douglas ist einer der wenigen großen Namen in der britischen Geschichte, der den goldenen Schimmer der Romantik an sich trägt. Zweifellos plauderte Oscar so gut, daß er seine besten Leistungen übertraf, weil er mit Lord Alfred Douglas plauderte. Und bis zum Ende bereitete es ihm außerordentliches Vergnügen, wenn er nur den Namen schlürfen konnte. Außerdem bewunderte ihn der Knabe, er hing an seinen Lippen, und die Seele leuchtete ihm aus den Augen. Dabei äußerte er seine Wertschätzung in einer sehr klugen Form und gestand ihm, daß er selbst dichtete und die Literatur leidenschaftlich liebte. Konnte man sich wohl mehr wünschen als die Vollkommenheit in ihrer höchsten Form?

Und Alfred Douglas fühlte sich fast ebenso stark zu Oscar hingezogen. Er hatte von der Mutter alle ihre literarischen Neigungen geerbt, und mehr als das: er war bereits ein Meistersänger, mit einer poetischen Begabung, die sich mit den Größten messen durfte. War es überraschend, daß er diesen magischen, bestrickenden Plauderer mit den leuchtenden Augen, mit der bezaubernden Stimme und einer gedanklichen Vielseitigkeit und Schlagfertigkeit, die über alles hinausging, was er sich jemals vorgestellt hatte, für ein Weltwunder, eine Gottheit hielt? Man hat mir erzählt, daß der Knabe seine Bewunderung leidenschaftlich bekundete, noch ehe er Oscar lange zugehört hatte. Sie waren ein außergewöhnliches Paar und ergänzten sich in hundertfacher Art, nicht nur auf dem Gebiete des Geistes, sondern auch des Charakters. Oscar war im Besitz geistiger Ursprünglichkeit und besaß die Kultur einer klassischen Bildung, während Alfred

Douglas Jugend, Rang und Schönheit für sich hatte, abgesehen davon, daß er, wortgewandt wie eine Frau, mit einer unübertrefflichen Ausdrucksfähigkeit begabt war. Merkwürdigerweise war Oscars Wesen ebenso fügsam und liebenswürdig, wie der Knabe eigenwillig, rücksichtslos, widerspenstig und herrschsüchtig war.

Nach Jahren erzählte mir Oscar, daß er sich gleich vor Alfred Douglas' aristokratischer, anmaßender Kühnheit gefürchtet habe:

„Die Angst, die er mir einflößte, Frank, war ebenso groß wie seine Anziehungskraft, und ich ging ihm aus dem Wege. Aber das wollte er nicht, immer wieder wußte er mich zu finden, und ich konnt' ihm nicht widerstehen. Das ist meine einzige Schuld. Das hat mich zugrunde gerichtet. Durch ihn wurden meine Ausgaben so vermehrt, daß ich sie nicht mehr begleichen konnte. Einmal über das andere habe ich versucht, mich von ihm loszumachen. Aber er kam wieder, und ich gab — leider — nach!"

In dieser Form hat Oscar allerdings erst später die tatsächlichen Geschehnisse erklärt, aber sie sind im wesentlichen richtig. Er hat es niemals ermessen können, wie seine Begegnung mit Lord Alfred Douglas die Welt für ihn, und ihn der Welt gegenüber verändert hatte. Ihre Wirkung auf den härteren Charakter des Knaben war hauptsächlich geistiger Art. Auf Alfred Douglas hatte Oscar nur einen anregenden, beflügelnden, intellektuellen Einfluß, aber die Wirkung des Knaben ging vom Charakter aus und reizte Oscar zur Nachahmung. Lord Alfred Douglas' Kühnheit übertrug sich auf ihn in Gestalt jener dreisten Anmaßung, die der Franzose „outrecuidance" nennt. Nach Künstlerart bemühte er sich, sein Vorbild durch aristokratische Geringschätzung zu überbieten. Ohne die Ursache zu kennen, überraschte mich die Wandlung, die mit Oscar vorgegangen war, immer von neuem, und im Verlauf dieser Schilderung werde ich noch viele Beweise für sein verändertes Wesen anführen müssen.

Diese Freundschaft hatte noch eine zweite, sehr weitreichende Wirkung. Oscar war stets für gutes Essen und Trinken, aber jahrelang mußte er sich sein Brot verdienen, er kannte den Wert des Geldes und wollte es nicht vergeuden. So pflegte er denn mittags oder abends in einem billigen italienischen Restaurant für ein paar Schilling zu speisen. Aber Lord Alfred Douglas betrachtete das Geld nur als Spielmarke und die üppigste Lebensweise als Notwendigkeit. Sobald Oscar Wilde anfing, seinen Freund zu

bewirten, wurde er in die kostspieligsten Hotels und Restaurants geführt. Seine Ausgaben wuchsen ins Ungeheuerliche und überstiegen bald seine großen Einkünfte. Zum erstenmal, seitdem ich ihn kannte, borgte er unbekümmert von allen Seiten Geld und mußte deshalb, ohne genügende Zeit zur geistigen Verarbeitung, ein Theaterstück nach dem anderen schreiben.

Lord Alfred Douglas hat kürzlich folgende Erklärung abgegeben: „Ich habe viel mehr Geld ausgegeben, um Oscar Wilde zu bewirten, als er für mich." Aber das beruht auf einem widersinnigen Selbstbetrug. Sein früheres Geständnis: „Ich empfand es als eine wohltuende Demütigung, Oscar Wilde alles bezahlen zu lassen und ihn um Geld zu bitten", kommt der Wahrheit viel näher.

Es kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß Lord Alfred Douglas' gewohnheitsmäßige Verschwendung Oscar dauernde Geldverlegenheiten bereitete und ihn zu unablässiger schriftstellerischer Arbeit nötigte.

Diese vertraulichen Beziehungen hatten andere, schlimmere Folgen, die hier zwar nicht ganz ausführlich besprochen, aber doch angedeutet werden müssen. Denn sie ergaben sich notwendigerweise aus jener gesteigerten Selbstsicherheit, die ich bereits erwähnt habe. Da Oscar sich Lord Alfred Douglas vollkommen widmete und dauernd mit ihm verkehrte, lernte er dessen Freunde und Vertraute kennen und verkehrte weniger in der sogenannten Gesellschaft. Immer wieder zeigte sich Lord Alfred Douglas unverfroren mit seinen Bekannten — mit jungen Leuten aus den allerniedrigsten Kreisen. Aber keiner wußte, wer er war, oder beachtete ihn sonderlich. Oscar Wilde war hingegen bereits eine berühmte Persönlichkeit, und jeder seiner Schritte gab zu Erörterungen Anlaß. Seit dieser Zeit nahmen die Gerüchte, die über Oscar verbreitet wurden, eine greifbare Form an, sie verdichteten sich zu ausdrücklichen Beschuldigungen: und seine Feinde fingen an, seinen Sturz und seine Schande frohlockend vorauszukünden.

In der Londoner Gesellschaft bleibt nichts verborgen; wie Wasser auf dem Sande dringt die Wahrheit immer weiter, während sie allmählich tiefer sickert. In den „eleganten Londoner Kreisen" ist die Vorliebe für Lästergeschichten fast ebenso stark wie in einer Kleinstadt. Damals wurde über ein Abendessen gesprochen, das Oscar Wilde in einem Restaurant am Soho Square gegeben hatte und das gewissermaßen zu einer römischen Orgie

ausgeartet sein sollte. Man erzählte mir von einem Mann, der sich Geld zu verschaffen suchte, indem er in Oscars eigenem Hause Erpressungen gegen ihn ins Werk setzte. Ich zuckte die Achseln über diese ganzen Lästergeschichten und fragte die Verbreiter des Klatsches, was über Shakespeare geredet worden war, da er immer wieder veranlaßt wurde, mit solcher Heftigkeit gegen die „hinterlistige Verleumdung" zu wettern. Und als sie sich von ihren gehässigen Berichten nicht abbringen ließen, konnte ich nichts anderes tun, als ihnen zeigen, daß ich nicht daran glaubte. Im Laufe des ersten Jahres seiner vertraulichen Beziehungen zu Lord Alfred Douglas kam ich zwar nur wenig mit Oscar zusammen, aber ein Vorkommnis, das damals stattfand, erfüllte mich doch mit Argwohn und unklaren Besorgnissen.

Ich saß eines Abends unten im Café Royal beim Schachspiel in einer Nische, und da ich warten mußte, bis mein Gegner mit seinem Zuge fertig war, ging ich einen Augenblick ins Freie, um mir die Füße zu vertreten. Als ich wieder hineinkam, thronte Oscar mit zwei jungen Leuten in derselben Nische. Selbst auf meine kurzsichtigen Augen machten sie einen ganz gewöhnlichen Eindruck; ich hielt sie wirklich für ein paar Stallknechte. Aber trotz dieses gemeinen Aussehens war der eine hübsch in seiner knabenhaften Frische, während der andere nur moralisch verkommen wirkte. Oscar begrüßte mich in gewohnter Weise, schien aber etwas verlegen zu sein. Ich setzte mich wieder auf meinen Platz, der dem seinigen fast gegenüber war, und tat, als wäre ich in das Spiel vertieft. Zu meiner Überraschung sprach er nicht minder gut wie vor einem ganz gewählten Publikum, ja, er sprach von den Olympischen Spielen und erzählte, daß die Jünglinge einst Ringkämpfe ausführten und mit den „strigulae" gebürstet wurden, daß sie den Diskos warfen, Wettläufe veranstalteten und den Myrtenkranz als Preis erhielten. Seine leidenschaftlich entflammte Beredsamkeit führte uns die sonnendurchflutete Palästra mit der Zauberkraft der Darstellungskunst vor Augen. Plötzlich stellte der jüngere Knabe die Frage:

„Hab'n Sie jesagt, die war'n nackt?"

„Selbstverständlich", erwiderte Oscar, „nackend, nur in Sonnenschein und Schönheit gehüllt."

„Potztausend", kicherte der Bursche in seiner unbeschreiblichen Londoner Straßenmanier. Ich konnte es nicht mit anhören und

sagte zu meinem Gegner, Montagu Gattie, der lediglich aus Liebhaberei Schachspieler war:

„Meine Stellung ist unhaltbar, kommen Sie, wir wollen essen gehen." Ich nickte Oscar zu und verließ das Café Royal. Beim Hinausgehen sagte Gattie zu mir:

„Das ist also der berühmte Oscar Wilde?"

„Ja", erwiderte ich, „das ist Oscar, aber ich habe ihn noch niemals in solcher Gesellschaft gesehen."

„So", bemerkte Gattie gelassen, „er war in Oxford allgemein bekannt. Ich habe die Universität mit ihm zusammen besucht. Sein Ruf war immer — nun, wir wollen sagen — ziemlich ‚stark'."

Ich bemühte mich, den Auftritt zu vergessen, ihn aus meiner Erinnerung zu löschen und meines Freundes zu gedenken, so wie ich ihn von seiner besten Seite kennen gelernt hatte. Aber dieser Straßenjunge ließ sich nicht bannen, da grinste mich sein rosiges Gesicht mit der pomadisierten, tief in die Stirn gezogenen Schmachtlocke und den gemeinen, listigen Augen an. Ich hatte ein unbehagliches Gefühl und wollte nicht daran denken. Ich rief mir die Tatsache ins Gedächtnis zurück, daß ich bei all unseren Gesprächen aus Oscars Munde nie ein grobes Wort gehört hatte. Wie Spenser, so sagte ich mir, hat auch er jede Roheit und Gemeinheit abgeschworen, er ist der vollendetste Geistesgefährte auf Erden. Vielleicht hat er nur vor den Knaben sprechen wollen, um zu beobachten, wie seine Worte auf sie wirken würden. Seine Eitelkeit ist so unersättlich, daß sie sogar nach solchem Beifall Verlangen trägt . . . Natürlich — die Eitelkeit — die erklärte ja alles. Meine Zuneigung zu ihm hatte, vom Mißtrauen gepeinigt, endlich eine befriedigende Lösung gefunden. Und ich sagte mir, seine Künstlernatur bedurfte eines Modells.

Weshalb suchte er sich aber zu diesem Zweck nicht Knaben aus seinen eigenen Gesellschaftskreisen aus? Die Antwort lag auf der Hand. Weil er von den Knaben aus seinen eigenen Kreisen nichts lernen konnte. Seine eigene Knabenzeit konnte ihm die notwendigen Aufklärungen über Kinder aus gutem Hause liefern. Aber wenn er in einem seiner Theaterstücke einen Straßenjungen darstellen wollte, so mußte er sich einen Gassenbuben suchen und ihn nach der Natur schildern. Und ich zog die Schlußfolgerung, daß es sich wohl so verhalten würde, und war über meinen Einfall so erfreut, daß ich ihn Gattie vortrug, aber er wollte nichts davon wissen.

„Gattie ist keine Künstlernatur", lautete mein endgültiges Urteil, „deshalb hat er kein Verständnis dafür." Und ich folgerte weiter, wenn Gattie recht hatte, — weshalb waren es dann zwei Knaben? Ich hielt es für einwandfrei erwiesen, daß meine Deutung dieses Rätsels die einzig glaubwürdige war. Außerdem ließ sie meine Zuneigung unbeeinträchtigt und ungehindert bestehen. Dennoch tauchten das Gekicher, das pomadisierte, fettige Haar und die feilen, scheelen Augen immer von neuem wider meinen Willen vor mir auf.

XI

DIE BEDROHLICHE WOLKE ZIEHT NÄHER

In der Seele des Menschen lebt eine geheime Besorgnis, die ihn zur Besonnenheit und Mäßigung mahnt, eine von der Erfahrung gezeugte Furcht, die mit dem Gewissen, das auf ethischer Grundlage beruht, nichts zu tun hat, obwohl sie in enger Berührung mit ihr zu stehen scheint, da sie ebenfalls durch Warnungen und Hemmungen wirksam ist. Die Sage vom Ring des Polykrates ist ein Symbol des triebhaften Gefühls, daß jedes außergewöhnliche Glück verhängnisvoll ist und nicht von Dauer sein kann.

Etwa ein Jahr nach Oscar Wildes erster Begegnung mit Lord Alfred Douglas hörte ich, daß sie wegen einiger Liebesbriefe, die ihnen gestohlen worden waren, Ungelegenheiten hatten. Man sprach von Erpressungen und munkelte von einer interessanten Enthüllung.

Gegen Ende des Jahres wurde die Nachricht verbreitet, daß Lord Alfred Douglas nach Ägypten gereist sei. Aber diese „Flucht nach Ägypten", wie man sich scherzhaft ausdrückte, wurde durch die Tatsache vergoldet, daß er etwas später zu Lord Cromers ehrenamtlichem Sekretär ernannt wurde. Ich betrachtete seine Abwesenheit als eine glückliche Fügung, denn wenn er in London war, hatte Oscar keine freie Zeit für sich übrig und zeigte sich öffentlich mit Bekannten, die er besser gemieden hätte. Zu wiederholten Malen hatte er mir gegenüber Lord Alfred Douglas als reizenden Menschen und Dichter gerühmt; über seine veilchenblauen Augen und sein honigfarbenes Haar war er ganz lyrisch geworden. Ich kannte Lord Douglas nicht und hatte von seiner dichterischen Begabung keine Ahnung. Oscar hatte ein paar besonders gute Freunde, die mir nicht gefielen, und gegen Lord Alfred Douglas' Vater hatte ich eine ausgesprochene Abneigung. Denn ich kannte Queensberry ziemlich gut. Er war Mitglied des alten Pelican-Club, den ich häufig besuchte, um mit Tom, Dick oder Harry über Sportangelegenheiten zu plaudern oder mit

George Edwards eine Partie Schach zu spielen. Queensberry war fast jeden Abend dort, und irgend jemand stellte mich ihm vor. Ich war begierig, ihn kennen zu lernen, weil ich mich über ihn gewundert hatte. Bei irgendeiner Aufführung* — ich glaube, es handelte sich um Tennysons Drama „The Promise of May" im Globe-Theater, ein Werk, das gegen die Atheisten gerichtet ist — war er in seiner Loge aufgestanden, hatte das Stück öffentlich gerügt und sich zum Atheismus bekannt. Ich wollte den Engländer gern kennen lernen, der sich in so geringschätziger Weise über die herkömmlichen Formen hinwegsetzen durfte. Hatte er sich aus aristokratischer Unverschämtheit so benommen, oder war er doch möglicherweise hochgesinnt? Jeder, der diesen Menschen kannte, muß diese Frage an sich schon lächerlich finden.

Queensberry war wohl 5,9 oder 5,10 Fuß groß, hatte ein unansehnliches, plumpes, ziemlich tückisches Gesicht und lebendige, leidenschaftliche Augen. Er war aus Eigendünkel zusammengesetzt, in Geldangelegenheiten von einer Vorsicht, die an Knauserigkeit grenzte, und strotzte geradezu von Argwohn. Auf Bücher legte er keinen Wert, liebte aber den Sport im Freien und verbarg sein reizbares, heftiges Temperament hinter einem ziemlich unverbindlichen, aber nicht unhöflichen Wesen. Er war streitbar und mutig, wie sehr nervöse Menschen es bisweilen sind, wenn sie zufällig starke Willenskraft besitzen. So glich er jenem Manne, der einen Stier bei den Hörnern packte, gerade weil er sich vor ihm fürchtete und sich die schreckliche Wunde ausgemalt hatte, die das Tier ihm zufügen konnte.

Durch sein tolles Temperament wurde der Mann wiederholentlich in lärmende Auftritte im Pelican-Club verwickelt. Ich entsinne mich, daß er eines Abends einen gewissen Haseltine beleidigte, den ich besonders gern hatte. Soviel ich weiß, war er Fondsmakler, — ein starker, netter, schöner Mensch, der Queensberrys Beleidigungen eine Zeitlang mit belustigter Verachtung hinnahm. Mit einem artigen Wort lenkte er Queensberrys Zorn immer wieder ab, doch Queensberry redete sich immer mehr in seine Wut hinein und stürzte schließlich auf ihn los. Haseltine hatte seine Bewegungen beobachtet und parierte den Schlag zur rechten Zeit. Er traf Queensberry gerade ins Gesicht und warf

* „The Promise of May" wurde im November 1882 aufgeführt.

ihn buchstäblich Hals über Kopf zu Boden, so daß er übel zugerichtet wurde. Als er wieder aufstand, war die Nase verschwollen, ein Auge blaugeschlagen und das Oberhemd ganz mit Blut bedeckt, denn er hatte so eilig an den Flecken gerieben, daß sie sich nur noch vergrößert hatten. Jeder andere würde den Kampf fortgesetzt oder sich sofort aus dem Klub entfernt haben. Queensberry aber ließ sich an einem Tisch nieder und blieb dort stundenlang schweigend sitzen. Ich konnte mir nur vorstellen, daß sein Verlangen, dem Schauplatz seiner Schande ungesäumt zu entfliehen, sehr stark war und er ihm eben deshalb nicht nachgab. So beschloß er denn, nicht vom Platze zu weichen, und wurde nun für alle, die den Klub im Laufe der nächsten zwei bis drei Stunden betraten, zur Zielscheibe spöttischer Blicke und zischelnder Bemerkungen. Gerade er gehörte zu den Leuten, die ein kluger Mensch meiden und ein geschickter Mensch ausnutzen würde — wie ein gefährliches, scharfes, schlecht gefaßtes Werkzeug.

Es lag mir nichts daran, mit Oscars neuestem Freund, Lord Alfred Douglas, zusammenzukommen, da ich seinen Vater nicht leiden konnte.

Nach dem Erfolg, den sein erstes Theaterstück erzielt hatte, sah ich Oscar seltener; er bedurfte meiner journalistischen Dienste nicht mehr und war überdies sehr in Anspruch genommen. Aber ich kann einen hübschen Zug von ihm berichten: Vor einiger Zeit hatte ich ihm £ 50 geliehen, und solange er selbst in Verlegenheit war, erwähnte ich nichts von diesem Darlehen. Aber als sein zweites Theaterstück erfolgreich gewesen war, schrieb ich ihm, daß ich die £ 50 gut gebrauchen könnte, wenn es ihm möglich wäre, sie zu erübrigen. Sofort sandte er mir einen Scheck mit einem reizenden Brief.

Er war jetzt dauernd mit Lord Alfred Douglas zusammen, der sich anscheinend mit Lord Cromer überworfen hatte und nach London zurückgekehrt war. Und fast unverzüglich wurden allerhand Lästergeschichten über sie verbreitet: „Wissen Sie schon das Neueste von Lord Alfred Douglas und Oscar? Wie ich höre, werden sie polizeilich überwacht." In dieser Tonart ging es ohne Ende weiter. Und eines Tages wurde mir eine Geschichte mit so vielen unheimlichen Einzelheiten zugetragen, daß sie sicherlich zum mindesten eine tatsächliche Grundlage haben mußte. Oscar sollte Lord Douglas ganz merkwürdige Briefe geschrieben haben:

ein junger Mann namens Alfred Wood hatte diese Briefe aus Lord Alfred Douglas' Wohnung in Oxford gestohlen und sie zu Erpressungsversuchen gegen Oscar ausgebeutet. Die Tatsachen waren so eigenartig und so bestimmt, daß ich Oscar darüber befragte. Er widerlegte die Beschuldigung ohne weiteres, und meines Erachtens in sehr einwandfreier Form, und erzählte mir die ganze Geschichte, die seine sieghafte Macht und Geschicklichkeit so stark beleuchtet, daß ich sie hier in seiner eigenen Lesart wiedergeben will:

„Als ich die Proben des Lustspiels ‚A Woman of no Importance' (Eine Frau ohne Bedeutung) im Haymarket-Theater abhielt", begann er zu erzählen, „zeigte mir Beerbohm Tree einen Brief, den ich vor ungefähr einem Jahre an Lord Alfred Douglas geschrieben hatte. Er schien ihn für bedenklich zu halten, aber ich lachte ihn aus und las den Brief mit ihm gemeinsam durch, so daß er dann natürlich verstand, wie er eigentlich gemeint war. Nach einiger Zeit kam ein gewisser Wood zu mir und sagte, daß er in einem Anzug, den ihm Lord Alfred Douglas geschenkt hatte, einige von mir an Lord Alfred Douglas gerichtete Briefe gefunden hatte. Ein paar von diesen Briefen gab er mir zurück und ich schenkte ihm etwas Geld. Aber der Brief, dessen Abschrift Beerbohm Tree zugeschickt worden war, befand sich nicht darunter.

„Bald darauf kam ein gewisser Allen eines Abends zu mir in die Tite Street und teilte mir mit, daß er einen Brief von mir hätte, den ich zurückerhalten müßte.

„Aus dem Benehmen dieses Mannes ersah ich, daß ich es mit dem wirklichen Feind zu tun hatte. ‚Vermutlich meinen Sie den schönen Brief, den ich an Lord Alfred Douglas geschrieben habe', sagte ich. ‚Wenn Sie nicht so töricht gewesen wären, eine Abschrift an Mr. Beerbohm Tree zu schicken, hätte ich Ihnen mit Vergnügen eine große Summe dafür gezahlt, denn ich halte diesen Brief für einen der besten, die ich jemals geschrieben habe.' Allen blickte mich mit trotzigen, listigen Augen an und sagte:

„‚Man könnte aus diesem Briefe seltsame Schlüsse ziehen.'

„‚Ganz gewiß', erwiderte ich obenhin; ‚in Verbrecherkreisen herrscht für die Kunst kein Verständnis.' Er sah mir herausfordernd ins Gesicht und sagte:

„‚Jemand hat mir £ 60 dafür geboten.'

„‚Sie sollten das Gebot annehmen', erwiderte ich in ernstem Ton; ‚£ 60 ist ein guter Preis. Ich selbst habe für keine Prosaschrift

von diesem Umfang eine so hohe Summe erhalten. Aber ich freue mich, daß es in England jemand gibt, der bereit ist, für einen Brief von mir eine so große Summe zu zahlen. Ich weiß nicht, weshalb Sie zu mir gekommen sind', fügte ich hinzu und stand auf; ‚Sie sollten den Brief ohne weiteres verkaufen.'

„Während ich sprach, Frank, packte mich natürlich die blasse Angst. Denn der Brief konnte falsch gedeutet werden, und ich habe so viele mißgünstige Feinde. Aber ich wußte, dagegen gab es als einziges Mittel eine prahlerisch herausfordernde Haltung. Als ich zur Tür ging, stand Allen ebenfalls auf und bemerkte, daß der Mann, der ihm das Geld geboten hätte, nicht in London wäre. Da sagte ich zu ihm:

„‚Er wird gewiß wiederkommen, und mir ist an dem Briefe gar nichts gelegen.'

„Darauf zeigte Allen ein anderes Gesicht: er sagte mir, daß er sehr arm war, daß er keinen Pfennig besaß und große Unkosten gehabt hatte, um mich aufzufinden und mir diese Mitteilung zu machen. Ich erwiderte ihm, daß ich bereit wäre, ihm in seiner Not beizustehen, und schenkte ihm einen halben Sovereign mit der Versicherung, daß der Brief demnächst als Sonett in einer vorzüglichen Zeitschrift erscheinen würde. Ich begleitete ihn zur Haustür, und er ging fort. Dann machte ich die Tür zu, ohne sie gleich fest zu schließen, denn plötzlich hörte ich die Schritte eines Polizisten, die sich behutsam mit dumpfem Schall meinem Hause näherten! Ein schrecklicher Augenblick, — dann ging der Mann vorüber. Ganz außer mir, betrat ich mein Zimmer, wußte ich doch nicht, ob ich richtig gehandelt hatte oder ob Allen mit dem Brief überall hausieren gehen würde, — mich quälten tausend unbestimmte Befürchtungen.

„Plötzlich klopft's an der Haustür! Ich erschrak furchtbar, aber ich ging doch hinunter, um aufzumachen. Da stand ein Mann, ein gewisser Cliburn:

„‚Ich bringe Ihnen einen Brief von Allen!'

„‚Ich will mit diesem Brief nicht mehr belästigt werden', rief ich, ‚mir ist nicht das geringste daran gelegen. Mag er damit machen, was ihm beliebt!'

„Zu meiner Verwunderung brachte Cliburn den Brief zum Vorschein und sagte:

„‚Allen hat mich gebeten, Ihnen den Brief zurückzugeben.'

„‚Weshalb gibt er ihn mir zurück?‘ fragte ich unbekümmert.

„‚Er sagt, Sie wären so freundlich zu ihm gewesen, und es hätte keinen Zweck, wenn man versucht, Sie auszuräubern, Sie lachen uns nur aus!‘

„Ich sah mir den Brief an, der sehr schmutzig war, und sagte:

„‚Ich finde es unverzeihlich, daß mit einem Manuskript von mir nicht vorsichtiger umgegangen worden ist.‘

„Er sagte, es täte ihm leid, aber der Brief wäre durch viele Hände gegangen. Ich nahm ihn und sagte obenhin:

„‚Schön, ich werde den Brief zurücknehmen. Sie können Herrn Allen in meinem Namen danken.‘ Dann gab ich Cliburn einen halben Sovereign für seine Bemühung und bemerkte:

„‚Ich fürchte, daß Sie ein schrecklich gottloses Leben führen.‘

„‚Wir haben alle unsere guten und schlechten Seiten‘, erwiderte er. Ich machte irgendeine Bemerkung über sein philosophisches Talent, und dann ging er fort. So, Frank, das ist die ganze Geschichte.“

„Aber der Brief?“ fragte ich.

„Der Brief ist ganz bedeutungslos“, erwiderte Oscar; „ein Gedicht in Prosa. Ich werde dir eine Abschrift geben.“

Er lautete folgendermaßen:

„Mein einzig geliebter Junge, Dein Sonett ist ganz entzückend, und es ist ein Wunder, daß Deine roten Rosenblattlippen für berauschende Musik und Dichtkunst nicht minder geschaffen sind als für berauschende Küsse. Deine zart-vergoldete Seele schreitet zwischen Liebe und Dichtkunst. Hyakinthos folgte der Liebe nicht so berauscht in Griechenlands Tagen wie Du. Weshalb bist Du allein in London, und wann gehst Du nach Salisbury? Gehe hin und kühle Deine Hände im grauen Zwielicht der Gotik. Komm zu mir, wann Du willst. Es ist entzückend hier, nur Du fehlst. Aber geh zuerst nach Salisbury. Stets in unvergänglicher Liebe Dein Oscar.“

Dieser Brief befremdete mich; „zart-vergoldet“ und „berauschende Küsse“: diese Ausdrücke waren dazu angetan, daß man bedenklich wurde; aber letzten Endes — so dachte ich — ist es vielleicht nur ein Künstlerbrief, halb Pose, halb leidenschaftliche Verehrung. Doch ein anderer Gedanke machte mich stutzig, und ich rief:

„Wie konnte aber solch ein Brief jemals Erpressern in die Hände fallen?“

„Das weiß ich nicht", erwiderte er achselzuckend: „Lord Alfred Douglas ist sehr nachlässig und unbegreiflich kühn. Du müßtest ihn kennen lernen, Frank, er ist ein wundervoller Dichter."

Doch ich ließ mich nicht beirren: „Wie kam er denn dazu, solch eine Kreatur wie Wood kennen zu lernen?"

„Woher soll ich das wissen, Frank", antwortete er etwas kurz. Und so ließ ich das Thema fallen, obwohl ein gewisser Zweifel, ein unbehaglicher Argwohn in mir zurückblieb.

Die Lästergeschichten nahmen mit jeder Stunde zu, und die Flut des Hasses stieg in hohen Wellen.

Eines Tages speiste ich mittags im Hotel Savoy, und während ich mit dem Oberkellner Cesari sprach, der später das Elysée Palast Hôtel in Paris leitete, kam es mir so vor, als ob Oscar und Douglas zusammen hinausgingen. Da ich etwas kurzsichtig bin, fragte ich:

„War das nicht Mr. Oscar Wilde?"

„Ja", sagte Cesari, „er und Lord Alfred Douglas. Uns wäre es lieb, wenn sie nicht herkämen. Wir haben dadurch viel Schaden."

„Wie meinen Sie?" fragte ich in scharfem Ton.

„Manche Leute können sie nicht leiden", gab der gewandte Italiener sofort zur Antwort.

„Ich bin mit Oscar Wilde sehr befreundet", bemerkte ich wie beiläufig, aber der überschlaue Italiener war bereits im Bilde.

„Ein geschickter Schriftsteller, nicht wahr?" sagte er lächelnd in geschmeidiger Fügsamkeit.

Ich ließ mir diesen Zwischenfall gesagt sein, und er verstärkte wieder die bestimmten Befürchtungen und den Argwohn, den der an Lord Alfred Douglas gerichtete Brief in mir geweckt hatte. Wie ich wußte, war Oscar zu selbstsüchtig und zu viel von Verehrern umringt, um für das Empfinden des Publikums Verständnis zu haben. Er war der letzte, dem es zum Bewußtsein kommen würde, wie grausam der Haß, die Bosheit und die Mißgunst gegen ihn wüteten. Ich wollte ihn warnen, wußte aber kaum, wie das in wirksamer Weise und ohne Kränkung zu machen war. So beschloß ich, die Augen offenzuhalten und die Gelegenheit abzupassen.

Kurze Zeit darauf veranstaltete ich ein Abendessen im Hotel Savoy und lud ihn ein. Er war ganz köstlich, sein lebensvoller Frohsinn wirkte erheiternd wie Wein. Aber mehr denn je glich er

einem römischen Imperator. Er war dick geworden, er aß und trank zu viel. Er war nicht berauscht, aber erhitzt, und trotz seines fröhlichen und anregenden Plauderns machte er einen etwas unangenehmen Eindruck auf mich: ich fand ihn plump geworden und aufgeschwemmt. Aber er führte uns ein paar Schauspieler mit ihrer unerhörten Eitelkeit in ganz wohlgelungenen Momentaufnahmen vor. Er fand es sehr bedauerlich, daß die Schauspieler im Lesen und Schreiben unterrichtet werden müssen: sie sollten ihre Stücke mündlich von den Lippen des Dichters lernen.

„Ebenso wie die Arbeit für die Trinkerkreise in unserem Lande ein Fluch ist", sagte er lachend, „ist die Bildung der Fluch der schauspielernden Kreise."

Aber auch bei diesem Scherz, der den Komödianten galt, machte sich eine neue anmaßende und geringschätzige Tonart bemerkbar. Auch wenn er jemand auslachte, pflegte er stets harmlos und gutmütig zu sein, — jetzt war er unverkennbar hochmütig. Und zwar weil sein außerordentlich aufnahmefähiger Geist mit einer noch ungewöhnlicheren Aufnahmefähigkeit des Gemütes Hand in Hand ging: denn im Gegensatz zu den meisten besonders begabten Menschen ließ er sich von den Leuten beeinflussen, mit denen er umging. Diese Neigung, seine Vorliebe für Schmeicheleien und sein Widerwille gegen rohe Worte, war eine merkwürdig weibliche Eigenart. Der Verkehr mit Beardsley z. B. hatte seine humorvolle Milde gewissermaßen mit trotzigem Mute gestählt, und seine neue Vertraulichkeit mit Lord Alfred Douglas, die seinem Erfolg als Schauspieldichter die Krone aufsetzte, verlieh ihm ein streitbares Selbstvertrauen. Er hatte jene „ὕβρις" (den frevelhaften Übermut), die dem Griechen Furcht einflößte, jenen Hochmut, der vor dem Fall kommt. Ich bedauerte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und wurde ängstlich besorgt.

Nach dem Essen verließen wir alle das Hotel durch die Tür, die auf den Themse-Kai führt, denn es war bereits gegen 1 Uhr. Ein Teilnehmer der Gesellschaft machte den Vorschlag, ein bis zwei Minuten, wenigstens bis zum „Strand", zu Fuß zu gehen, ehe wir nach Hause fuhren. Oscar sträubte sich dagegen. Denn das Gehen war ihm zuwider und, wie er sich ausdrückte, ein Frondienst für das tierische Teil im Menschen. Aber trotzdem willigte er lachend „unter Protest" ein. Als wir aber die Treppe zum

„Strand" hinaufstiegen, sträubte er sich von neuem und führte Dantes berühmte Zeilen an:

„Tu proverai si comme sa di sale
Lo pane altrui; e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per l'altrui scale!"

Oscar machte an diesem Abend nicht nur den Eindruck der Zügellosigkeit, sondern der Überhebsamkeit, und ich konnte nicht begreifen, wie er zu dieser dreisten Selbstgefälligkeit gekommen war. Ich hatte den Wunsch, allein zu sein und nachzudenken. Die Gunst des Schicksals bekam ihm sicherlich nicht gut.

Ich merkte auch, daß die gegen ihn gerichtete Feindseligkeit inzwischen üppig ins Kraut schoß. Und ich fragte mich, wie ich diesen Eindruck auf seine Richtigkeit nachprüfen konnte, um ihn in nachdrücklicher Weise zu warnen.

So beschloß ich denn, ihm zu Ehren ein Mittagessen zu geben und schrieb absichtlich auf die Einladungen den Zusatz: „Um mit Mr. Oscar Wilde zusammen zu sein und eine neue Erzählung zu hören." Von den zwölf Herren, an die ich meine Einladungen ergehen ließ, erhielt ich in sieben oder acht Fällen ablehnende Antworten; drei oder vier teilten mir in aller Freundlichkeit mit, daß sie nicht gern mit Oscar Wilde zusammen sein wollten. Das bestätigte meine schlimmsten Befürchtungen: wenn der Engländer sich in dieser Weise ausspricht, muß seine Abneigung an Empörung grenzen.

Das Mittagessen fand statt, und ich erkannte deutlich, daß meine Ahnungen gerechtfertigt waren. Oscars Selbstbewußtsein war größer, seine Nichtachtung gegen jeden Tadel stärker, seine Gestalt plumper denn je, aber seine Redekunst war unbeeinträchtigt geblieben, sie schien sich sogar zu vervollkommnen. Bei diesem Mittagessen trug er die entzückende Fabel von „Narziß" vor, die zweifellos eine seiner charakteristischsten kleinen Erzählungen ist:

„Als Narziß starb, waren die Blumen auf dem Felde in Kummer versunken und baten den Fluß, ihnen Wassertropfen zu geben, damit sie ihn betrauern könnten.

„‚Ach', erwiderte der Fluß, ‚wenn nur meine Wassertropfen zu Tränen würden, so hätte ich selbst nicht genug, um Narziß zu beweinen, — denn ich habe ihn geliebt.'

„‚Wie hättest du Narziß nicht lieben sollen?‘ sagten die Blumen, ‚da er so schön gewesen ist.‘

„‚Ist er schön gewesen?‘ fragte der Fluß.

„‚Wer kann das besser wissen als du?‘ sagten die Blumen, ‚hat er doch jeden Tag, als er an deinem Ufer lag, seine Schönheit in deinem Wasser gespiegelt.‘“

Hier hielt Oscar inne, um dann fortzufahren:

„‚Wenn ich ihn geliebt habe‘, erwiderte der Fluß, ‚so tat ich es, weil ich den Widerschein meiner eigenen Lieblichkeit in seinen Augen erblickte, als er sich über mich neigte.‘“

Nach dem Mittagessen zog ich Oscar beiseite, bemühte mich, ihn zu warnen, und erzählte ihm, daß allerhand unerfreuliche Geschichten über ihn verbreitet würden; aber er wollte nicht auf mich hören:

„Nichts als Mißgunst und Bosheit, Frank. Was mache ich mir daraus? Ich gehe im Sommer zu Clumber, außerdem arbeite ich an einem neuen Theaterstück, das mir ganz gut gefällt. Ich habe es immer gewußt, daß die dramatische Schriftstellerei mein Gebiet ist. Als junger Mensch habe ich versucht, Versstücke zu schreiben, aber das war ein Mißgriff. Jetzt weiß ich's besser, ich bin meiner selbst und meines Erfolges sicher.“

Ich hatte ein unerklärliches Gefühl, daß er trotz seiner scheinbaren Sicherheit in Gefahr war, und zweifelte an seiner Tauglichkeit zum Kampf. Aber schließlich war das nicht meine Sache: der Eigenwillige muß seinen selbsterwählten Weg gehen.

Ich möchte jetzt fast glauben, daß mein Mißtrauen bei jener zweiten Pressefehde mit Whistler begonnen hatte, aus der Oscar zur allgemeinen Verwunderung nicht als Sieger hervorgegangen war. Sobald er auf Widerstand stieß, schien seine Schlagfertigkeit ihn im Stich zu lassen, und Whistler, der nur grobe Mittel und den Scharfsinn des Menschenkenners zu Hilfe nahm, behauptete das Feld. Oscar war augenscheinlich an sich keine Kämpfernatur.

Ich fragte ihn einmal, weshalb er Whistler so leichten Kaufes freigab. Da zuckte er die Achseln und schien etwas gereizt zu sein:

„Was konnte ich denn sagen, Frank? Weshalb sollte ich über den Besiegten herfallen? Der Mann ist eine Wespe, und es macht ihm Freude, seinen Stachel zu benutzen. Vielleicht habe ich mehr als irgend jemand zu seinem Ruhme gewirkt und hatte auch nicht den Wunsch, ihn zu verletzen.“

War es Großmut, war es Schwäche oder, wie ich glaube, eine durch seine Veranlagung bedingte weibliche Scheu vor Kampf und Hader? Gleichviel, welcher Art die Ursache gewesen sein mag, Oscar war offenbar nach Shakespeares auf sich selbst gemünztem Wort „ein unschädlicher Gegner".

Es ist leicht möglich, daß Oscar sich besser bewährt hätte, wenn er von Angesicht zu Angesicht angegriffen worden wäre. Im Hause der damaligen Mrs. Grenfell, die sich jetzt Lady Desborough nennt, hatte er einst ein Scharmützel mit dem Premierminister und trug den Sieg davon. Asquith machte den Anfang, indem er ihn anscheinend harmlos, aber im Grunde genommen ernstlich neckte, weil er manche seiner Sentenzen in Kursivschrift setzte.

„Wer der Kursivschrift bedarf", sagte der Staatsmann, „gleicht dem Menschen, der sich bei der Unterhaltung bemerkbar macht und mit erhobener Stimme spricht, um sich Gehör zu verschaffen."

Es war der wohlbekannte Einwand, den Emerson gegen Carlyles verkünstelten Stil geltend gemacht hatte, und den er vermutlich deshalb zugespitzt hatte, weil ihm Oscars Art, die Unterhaltung an sich zu reißen, mißfiel.

Mit lächelndem Gleichmut beantwortete Oscar den keineswegs originellen Angriff:

„Es ist reizend von Ihnen, Mr. Asquith, daß Sie das beachtet haben! Eine geistreiche Wendung bedarf ebenso wie ein guter Wein keines Aushängeschildes. Aber gerade wie der Redner seine treffenden Bemerkungen durch eine dramatische Pause, durch das Heben und Senken der Stimme oder durch die Gebärde unterstreicht, so benutzt der Schriftsteller die Kursivschrift, um seine Epigramme hervorzuheben. Er macht es wie der Juwelier und gibt seinen kleinen Edelsteinen sozusagen eine Fassung. Ich möchte glauben, das ist eine entschuldbare Liebe zu der eigenen Kunst — nicht Eitelkeit allein" — das wurde alles mit dem freundlichsten Lächeln und der gewinnendsten Art geäußert.

Je mehr ich Oscars Fähigkeit zum Kampf mißtraute und die Liebenswürdigkeit seines Wesens bewunderte, desto wärmer nahm ich für ihn Partei, desto mehr wünschte ich ihm zu helfen. Eines Tages hörte ich im Pelican-Club ein Gespräch, das mich um seinetwillen mit Sorge erfüllte und in meinem Entschluß bestärkte, ihn zur Vorsicht zu mahnen. Gerade als ich eintrat, verließ

Queensberry mit zwei oder drei besonders vertrauten Freunden den Klub, und ich hörte, wie er schrie:

„Ich werde es tun! Ich will den Burschen lehren, daß er meinen Sohn in Ruhe läßt. Ich will nicht, daß ihre Namen zusammengekoppelt werden."

Ich warf einen Blick auf das herausfordernde, kampflustige Gesicht und die leidenschaftlichen grauen Augen.

„Was soll das heißen?" fragte ich und erhielt von einem der Anwesenden zur Antwort:

„Nichts weiter, als daß Queensberry schwört, Oscar Wildes Verkehr mit seinem Sohn, dem Alfred Douglas, ein Ende zu machen."

Plötzlich nahmen meine Befürchtungen greifbare Gestalt an; gleichsam im Lichte eines aufzuckenden Blitzes sah ich, wie Oscar unbekümmert und lächelnd mit dem Kopf in der Luft einherging und dieser heftige, kampflustige, tolle Mensch über ihn herfiel. Sofort setzte ich mich hin und lud Oscar schriftlich ein, am nächsten Mittag ganz allein mit mir zu speisen, da ich ihm etwas Wichtiges mitzuteilen hätte. Er erschien sichtlich gespannt und, wie mir schien, etwas beängstigt, in Park Lane.

„Was gibt's, Frank?"

Ich erzählte ihm in sehr ernsten Worten, was ich gehört hatte, und verhehlte ihm überdies nicht, welchen Eindruck ich von Queensberrys Charakter und seiner tollen Streitsucht empfangen hatte.

„Was soll ich denn machen, Frank?" sagte Oscar in bedrückter und besorgter Stimmung. „Alles wegen Bosie."

„Wer ist Bosie?" fragte ich.

„Das ist ein Kosename für Lord Alfred Douglas. Alles ist Bosies Schuld. Er hat sich mit seinem Vater gezankt, oder vielmehr, sein Vater hat sich mit ihm gezankt. Er zankt sich mit jedem: mit Lady Queensberry, mit Percy Douglas, mit Bosie, mit jedem. Er ist ein ganz unmöglicher Mensch. Was soll ich denn machen?"

„Meide ihn", sagte ich, „verkehre nicht mit Lord Alfred Douglas. Gönne Queensberry diesen Triumph. Wenn du willst, kannst du ihn dir ganz mühelos zum Freunde machen. Schreib' ihm einen versöhnlichen Brief."

„Aber er wird von mir verlangen, daß ich Bosie aufgebe und meine Besuche bei Lady Queensberry einstelle, und ich habe sie

alle gern, denn sie sind reizend zu mir. Weshalb soll ich vor diesem Verrückten kriechen?"

„Eben weil er verrückt ist."

„Ach, Frank, das kann ich nicht", rief er. „Bosie würde es nicht dulden."

„Nicht dulden?" wiederholte ich ärgerlich. „Das ist Unsinn. Dieser alte Queensberry wird Gewalt anwenden und bis zum äußersten gehen. Misch' du dich nicht in anderer Leute Händel. Du wirst vielleicht eines Tages mit deinen eigenen genug zu tun haben."

„Du hast gar kein Verständnis, Frank", schalt er in seiner willenlosen Art. „Ich weiß, du meinst es gut, aber es ist mir unmöglich, deinen Rat zu befolgen. Ich kann meinen Freund nicht im Stich lassen. Ich kann es wirklich nicht dulden, daß Lord Queensberry mir meine Freunde aussucht. Das ist zu unsinnig."

„Aber klug ist's", erwiderte ich. „In einem Stück von Victor Hugo steht ein sehr schlechter Vers, der mir immer Spaß gemacht hat. Er vergleicht die Armut mit einer niedrigen Tür und behauptet, wenn wir hindurchgehen müssen, so sei der Mensch der klügste, der sich am tiefsten bücke. Wenn du es nun mit einem Verrückten zu tun hast, ist's das klügste, daß du ihn meidest und dich nicht mit ihm zankst."

„Das ist sehr schwer, Frank, ich will mir natürlich alles durch den Kopf gehen lassen, was du mir sagst. Aber Queensberry gehört wirklich ins Irrenhaus. Er ist zu unsinnig." In dieser Stimmung verließ er mich, äußerlich mit vollem Selbstvertrauen. Aber er hätte an Chaucers Worte denken sollen:

„Drum schlag' nit wider den Nagel mit der Hand,
Kämpf' nit wie der Krug mit der steinern Wand.
Tu andern, so du magst, daß man dir tut,
Und Wahrheit soll dir helfen, des sei wohlgemut."

XII

NOTSIGNALE: DIE HERAUSFORDERUNG

In den beiden Jahren 1893 und 1894 stand Oscar Wilde auf dem höchsten Gipfel des Erfolges. Thackeray, der sich im Vergleich zu Dickens in pekuniärer Beziehung immer als Stiefkind betrachtete, nennt den Erfolg „einen der größten Vorzüge eines großen Mannes". Und Oscar war nicht nur erfolgreich, sondern auch siegreich. Diese hohe Warte hat weder Sheridan am Tage nach seiner Hochzeit, noch Byron erreicht, als er über Nacht berühmt geworden war. Seine Stücke waren so einträglich, daß er mit dem Gelde umgehen konnte, als wäre es Wasser. Er hatte die Gunst des Publikums in allen Kreisen erobert: den plumpen Beifall der großen Menge und den zarteren Weihrauch der wenigen, welche die Preisrichter des Ruhmes sind. Auch seine Persönlichkeit erfreute sich außergewöhnlicher, allgemeiner Gunst. Tausende bewunderten ihn, viele hatten ihn gern; so schien er alles zu besitzen, was das Herz begehrt, und eine tadellose Gesundheit obendrein. Selbst sein Familienleben war wolkenlos. Zwei Geschichten, die er damals zum besten gab, bieten uns ein Bild seines Wesens. Die eine handelt von seinen beiden Söhnen Vyvyan und Cyril:

„Kinder sind zuweilen interessant", begann er seine Erzählung. „Als ich neulich abends beim Lesen war, kam meine Frau und holte mich nach oben, um dem älteren Knaben einen Verweis zu geben: Anscheinend hatte sich Cyril geweigert, sein Gebet aufzusagen, nachdem er sich mit Vyvyan gezankt und ihn geschlagen hatte. Als er dann gezaust und zum Beten ermahnt wurde, wollte er weder niederknien, noch Gott bitten, ein artiges Kind aus ihm zu machen. Natürlich mußte ich hinaufgehen und Rat schaffen. Ich nahm also den dicken, kleinen Kerl auf den Schoß und sagte ihm in ernster Weise, daß er sehr unartig gewesen war, erstens, weil er seinen kleinen Bruder geschlagen, und zweitens, weil er seiner Mutter Kummer bereitet hatte. Er sollte nun sofort

niederknien und Gott bitten, daß er ihm verzeihen und ein artiges Kind aus ihm machen möge.

„‚Ich bin nicht unartig gewesen', sagte er schmollend, ‚Vyvyan ist's, der ist unartig gewesen!'

„Ich erklärte ihm, daß seine Heftigkeit unartig sei, und daß er gehorchen müsse. Mit einem leichten Seufzer glitt er von meinem Schoß, kniete nieder, faltete seine Händchen, wie es ihm beigebracht worden war, und begann das ‚Vaterunser' zu beten. Als das Gebet zu Ende war, blickte er zu mir auf und sprach ganz ernsthaft: ‚Nun werde ich leise beten.'

„Er schloß die Augen und bewegte die Lippen. Als er fertig war, nahm ich ihn wieder auf den Arm, küßte ihn und sagte: ‚So ist's recht.'

„‚Hast du auch gesagt, daß es dir leid tut', fragte seine Mutter und neigte sich über ihn, ‚und Gott gebeten, daß er ein artiges Kind aus dir macht?'

„‚Ja, Mutter', nickte er, ‚ich habe gesagt, daß es mir leid täte, und Gott gebeten, daß er Vyvyan artig macht.'

„Ich mußte aus dem Zimmer gehen, Frank, sonst hätte er bemerkt, daß ich lächelte. War das nicht entzückend von ihm? Wir möchten Gott alle gern bitten, daß er die anderen zu guten Menschen macht."

Diese Geschichte zeigt ihn von seiner liebenswerten Seite; aber er besaß auch eine andere, die weniger anmutig war. Sein Lustspiel „A Woman of no Importance" (Eine Frau ohne Bedeutung) wurde im April 1893 von Herbert Beerbohm Tree im Haymarket-Theater zur Darstellung gebracht und Abend für Abend, bis zum Ende der Spielzeit, am 16. August, also noch über die Jagderöffnung hinaus aufgeführt. Der überraschende Erfolg seines zweiten Theaterstücks befestigte die Gunst, die Oscar Wilde beim Publikum genoß, brachte ihm Geld in Hülle und Fülle ein und hob sein Selbstvertrauen. Im Sommer mietete er in Goring am oberen Lauf der Themse ein Haus, das er mit Lord Alfred Douglas bezog. Zu uns nach London drangen unheimliche Geschichten über ihr Zusammenleben. Es war wohl im Laufe des Monats September, da fragte ich ihn, wie es sich in Wahrheit mit diesen Gerüchten verhielte.

„Lästergeschichten und Verleumdungen haben mit der Wahrheit nichts zu tun, Frank", erwiderte er.

„Ich weiß nicht recht, ob das wahr ist", sagte ich, „Verleumdungen haben häufig einen wahren Hintergrund. Sie gleichen der Wahrheit wie ein riesiger Schatten, wenigstens im Umriß ist eine Ähnlichkeit vorhanden."

„Das könnte wahr sein", gab er zurück, „wenn sozusagen die Leinwand, auf die der Schatten fällt, glatt und echt wäre, aber das ist sie nicht. Lästergeschichten und Verleumdungen entstammen dem Haß der Leute, von denen sie ersonnen werden, und sind selbst nicht einmal im schattenhaften Sinne Abbilder oder Darstellungen der angefeindeten Person."

„Also viel Rauch und kein Feuer?" fragte ich zweifelnd.

„Nur kleine Feuer", versetzte er, „verursachen viel Rauch. Die Veranlassung zu allem, was du gehört hast, ist ebenso geringfügig wie harmlos. Wie du weißt, ist das Wetter in diesem Sommer sehr warm und schön gewesen, und ich war mit Bosie draußen in Goring. Oft war es uns in den Mittagsstunden zu heiß, um auf dem Fluß zu fahren. So war es auch eines Nachmittags drückend schwül, und Bosie kam auf die Idee, sich von mir mit dem Gartenschlauch abspritzen zu lassen. Er ging ins Haus und warf die Kleider ab, — ich folgte seinem Beispiel, und nach ein paar Minuten saß ich im Bademantel auf einem Stuhl, während Bosie etwa zehn Meter entfernt auf dem Rasen lag. Da erschien der Prediger, um uns einen Besuch zu machen. Er hatte vom Diener gehört, daß wir im Garten waren, ging uns nach und fand uns dort. Du kannst dir keinen Begriff machen, Frank, was er für ein Gesicht geschnitten hat. Und was sollte ich ihm wohl sagen?

„Er verneigte sich mit gewichtiger Förmlichkeit und sprach: ‚Ich bin der Prediger dieses Kirchspiels.'

„‚Ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen', sagte ich, stand auf und verhüllte mich sorgfältig. ‚Sie sind gerade zur rechten Zeit gekommen, um eine echt griechische Szene zu genießen. Ich bedaure, daß wir beide' — und ich zeigte auf den im Rasen liegenden Bosie — ‚kaum dazu angetan sind, Sie zu empfangen.' Der Vikar wandte den Kopf und sah Bosies weiße Glieder; aber der Anblick ging über seine Kräfte. Er wurde ganz rot, rang nach Luft und floh von hinnen.

„Ich setzte mich platt auf meinen Stuhl und schrie vor Lachen. Wie er die Szene geschildert, wie er sie gedeutet, und was für gemeine Kommentare er sich dazu ausgedacht hat, das weiß ich

nicht, und das ist mir gleichgültig. Ich zweifle nicht daran, daß er mit dem Kopf gewackelt, die Lippen gespitzt und so ausgesehen hat, als wären unaussprechliche Dinge vorgefallen. Aber man muß wirklich ein Heiliger sein, um solche Narren mit guter Miene zu dulden."

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich an das Gesicht des Predigers dachte, aber Oscars Tonart gefiel mir nicht.

Die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, überstieg meine Befürchtungen. Jetzt bekundete er die vollkommenste Verachtung gegen jeden Tadel und wollte keinen Rat annehmen. Er war auch plump geworden, das üppige Essen und der Wein schienen sichtbare Spuren zu zeitigen, und sein Benehmen war trotzig und gefühllos. Er glich einem großen Heiden, der entschlossen ist, sein Leben bis zur letzten Neige auszuleben, unbekümmert um das, was die anderen sagen, denken oder tun könnten. Auch die Erzählungen, die er zu dieser Zeit schrieb, tragen den schlimmsten Stempel seines Heidentums:

„Als Jesus willens war, nach Nazareth zurückzukehren, war Nazareth so verändert, daß er seine eigene Stadt nicht mehr wiedererkannte. Das Nazareth, in dem er gewohnt hatte, war voller Wehklagen und Tränen gewesen; diese Stadt hallte von wildem Lachen und Singen . . .

„Christus verließ das Haus, und siehe: auf der Straße erblickte er eine Frau, deren Gesicht und Gewand bemalt und deren Füße mit Perlen beschuht waren. Und hinter ihr ging ein Mann, der trug einen zweifarbigen Mantel, und seine Augen funkelten vor Begierde. Und Christus trat zu dem Manne, berührte seine Schulter und sprach zu ihm: ‚Sage mir, weshalb folgest du dieser Frau, und weshalb schauest du sie auf diese Weise an?' Und der Mann wandte sich um, erkannte ihn und sprach: ‚Ich bin blind gewesen, du hast mich geheilt; was soll ich denn sonst mit meinem Augenlicht tun?'"

Dieselbe Note klingt noch in zwei oder drei anderen Gleichnissen an; aber das eben angeführte ist das treffendste, und man hätte es für sich allein sprechen lassen sollen. Es ist als Gotteslästerung bezeichnet, aber nicht als solche beabsichtigt worden. Wie gesagt, Oscar dachte sich immer ganz naiv in die Rolle jeder historischen Persönlichkeit hinein.

Die Nichtachtung der öffentlichen Meinung, die Oscar jetzt nicht nur in seinen Schriften, sondern in seinen Erwiderungen auf jede Kritik zur Schau trug, wandelte die Abneigung des Publikums in tödlichen Haß um. Im Jahre 1894 erschien ein Buch „The green Carnation" (Die grüne Nelke), — gewissermaßen Oscars Photographie als Redner und eine Karikatur seiner Gedankenrichtung. Diese Klatschgeschichte hatte einen überraschenden Erfolg, der in jeder Beziehung weit über ihre Verdienste hinausging. Er liefert nur einen Beweis für das starke Interesse, das jeder Verdacht, der auf eine perverse Veranlagung hindeutet, für die Mentalität des gewöhnlichen Menschen besitzt. Das Buch spricht überhaupt nicht von Oscars Genialität, weist aber auf seinen Humor hin und unterstreicht immer wieder den gehässigen Zweifel an seiner Sittlichkeit. Das Gerücht wollte wissen, daß es in allen Einzelheiten der Wahrheit entspräche, daß sein Verfasser namens Hichens sich Abend für Abend Oscars Gespräche aufnotiert und sie ganz einfach abgedruckt hatte. Und so erkundigte ich mich bei Oscar, ob das wahr wäre.

„Nur zu wahr, Frank", erwiderte er mit einer gewissen Verachtung, die ihm sonst fremd war. „Hichens lernte Bosie Douglas in Ägypten kennen. Sie fuhren, soviel ich weiß, mit Benson, dem Verfasser des Romans ‚Dodo', den Nil hinauf. Selbstverständlich hat Bosie viel von mir gesprochen, und Hichens wollte mich kennen lernen. Als sie nach London zurückkehrten, gefiel er mir ganz gut, wir waren häufig zusammen. Ich hatte keine Ahnung, daß er den Reporter zu spielen beabsichtigte; ich halte das für einen Vertrauensbruch — für nichtswürdig!"

„Das Buch ist nicht dein Bildnis", sagte ich, „aber eine gewisse Ähnlichkeit ist vorhanden."

„Eine Photographie ist stets ähnlich und unähnlich zugleich, Frank", erwiderte er, „auch die Sonne ist, wenn sie zu mechanischen Zwecken ausgenutzt wird, nur ein Reporter und kopiert dich, anstatt dich nachzubilden."

„Die grüne Nelke" verlästerte Oscar Wildes Charakter beim großen Publikum. Von allen Seiten wurde das Buch als Bestätigung der schlimmsten Verdächtigungen angeführt: die Wolke, die über ihm schwebte, wurde immer dunkler.

Das Lustspiel „The Ideal Husband" (Der ideale Gatte), das er im Laufe des Sommers 1894 schrieb, verdankte seine Entstehung einer

Geschichte, die ich ihm erzählte. Ich selbst hatte sie von einem Amerikaner, mit dem ich in Kairo zusammen gewesen war, einem Mr. Cope Whitehouse. Der erzählte mir, daß Disraeli die Rothschilds mit dem Ankauf der Suezkanal-Aktien beauftragt hätte und dadurch reich geworden wäre. Es kam mir merkwürdig vor, daß diese Behauptung — sofern sie der Wahrheit entsprach — niemals von maßgebender Seite zur Erörterung gebracht worden war. Aber die Geschichte war besonders zeitgemäß und hatte manches für sich. Oscar gab später zu, daß er den Gedanken übernommen und im „Idealen Gatten" verwertet habe.

Auch sein bestes Lustspiel „The Importance of being Earnest" (Bunbury) schrieb er in demselben Sommer. Er reiste an die See und beendete es nach seiner eigenen Aussage in drei Wochen. Und als ich von der Freude sprach, die ihm die Tatsache bereiten mußte, daß zwei seiner Stücke zu gleicher Zeit in London aufgeführt wurden, antwortete er mir:

„Nächstes Jahr, Frank, werden es vielleicht vier oder fünf. Ich könnte mit der größten Leichtigkeit alle acht Wochen ein Stück schreiben. Es ist eine reine Geldfrage. Wenn ich Geld brauche, werde ich nächstes Jahr ein halbes Dutzend schreiben."

Seine Worte erinnerten mich an das, was Goethe von sich gesagt hat: in jedem der zehn Jahre, die er mit seiner „Farbenlehre" hingebracht hatte, wäre es ihm wohl möglich gewesen, zwei Theaterstücke zu schreiben, die es mit seinen besten Bühnenwerken hätten aufnehmen können. Das Land der „Möglichkeiten" ist mit diesen herrlichen Schattengestalten bevölkert.

Oscar hatte bereits sein Publikum gefunden, ein Publikum, das imstande war, das Allerbeste zu würdigen, was er zu leisten vermochte. Sobald „The Importance of being Earnest" auf die Bühne kam, erzielte er einen außergewöhnlichen Erfolg, einen Erfolg im besten Sinne. Selbst die Zeitungskritiker hatten allmählich aufgehört, ihre eigene Beschränktheit durch törichte Nörgeleien zur Schau zu stellen, sie plapperten nun, als Echo größerer Geister, die Ausdrücke verschwenderischen Lobes nach.

Oscar nahm die Anerkennung ebenso auf, wie er die Lästergeschichten und Verleumdungen aufgenommen hatte: mit wohlgefälliger Überlegenheit. Er hatte sich stark zu seinem Nachteil verändert. Mit jedem Jahre wurde er roher und gefühlloser, was keinem seiner Freunde verborgen blieb. Selbst André Gide, der

ihn sehr verehrte und kurz nach seinem Tode die beste Darstellung von ihm gab, die in die Öffentlichkeit gekommen ist, konnte nicht umhin, seine Entartung mit Bedauern zu beklagen.

„Man empfand", so lauten seine Worte, „daß sein Blick weniger weich war, daß sein Lachen einen rauhen Klang hatte und seine Lustigkeit tolle Ausgelassenheit atmete. Er schien einerseits überzeugt zu sein, daß er gefallen müsse, und andererseits weniger ehrgeizig, auf diesem Gebiet etwas zu erreichen. Er war rücksichtslos, gefühllos und eingebildet geworden, und merkwürdigerweise sprach er nicht mehr in Gleichnissen."

Sein Bruder Willie beklagte sich in ähnlicher Weise bei Sir Edward Sullivan, der sich schriftlich folgendermaßen äußert:

„William Wilde erzählte mir, als Oscar im Gefängnis war, daß die einzige Unstimmigkeit zwischen ihm und seinem Bruder durch Oscars maßlose Eitelkeit in der Zeit vor seiner Verurteilung verursacht wurde. William sagte: ‚Er hatte eine Bande von Schmarotzern um sich geschart, die ihn den ganzen Tag verhimmelten und denen er Zigarettentaschen, Krawattennadeln und dergleichen mehr zum Lohn für ihre ekelhafte Schmeichelei zu verehren pflegte. Kein Mensch, nicht einmal ich, als Bruder, wagte es, eine kritische Bemerkung über seine Werke laut werden zu lassen, ohne ihn zu beleidigen.'"

Wenn es eines Beweises für seine rücksichtslose Nichtachtung der öffentlichen Meinung sowie für die gehässige Art, in der er verkannt wurde, bedürfen sollte, so könnte ein Vorfall, der sich gegen Ende des Jahres 1894 ereignete, diesem Zweck entsprechen. Oscar hatte für die Oxforder Studentenzeitschrift „The Chameleon" ein paar Sentenzen geschrieben, die er „Phrases and Philosophies for the Use of the Young" nannte (Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend). Seine Epigramme waren ganz harmlos, aber in derselben Nummer erschien eine Erzählung „The Priest and the Acolyte" (Priester und Meßgehilfe), die sich kaum rechtfertigen ließ. Die Tatsache an sich, daß diese Arbeit in derselben Zeitschrift abgedruckt war, rief einen Sturm der Entrüstung hervor, obwohl Oscar Wilde die Erzählung vor ihrer Veröffentlichung nie gesehen und mit ihrer Aufnahme in diesem Blatte nichts zu tun hatte.

Nemesis folgte ihm auf den Fersen. Zu Ende des Jahres sprach er aus eigenem Antriebe mit mir über Lord Queensberry und wollte meinen Rat hören:

„Lord Queensberry belästigt mich", sagte er, „ich habe wirklich mein möglichstes getan, um ihn mit Bosie auszusöhnen. Als Bosie und ich eines Tages im Café Royal zu Mittag speisten, kam Lord Queensberry herein, da veranlaßte ich Bosie, zu seinem Vater zu gehen und ihn an unseren Tisch zu holen, um mit uns zu speisen. Bis vor ganz kurzer Zeit war er nicht unfreundlich gegen mich, trotzdem er Bosie einen abscheulichen Brief über uns geschrieben hat. Was soll ich machen?"

Ich fragte ihn, woran Lord Queensberry denn etwas auszusetzen hätte.

„An meiner Freundschaft mit Bosie."

„Und weshalb gibst du denn deinen Verkehr mit Bosie nicht auf?"

„Das ist unmöglich, Frank, es ist eine Lächerlichkeit; weshalb soll ich um Queensberrys willen meine Freunde im Stich lassen?"

„Ich würde Queensberrys Brief gern sehen, wenn es möglich ist", sagte ich.

„Ich werde ihn dir mitbringen, Frank, aber es steht nichts darin." Nach ein bis zwei Tagen zeigte er mir den Brief, und als ich ihn gelesen hatte, brachte er eine Abschrift des Telegramms zum Vorschein, das Lord Alfred Douglas seinem Vater als Antwort geschickt hatte. Ich lasse beide hier im Wortlaut folgen, da sie in recht unverblümter Form für sich selbst sprechen:

Alfred,

es ist mir äußerst schmerzlich, daß mir nichts anderes übrigbleibt, als Dir in dieser Tonart zu schreiben; aber laß es Dir bitte gesagt sein, daß ich es ablehne, von Dir irgendeine Antwort anzunehmen, die Du mir als Entgegnung schreiben könntest. Nach Deinen letzten, hysterischen und frechen Antworten weigere ich mich, damit belästigt zu werden, und lehne es ab, weitere Briefe zu lesen. Wenn Du mir irgend etwas zu sagen hast, so komme her und sage es persönlich. Soll ich ad eins annehmen, daß Du jetzt beabsichtigst, zu bummeln und herumzulungern, nachdem Du Oxford in dieser Weise zu Deiner Schande verlassen hast, deren Gründe mir Dein Lehrer vollkommen klargelegt hat? Während der ganzen Zeit, die Du in Oxford vertrödelt hast, wurde ich mit der Versicherung vertröstet, daß Du möglicherweise in die Zivilverwaltung oder ins Auswärtige Amt eintreten würdest, und dann wurde ich mit der

Versicherung vertröstet, daß Du Advokat werden wolltest. Es kommt mir so vor, als beabsichtigst Du, gar nichts zu tun. Ich lehne es jedoch ein für allemal ab, Dich auch noch mit genügenden Mitteln zu versehen, damit Du herumlungern kannst. Du schaffst Dir selbst eine unglückliche Zukunft, und es wäre sehr grausam und unrecht von mir, Dich darin zu bestärken. Nun komme ich ad zwei zu dem schmerzlicheren Teil dieses Briefes, — nämlich zu Deinen vertraulichen Beziehungen mit diesem Burschen, dem Oscar Wilde. Sie müssen entweder ein Ende nehmen, oder ich verstoße Dich und entziehe Dir alle Geldzuschüsse. Ich will nicht versuchen, diesen vertraulichen Beziehungen auf den Grund zu gehen, und ich beschuldige niemand, aber nach meiner Meinung ist es ebenso schlimm, den Schein zu erwecken, als etwas wirklich zu tun. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Ihr das ekelhafteste und widerwärtigste Verhältnis habt, das durch Euer Benehmen und Euren Gesichtsausdruck zum Ausdruck kommt. In meinem Leben habe ich noch nie einen solchen Anblick gehabt, als Eure schrecklichen Gesichtszüge. Kein Wunder, daß die Leute so reden, wie es der Fall ist. Wie ich jetzt auch von glaubwürdiger Seite höre — vielleicht stimmt es aber doch nicht —, reicht seine Frau die Scheidungsklage wegen Päderastie und anderer Laster ein. Ist das wahr, oder weißt Du nichts davon? Wenn ich dächte, daß die betreffende Sache wirklich wahr ist und in die Öffentlichkeit dringt, wäre ich vollkommen berechtigt, ihn niederzuschießen, sobald ich ihn zu Gesicht bekomme. Dieses feige englische Christentum, diese angeblichen Männer müssen aufgerüttelt werden.

Dein empörter sogenannter Vater
Queensberry.

In Erwiderung dieses Briefes sandte Lord Alfred Douglas folgendes Telegramm an seinen Vater:

„Was bist Du für ein komisches Männchen!

Alfred Douglas"

Dieses Telegramm war vorzüglich ersonnen, um Queensberrys Wut bis zum äußersten zu steigern. Es lag weibliche List darin, seine Eitelkeit in dieser Form zu verletzen.

Kurze Zeit darauf erzählte mir Oscar, daß Queensberry ihn in Begleitung eines Freundes besucht habe.

„Und was ist vorgefallen?" fragte ich.

„Ich habe zu ihm gesagt: ‚Vermutlich sind Sie zu mir gekommen, Lord Queensberry, um sich wegen des ehrenrührigen Briefes zu entschuldigen, den Sie über mich geschrieben haben.'

„‚Nein', erwiderte er, ‚ich hatte ein gutes Recht zu diesem Briefe, denn er war an meinen Sohn gerichtet.'

„‚Wie konnten Sie sich erlauben, so etwas über Ihren Sohn und mich zu behaupten?'

„‚Ihr seid beide wegen Eures empörenden Benehmens aus dem Savoy-Hotel hinausgeworfen worden', erwiderte er.

„‚Das ist nicht wahr', sagte ich, ‚ganz und gar nicht wahr.'

„‚Wegen eines empörenden Briefes, den Sie an meinen Sohn geschrieben haben, sind auch Erpressungsversuche gegen Sie unternommen worden', fuhr er fort.

„‚Ich weiß nicht, wer Ihnen alle diese albernen Geschichten erzählt hat', erwiderte ich, ‚jedenfalls sind sie nicht wahr und geradezu lächerlich.'

„Zum Schluß sagte er noch, daß er mich verhauen würde, wenn er mich noch einmal mit seinem Sohne zusammen erwischte, und ich erwiderte:

„‚Über die Grundsätze der Familie Queensberry bin ich nicht unterrichtet, ich für mein Teil befolge jedoch den Grundsatz, jemand ohne weiteres niederzuschießen, der sich an mir vergreift.' Und mit diesen Worten forderte ich ihn auf, mein Haus zu verlassen."

„Selbstverständlich hat er dich herausgefordert?" fragte ich.

„Sein Benehmen war von Anfang bis zu Ende unhöflich und widersinnig, Frank."

Als Oscar mir die Geschichte erzählte, hatte ich das Gefühl, als spräche ein anderer Mensch aus ihm. Der Gedanke, daß Oscar sich Queensberry „zum Kampf stellen" oder ihn „ohne weiteres niederschießen würde", war zu ungereimt. Wer beeinflußte ihn? sollte es Alfred Douglas sein?

Und ich fragte ihn: „Was ist später noch vorgefallen?"

„Nichts", erwiderte er, „vielleicht wird er sich jetzt ruhig verhalten. Bosie hat ihm einen schrecklichen Brief geschrieben. Er muß jetzt einsehen, daß er sein eigenes Fleisch und Blut schädigt, wenn er es in dieser Weise weitertreibt."

„Wenn ich ihn richtig verstehe, wird er sich dadurch nicht zurückhalten lassen", erwiderte ich. „Wenn du mir aber Alfred Douglas' Brief zu lesen geben würdest, wäre ich eher in der Lage, die Wirkung zu beurteilen, die er auf Queensberry ausüben wird."

Bald darauf bekam ich den Brief zu lesen, er kennzeichnet die Charaktere der Menschen, die in dieser unsauberen Geschichte die Hauptrolle spielten, besser als meine Worte es vermögen:

Da Du meine Briefe uneröffnet zurückschickst, bin ich gezwungen, Dir eine Postkarte zu schreiben, um Dir mitzuteilen, daß ich Deine albernen Drohungen mit vollkommener Gleichgültigkeit aufnehme. Seit Deiner Aufführung in Oscar Wildes Haus habe ich es direkt darauf angelegt, mich mit ihm in vielen öffentlichen Restaurants zu zeigen, wie z. B. im Berkeley, bei Willis, im Café Royal usw., und ich werde auch künftig in allen diesen Lokalen verkehren, so oft es mir beliebt und mit wem es mir beliebt. Ich bin mündig und mein eigener Herr. Du hast mich schon mindestens zwölfmal verstoßen und mir in ganz gemeiner Weise Geld entzogen. Deshalb hast Du weder gesetzliche noch moralische Gewalt über mich. Wenn O. W. beim Hauptkriminalgericht eine Verleumdungsklage gegen Dich einreicht, wirst Du sieben Jahre Zuchthaus wegen ehrenrühriger Verleumdungen bekommen. So sehr ich Dich verabscheue, bin ich doch darauf bedacht, das aus Familienrücksichten zu verhüten. Wenn Du aber versuchen solltest, tätlich gegen mich einzuschreiten, werde ich mich mit einem geladenen Revolver, den ich immer bei mir trage, wehren. Und wenn ich Dich niederschieße, oder wenn er Dich niederschießt, werden wir vollkommen im Recht sein, da wir dann aus Notwehr gegen einen gewalttätigen und gefährlichen Raufbold handeln. Ich glaube, viele Leute würden Dich nicht vermissen, wenn Du tot wärst.

A. D.

Ich fand diesen Brief des Sohnes geradezu entsetzlich. Meine Vermutung stimmte, Oscar war sein Sprachrohr; die Drohung, ihn ohne weiteres niederzuschießen, ging von ihm aus. Damals konnte ich nicht die ganze Sachlage übersehen; ich kannte Lady Queensberry noch nicht. Und ich hätte mir auch nicht vorzustellen vermocht, was diese entzückende, feingebildete Frau mit dem auserlesenen literarischen und künstlerischen Geschmack

unter ihrem Gatten gelitten hatte, — die von zartester, zitternder Feinfühligkeit und edler Hochherzigkeit beseelte Frau, die an dieses gewalttätige, rohe Tier mit den leidenschaftlichen Augen und dem kampflustigen Wesen gebunden war. Ihr Eheleben war ein Martyrium gewesen. Selbstverständlich hatten sich die Kinder bei dem Zerwürfnis ganz auf ihre Seite gestellt, und ihr besonderer Liebling, Lord Alfred Douglas, hatte sich tatsächlich vollkommen eins mit ihr gefühlt, was gewissermaßen die unnatürliche Gehässigkeit seines Briefes erklären, wenn auch niemals rechtfertigen kann. Ich ersah aus dem Briefe, daß das Zerwürfnis viel tiefer und erbitterter war, als ich glaubte, — eines jener furchtbaren Familienzerwürfnisse, in dem das Bewußtsein, daß der eine den anderen vollkommen durchschaut, den Zorn zur Raserei aufpeitscht. Ich konnte nichts anderes tun als Oscar warnen.

„Es ist die uralte Geschichte", sagte ich. „Du stellst dich zwischen Tür und Angel und wirst dafür büßen müssen." Aber das wollte er nicht einsehen.

„Was soll man mit einem solchen verrückten Menschen machen?" fragte er in kläglichem Ton.

„Meide ihn, wie du einen Verrückten meiden würdest, der mit dir Händel sucht; oder suche ihn zu versöhnen; etwas anderes gibt's nicht."

Er ließ sich nicht warnen, und bald fing die Sache von neuem an. Bei der ersten Vorstellung des Lustspiels „The Importance of being Earnest" erschien Lord Queensberry mit einem großen Bündel weißer Rüben und Karotten im Theater. Was dieses Gemüse bedeuten sollte, das konnte nur dieser Mann nebst seinen Gesinnungsgenossen erraten. Ich befragte Oscar über diese Angelegenheit. Er schien verdrießlich zu sein, sich aber doch letzten Endes als Sieger zu fühlen.

„Queensberry hatte sich einen Parkettplatz im St. James-Theater bestellt, sicherlich um eine Lärmszene zu veranstalten", sagte er. „Aber sobald ich davon erfuhr, veranlaßte ich Alick (George Alexander), ihm sein Geld zurückzuschicken. Am Abend der Erstaufführung erschien Queensberry mit einem großen Karottenbund und wurde an der Eintrittskasse abgewiesen. Als er dann die Galerie zu betreten versuchte, wurde ihm der Einlaß von der Polizei verweigert. Glaubst du nicht, daß er verrückt ist, Frank? Ich freue mich, daß er sich eine Schlappe geholt hat."

„Er ist rasend gewalttätig", sagte ich, „und wird weiter gegen dich vorgehen."

„Was soll ich denn aber machen, Frank?"

„Du mußt nicht um Rat fragen, wenn du ihn nicht befolgen willst", erwiderte ich. „Es gibt ein französisches Sprichwort, das mir immer gut gefallen hat: ‚Im Krieg und in der Liebe gibt's keinen Rat.' Aber laß dich um Gottes willen nicht widerstandslos treiben. Halt' ein, solange du es kannst."

Aber um einzuhalten, hätte Oscar einen Entschluß fassen und handeln müssen, und diese Willenskraft vermochte er nicht aufzubringen. Die wilden Rosse des Schicksals hatten den leichten Siegeswagen seines Glücks entführt, und kein Mensch konnte das Ende voraussehen. Es nahte mit entsetzlicher Geschwindigkeit.

Eines Abends im Februar 1895 hörte ich, daß der Marquis von Queensberry im Albemarle-Club eine beleidigende Karte für Oscar abgegeben habe. Mein Gewährsmann fügte belustigt hinzu, daß Oscar nun seinen Mann stehen müsse und wir alle sehen würden, was an ihm wäre. In dieser Bemerkung lag keine Böswilligkeit, sondern nur etwas von der Lust, die jeder Engländer an einem verzweifelten Kampf hat, und eine gewisse Neugierde auf den endgültigen Ausgang.

Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief von Oscar mit der Anfrage, ob mir sein Besuch in den Nachmittagsstunden angenehm wäre. Ich blieb daheim, und gegen vier Uhr stellte er sich bei mir ein.

Zuerst hüllte er sich in die alte herrische Maske, die er in letzter Zeit zu tragen pflegte:

„Ich werde Queensberry wegen strafbarer Verleumdung verklagen, Frank", begann er in ernstem Ton. „Er ist nichts anderes als ein wildes Tier. Meine Anwälte behaupten, daß ich den Prozeß zweifellos gewinnen werde. Aber sie sagen, daß manches, was ich geschrieben habe, bei Gericht gegen mich vorgelegt werden wird. Nun, du kennst ja alles, was ich geschrieben habe. Würdest du in deiner Eigenschaft als Redakteur der ‚Fortnightly Review' für mich als Zeuge erscheinen und die Erklärung abgeben, daß mein Roman ‚Dorian Gray' nicht unsittlich ist?"

„Gewiß", erwiderte ich ohne weiteres, „ich bin sehr gern dazu bereit und könnte sogar noch mehr aussagen, — nämlich daß du zu den sehr wenigen Menschen meiner Bekanntschaft gehörst, deren

Sprache in Wort und Schrift die Roheit in jeglicher Form abgeschworen hat."

„Ach! würdest du das tun, Frank? Das wäre sehr gütig von dir", rief er laut. „Meine Anwälte haben mich veranlaßt, dich darum zu bitten, befürchteten aber, daß du nicht gern als Zeuge erscheinen würdest. Durch deine Aussage wird der Prozeß zu unseren Gunsten entschieden werden. Es ist wirklich gut von dir." Sein ganzes Gesicht zuckte, und er wandte sich ab, um die Tränen zu verbergen.

„Alles, was ich tun kann, Oscar, werde ich mit Vergnügen — und das weißt du wohl — nach besten Kräften tun", sagte ich. „Aber ich möchte, daß du dir die Angelegenheit reiflich überlegst. Ein englischer Gerichtshof bietet mir keine Gewähr für ein gerechtes Verfahren, oder besser gesagt: ich bin überzeugt, daß ein englischer Gerichtshof auf künstlerischem oder sittlichem Gebiet ungefähr das schlechteste Tribunal in der ganzen zivilisierten Welt ist."

Ungeduldig schüttelte er den Kopf.

„Ich kann nichts dagegen machen und kann es nicht ändern", sagte er.

„Du mußt auf mich hören", sagte ich nachdrücklich. „Du besinnst dich doch auf den Prozeß Whistler gegen Ruskin und weißt, daß Whistler ihn gewinnen mußte. Du weißt, daß Ruskin sich schmählich geirrt hatte; aber die britischen Geschworenen und die sogenannten britischen Künstler behandelten Whistler und seine herrlichen Werke mit Verachtung. Nun denke an einen ganz anderen Fall, — den Fall Belt, in dem alle Akademiker als Zeugen auftraten und nach bestem Wissen und Gewissen Belt für einen Betrüger erklärten; nichtsdestoweniger lautete der Wahrspruch der Geschworenen auf £ 5000. Und doch wurde er ein Jahr später wegen derselben Verfehlungen, die er — nach dem bei der ersten Untersuchung von den Geschworenen verkündeten Wahrspruch — nicht begangen haben sollte, zu Zuchthaus verurteilt. Ein englischer Gerichtshof eignet sich ganz gut für zwei Durchschnittsmenschen, die einen gewöhnlichen geschäftlichen Streit auszutragen haben. Das ist sein Zweck, — wenn er aber über Whistler oder die Begabung oder die Unsittlichkeit eines Künstlers ein Urteil abgeben soll, so ist das mehr verlangt, als er überhaupt zu leisten vermag. Es gibt keinen englischen Richter,

dessen Meinung über eine derartige Frage die geringste Berücksichtigung verdient; und die Geschworenen sind noch tausend Jahre rückständiger als die Richter."

„Vielleicht ist das wahr, Frank, aber ich kann nichts dagegen machen."

Aber ich ließ mich nicht beirren:

„Vergiß nicht, daß alle echt englischen Vorurteile gegen dich sprechen, und daß diese Narren sagen werden: da ist ein Vater, der sich bemüht, seinen jungen Sohn zu schützen. Wenn er einen Fehler begangen hat, so geschah es nur im Überschwang seines löblichen Eifers. Du müßtest nachweisen können, daß du an religiösem Wahnsinn leidest, um in England gegen ihn aufkommen zu können."

„Du bist schrecklich, Frank. Weißt du, Bosie Douglas verlangt von mir, daß ich die Sache auskämpfen soll, und meine Anwälte sagen mir, daß ich den Prozeß gewinnen werde."

„Anwälte leben vom Zank. Selbstverständlich wünschen sie sich einen Fall, an dem sie Hunderte, wenn nicht Tausende von Pfunden verdienen. Außerdem lieben sie den Kampf. Sie haben den ganzen Ruhm und den ganzen Spaß davon, und du wirst die Zeche bezahlen. Laß dich um Gottes willen nicht dazu verleiten, das führt zum Wahnsinn!"

„Aber Frank", lautete sein willenloser Einwand, „wie kann ich eine solche Beleidigung ruhig dulden? Ich muß etwas unternehmen."

„Das ist etwas anderes", erwiderte ich, „wir wollen auf alle Fälle erwägen, was man machen kann, aber zunächst die Gerichtshöfe ganz aus dem Spiel lassen. Vergiß nicht, daß du zum Kampf auf Leben und Tod herausgefordert worden bist; wir wollen überlegen, wie man sich zu der Herausforderung stellen muß, aber nicht nach Queensberryschen Grundsätzen kämpfen, weil Queensberry zufällig der angreifende Teil ist. Vergiß nicht, daß alle der Ansicht sein werden, daß du dich eines unsäglichen Lasters schuldig gemacht hast, wenn du unterliegst und Queensberry frei ausgeht. Gib den Gedanken an das Gerichtsverfahren auf. Was du auch sonst unternimmst, du darfst keine Verleumdungsklage gegen Queensberry einreichen. Du wirst den Prozeß mit Sicherheit verlieren; du hast nicht die bescheidenste Aussicht, und der Engländer verachtet den Besiegten — vae victis! Du mußt keinen Selbstmord begehen."

Als es Zeit war, auseinanderzugehen, war noch nichts beschlossen.

Dieses Gespräch fand, soviel ich weiß, am Freitag oder Sonnabend statt, und am Sonntag bemühte ich mich von früh bis spät, ausfindig zu machen, was die Leute über Oscar Wilde wußten und was gegen ihn vorgebracht werden würde. Zugleich wollte ich ermitteln, wie man in einem gewöhnlichen englischen Bürgerhause über ihn dachte.

Meine Nachforschungen hatten erschreckende Ergebnisse. Alle hielten es für ausgemacht, daß Oscar Wilde das Schlimmste, was ihm jemals zugetraut worden war, tatsächlich begangen habe. Dieselben Leute, die ihn in ihrem Hause empfingen, verurteilten ihn erbarmungslos, und je mehr ich mich der Hauptquelle meiner Erkundigungen näherte, desto bestimmtere Formen nahmen die Beschuldigungen an; zu meinem Entsetzen sollten seine Vergehen bei der Amtsstelle des öffentlichen Anklägers (Public Prosecutor's Office) bekannt und in den Listen verzeichnet sein.

Alle „maßgebenden Persönlichkeiten" waren einstimmig der Meinung, daß er seinen Prozeß gegen Queensberry verlieren müsse, „kein englisches Geschworenengericht würde einen Wahrspruch zugunsten Oscar Wildes gegen irgend jemand abgeben", so lautete die Meinung der Sachverständigen.

„Wie ungerecht!" rief ich.

Ein nachlässiges Achselzucken war die einzige Antwort, die mir zuteil wurde.

Ich kehrte an diesem Sonntag gegen Abend von meinem Erkundigungsgange heim, und unserer Verabredung entsprechend fand sich Oscar wenige Minuten später bei mir ein. So sagte ich ihm denn, daß er nach meiner durch diese Erfahrungen noch mehr gefestigten Überzeugung die Klage nicht durchführen könnte, da er den Prozeß bestimmt verlieren würde. Ohne weiter auf den Busch zu klopfen, erklärte ich ihm, daß er nach Menschenermessen keine Aussichten hätte.

„Es sind Briefe vorhanden", sagte ich, „die unvergleichlich schlimmer sind als deine veröffentlichten Schriften, und die als Belastungsmaterial gegen dich vorgebracht werden sollen."

„Was für Briefe meinst du, Frank?" fragte er. „Vielleicht die Wood-Briefe an Lord Alfred Douglas, von denen ich dir erzählt habe? Darüber kann ich alle erforderlichen Aufklärungen geben."

„Für deine an Douglas geschriebenen Briefe hast du Wood Erpressungsgelder gezahlt", erwiderte ich, „und du wirst nicht in der Lage sein, diese Tatsache zur Zufriedenheit eines Geschworenengerichts aufzuklären. Wie man sagt, besteht die Möglichkeit, daß Zeugen gegen dich vorgeladen werden. Hör' auf mich, Oscar, du hast nicht die geringsten Aussichten."

„Um Gottes willen, Frank, sage mir, was du damit meinst", rief er.

„Ich kann dir nur das eine sagen, daß du deinen Prozeß verlieren wirst. Ich habe mein Wort gegeben, nicht weiter darüber zu sprechen", erwiderte ich.

Nun versuchte ich, ihn bei der Eitelkeit zu fassen, und sagte zu ihm:

„Du mußt bedenken, daß du gewissermaßen ein Fahnenträger für die künftigen Geschlechter bist. Wenn du unterliegst, wirst du allen Schriftstellern in England ihren Weg noch schwerer machen, obwohl er weiß Gott schon schwer genug ist. Du wirst die Zeiger der Uhr um fünfzig Jahre zurückstellen."

Fast schien es, als hätte ich ihn überredet, denn er fragte mich:

„Was bleibt mir denn sonst noch übrig, Frank? Sag' mir, was du für das ratsamste hältst, und was ich tun soll."

„Ins Ausland gehen", erwiderte ich, „geh mit deiner Frau ins Ausland und überlaß es Queensberry und seinem Sohn, ihre eigenen elenden Zerwürfnisse allein auszufechten; sie sind einander würdig."

„Ach, Frank", rief er, „das kann ich doch nicht tun."

„Beschlafe es dir", erwiderte ich; „das will ich auch tun, dann können wir morgen oder übermorgen alles noch einmal besprechen."

„Aber ich muß mich morgen früh entschieden haben, Frank", sagte er nachdenklich.

„Bernard Shaw speist morgen mittag mit mir im Café Royal", erwiderte ich. Er machte eine ungeduldige Kopfbewegung.

„Er pflegt ja meist zeitig fortzugehen", fuhr ich fort, „und wenn du nach drei Uhr hinkommen willst, können wir uns darüber unterhalten und alles in Erwägung ziehen."

„Kann ich Bosie mitbringen?" fragte er mich.

„Das möchte ich lieber nicht", erwiderte ich, „aber ich überlasse es dir, das zu machen, wie du willst. Meinetwegen kann jeder hören, was ich zu sagen habe." Mit diesen Worten trennten wir uns.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber am nächsten Tage beim Mittagessen plauderten wir beide — Shaw und ich — so angeregt, daß wir noch bei Tisch saßen, als Oscar eintrat. Ich wollte sie miteinander bekannt machen, aber sie waren schon früher zusammengetroffen. Shaw stand auf, um sich sogleich zu entfernen, als Oscar ihm mit gewohnter Höflichkeit die Versicherung gab, daß er sich über sein Verweilen freuen würde.

„Vielleicht hast du dann nichts dagegen, Oscar, daß Shaw meinen Rat mit anhört?"

„Nein, Frank, ich habe nichts dagegen", und er seufzte mit kläglich niedergeschlagener Miene.

Ich weiß es nicht genau und finde auch in meinen Aufzeichnungen nichts darüber vermerkt, ob Bosie Douglas mit Oscar zusammen oder ein wenig später ins Café Royal kam, — jedenfalls hörte er unser Gespräch zum größten Teil mit an. Ich setzte die Sache klipp und klar auseinander:

„Zunächst", sagte ich, „gehen wir von der Gewißheit aus, daß du den Prozeß gegen Queensberry verlieren wirst. Du mußt ihn aufgeben, die Klage sofort fallen lassen. Aber dann kannst du nicht in England bleiben. Wahrscheinlich würde Queensberry immer von neuem über dich herfallen. Ich kenne ihn genau, er ist ein halber Barbar, Mitleid hält er für Schwäche und kennt nicht die geringste Achtung vor anderen Leuten.

„Du solltest ins Ausland gehen und — als höchsten Trumpf — deine Frau mitnehmen. Was nun den erforderlichen Vorwand anbetrifft, würde ich mich an deiner Stelle hinsetzen und an die ‚Times' einen Brief schreiben, wie nur du ihn zu schreiben vermagst. Du müßtest besonders hervorheben, daß der Marquis von Queensberry dich beleidigt hat und du selbstverständlich gerichtliche Hilfe in Anspruch genommen, aber dich sehr bald davon überzeugt hättest, an die falsche Adresse geraten zu sein. Denn kein Geschworenengericht würde einen Wahrspruch gegen einen Vater abgeben, wenn auch sein Unrecht noch so groß wäre. Deshalb bleibe dir keine andere Wahl, als ins Ausland zu gehen und die ganze Arena mit ihren Fechthandschuhen und Seilen, mit ihren Schwämmen und Eimern Lord Queensberry zu überlassen. Du mußt erwähnen, daß du der Schöpfer schöner Kunstwerke, aber kein Ringkämpfer bist, während der Marquis von Queensberry an nichts anderem seine Freude finde als am

Ringkampf. Unter diesen Umständen lehnst du es ab, mit einem Vater zu fechten."

Oscar schien geneigt, meinem Vorschlag nachzukommen. Ich zog Shaw zu Rate, der mir recht gab, da er ebenfalls glaubte, daß der Prozeß höchstwahrscheinlich für Oscar schlecht ablaufen würde. Ein Geschworenengericht würde schwerlich einen Wahrspruch gegen einen Vater abgeben, der seinen Sohn zu schützen bemüht sei. Oscar schien sehr bewegt zu sein. Ich glaube, daß Bosie Douglas zu dieser Zeit erschien. Auf Oscars Wunsch wiederholte ich meine Argumente, und zu meiner Überraschung stand Douglas sofort auf und schrie, während sein junges Gesicht bleich, bösartig und verzerrt aussah:

„Dieser Rat beweist, daß Sie nicht Oscars Freund sind."

„Wie meinen Sie das?" fragte ich ganz erstaunt. Er aber drehte sich um und verließ auf der Stelle den Raum. Zu meiner Überraschung erhob sich Oscar ebenfalls.

„Das ist nicht freundschaftlich von dir, Frank", sagte er in seiner willenlosen Art, „das ist wirklich nicht freundschaftlich."

Ich blickte ihn starr an: er plapperte Douglas' blöde Worte nach.

„Sei nicht albern", sagte ich. Er aber wiederholte:

„Nein, Frank, das ist nicht freundschaftlich", ging zur Tür und verschwand.

Blitzartig wurde mir wenigstens ein Teil der Wahrheit klar. Oscar hatte Douglas niemals verführt, sondern Lord Alfred Douglas trieb Oscar dahin, wo er ihn hinhaben wollte.

Nun wandte ich mich an Shaw:

„Habe ich im Eifer der Beweisführung irgend etwas gesagt, wodurch Oscar oder Douglas sich beleidigt fühlen konnte?"

„Nein", sagte Shaw, „nicht ein einziges Wort: Sie haben sich nichts vorzuwerfen*."

---

* Es freut mich sehr, daß Bernard Shaw unlängst seine Erinnerungen an dieses Gespräch in Druck gegeben hat. Die oben angeführte Schilderung wurde im Jahre 1911 gedruckt, wenn auch nicht veröffentlicht, und im Jahre 1914 veröffentlichte Shaw seine Eindrücke über den Verlauf dieser Unterredung. Die Leser können sich durch einen Vergleich überzeugen, wie weit meine Gesamterzählung glaubwürdig ist. In der Einleitung zu seinem kleinen Theaterstück „The Dark Lady of the Sonnets" schreibt Shaw:

Aber er (Harris) hat Verständnis für den Geschmack und den Wert des Humors. Er war einer der wenigen Literaten, die Oscar Wilde wirklich zu würdigen wußten, obwohl er erst leidenschaftlich für Oscar Partei ergriff, als

Als ich allein war und darüber nachdachte, in welcher Absicht Lord Alfred Douglas Oscar zum Kampf gegen seinen Vater aufhetzte, fand ich des Rätsels Lösung nicht.

Ich war über sein bleiches, erbittertes Gesicht noch mehr verwundert und konnte diesen Eindruck lange Zeit nicht loswerden. Während ich über diese Betrachtungen grübelte, kam mir plötzlich der Gedanke an eine gewisse Ähnlichkeit, eine Verwandtschaft im Ausdruck und in der Wesensart zwischen Lord Alfred Douglas und seinem unglücklichen Vater. Es wollte mir nicht aus dem Sinn gehen — dieses junge, vor Zorn erblaßte Gesicht mit den wilden, haßerfüllten Augen, und auch seine gellende Stimme glich Queensberrys Organ.

---

die Welt ihm in seinem Unglück untreu wurde. Ich war selbst bei einer merkwürdigen Zusammenkunft zwischen Oscar Wilde und Harris zugegen, als dieser kurz vor dem Queensberry-Prozeß seinem Freunde alles das, was unmittelbar nachher geschah, mit wunderbarer Genauigkeit prophezeite und ihm riet, außer Landes zu gehen. Meines Wissens erlebte ich es zum erstenmal, daß sich eine derartige Voraussage als wahr erwies. Wilde gab sich zwar keiner Täuschung über die Torheit dieses ganz selbstlosen Rechtstreits hin, den er nur auf Überreden eingeleitet hätte. Dennoch schätzte er die Macht der gesellschaftlichen Rache, die er gegen sich selbst entfesselte, sehr falsch ein. Denn er glaubte, ihr Einhalt gebieten zu können, wenn er den Herausgeber der ‚Saturday Review' (das war Harris zur damaligen Zeit) zu der Erklärung veranlaßte, daß seines Erachtens der Roman ‚Dorian Gray' ein höchst sittliches Buch sei, was es sicherlich auch ist. Als Harris ihm die Wahrheit voraussagte, warf Wilde ihm vor, daß er ein kleinmütiger Freund sei, der ihn in der Stunde der Not im Stich ließ, und ging im Zorn aus dem Café. Durch seine fast krankhafte Mitleidsfähigkeit wurde Harris davor bewahrt, auch nur den leisesten Groll zu empfinden oder zu bekunden. Und bald wurde Wilde durch die Ereignisse davon überführt, daß jener Rat, den Prozeß einzuleiten, ein Wahnsinn gewesen war, und daß Harris die Verhältnisse vollkommen richtig ermessen hatte.

XIII

OSCAR SCHREITET GEGEN QUEENSBERRY EIN UND UNTERLIEGT

Nicht aus Kraft, sondern aus Schwäche ließ Oscar sich von Lord Alfred Douglas in diesen Konflikt treiben. Und wiederum war es seine Schwäche, die ihn hinderte, die Klage aufzugeben, nachdem sie einmal eingeleitet war. Ein derartiger Entschluß hätte einen Bruch mit seinen Gefährten und Freunden und eine persönliche Willensäußerung bedingt, deren er unfähig war. Und so beantwortete er meine dringenden Vorstellungen immer wieder mit den Worten:

„Ich kann nicht, Frank, ich kann nicht."

Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß die beklagte Partei immer dreister wurde — denn eines Morgens brachte die Presse die Mitteilung, daß Lord Queensberry, anstatt nur seine väterlichen Rechte geltend zu machen und seine Beschuldigung zu beschönigen, entschlossen war, die Verleumdung zu rechtfertigen und zu erklären, daß sie in allen Einzelheiten der Wahrheit entspreche —, konnte Oscar nur in seiner willenlosen Art erwidern:

„Ich kann nichts dagegen machen, Frank, ich kann gar nichts tun, du peinigst mich nur, wenn du mir Unheil prophezeist."

Die Muskeln der Willenskraft, die bei ihm nie stark entwickelt waren, hatte er durch jahrelange Zügellosigkeit zerrüttet, während der Einfluß, der ihn aufpeitschte, stärker war, als ich ahnte. Wie ein Lamm wurde er zur Schlachtbank gejagt.

Obgleich jeder, der überhaupt nachdachte, wissen mußte, daß Queensberry den Prozeß gewinnen würde, glaubten viele Leute, daß Oscar einen glänzenden geistigen Kampf ausfechten und die Ehre, wenn nicht den Wahrspruch für sich erobern würde.

Die Verhandlung fand am 3. April 1895 vor dem Hauptkriminalgericht (Central Criminal Court) statt. Justice Collins* führte

* Justice = Richter.

den Vorsitz, und der Prozeß wurde zuerst in jener äußerlich schicklichen Form und Korrektheit geführt, die eine besondere Eigenart der Engländer ist. Eine Stunde vor Beginn der Verhandlung war der Gerichtssaal überfüllt und selbst für Geld und gute Worte kein Sitz mehr zu haben: sogar nach Stehplätzen war große Nachfrage.

Die beiderseitigen Anwälte waren die besten Vertreter ihres Standes: der Königliche Rat Sir Edward Clarke sowie die Herren Charles Mathews und Travers Humphreys vertraten den Kläger, während der Königliche Rat Carson mit den Herren G. C. Gill und A. Gill den Beklagten vertrat. Der Königliche Rat Besley und Mr. Monckton wohnten der Verhandlung im Interesse der Brüder Lord Douglas of Hawick und Lord Alfred Douglas bei.

In Erwartung des Vorsitzenden wurde das Stimmengewirr im Gerichtssaal sehr vernehmlich, alle waren einstimmig der Meinung, daß Sir Edward Clarkes Vertretung für Oscar einen Vorteil bedeutete. Damals war Mr. Carson noch nicht so bekannt wie in späterer Zeit; er galt für einen scharfsinnigen Iren, der sich die Sporen erst noch verdienen mußte. Manche Leute wußten, daß er Oscars Schulkamerad gewesen war und sich im Trinity College in der zweiten Klasse ebenso ausgezeichnet hatte wie Oscar in der ersten. Es wurde auch behauptet, daß er Oscar den Ruhm seiner glänzenden Begabung nicht gönnte.

Plötzlich gebot der Gerichtsschreiber der Versammlung mit lauter Stimme Ruhe.

Als der Vorsitzende erschien, erhoben sich alle von ihren Plätzen, und Sir Edward Clarke gab unter lautlosem Schweigen seine Erklärungen im Namen der klägerischen Partei ab. Mit seinem bleichen Gesicht, der langen Oberlippe und dem würdevollen Backenbart glich der kleine Mann ganz genau einem Nonkonformisten-Pfarrer aus vergangenen Zeiten, aber seine Tonart und sein Benehmen waren modern — ruhig und gesellschaftsmäßig. „Die Anklage", sagte er, „laute dahin, daß der Beklagte eine unwahre und gehässige Verleumdung gegen Mr. Oscar Wilde an die Öffentlichkeit gebracht habe. Die Verleumdung sei in Form einer Karte erfolgt, die Lord Queensberry in einem Klub abgegeben habe, zu dessen Mitgliedern Mr. Wilde gehöre: sie könnte nicht gerechtfertigt werden, es sei denn, daß die auf der Karte stehenden Behauptungen der Wahrheit entsprächen. Jedoch

wäre es möglich gewesen, diese Karte mit einem starken, wenn auch falschen Gefühl von seiten des Vaters zu entschuldigen. Aber durch den Schriftsatz, den der Beklagte dem Gericht eingereicht hatte, waren ernstere Fragen heraufbeschworen worden. Er besagte, daß die Behauptung wahr und im allgemeinen Interesse erfolgt wäre. Außerdem enthielt der Schriftsatz eine Reihe von Beschuldigungen (bei diesen Worten lauschten alle atemlos) mit den Namen bestimmter Personen, von denen behauptet wurde, daß Mr. Wilde sie zu groben Verfehlungen verleitet und sich mit allen und jedem unsittlicher Handlungen strafbar gemacht hatte . . ." Mein Herz schien stillzustehen, denn meine schlimmsten Ahnungen waren mehr als gerechtfertigt. Dumpf vernahm ich Clarkes Stimme, „schwere Verantwortlichkeit . . . ernste Belastungen . . . glaubhafte Zeugen . . . Mr. Oscar Wilde ist Sir William Wildes Sohn . . ." Eintönig sprach die Stimme weiter, und ich erwachte zu fieberhafter geistiger Klarheit. Queensberry hatte die Verteidigung zur Anklage umgewandelt. Weshalb hatte er das Wagnis unternommen? Wer hatte ihm diese neuen und genauen Auskünfte erteilt? Ich hatte das Gefühl, daß Oscar nichts anderes zu erwarten hatte als bedingungslose Vernichtung. Konnte man irgend etwas unternehmen? Er konnte selbst jetzt noch ins Ausland gehen, — selbst jetzt noch. Und so beschloß ich, noch einmal den Versuch zu machen und ihn zur Flucht zu bewegen.

Von diesen leidenschaftlichen Gedankenbildern wandte sich mein Interesse wieder der Wirklichkeit zu. Würde Sir Edward Clarke den Fall ausfechten, wie er ausgefochten werden mußte? Er hatte zuerst von der Freundschaft zwischen Oscar Wilde und Lord Alfred Douglas und auch von der Freundschaft zwischen Oscar Wilde und Lady Queensberry gesprochen, deren Ehe auf ihr eigenes Gesuch von dem Marquis geschieden worden war. Würde er nun zu der Schilderung der schrecklichen gegenseitigen Abneigung zwischen Lord Alfred Douglas und seinem Vater übergehen und dartun, wie Oscar in diesen bösen Familienzwist hineingezogen worden war? Nach der Auffassung des Juristen hatte das nicht viel mit dem Prozeß zu tun.

Anstatt dessen bekamen wir einen trockenen Bericht über die Tatsachen zu hören, die ich bereits in meiner Erzählung auseinandergesetzt habe. Der Pförtner des Albemarle-Club, namens Wright, wurde aufgerufen, um auszusagen, daß Lord Queensberry

ihm die beigebrachte Karte eingehändigt hatte. Der Zeuge hatte sich die Karte angesehen und sie nicht verstanden, er steckte sie aber in einen Briefumschlag und übergab sie Mr. Wilde.

Dann wurde Mr. Oscar Wilde aufgerufen und betrat den Zeugenstand. Er sah etwas feierlich aus, benahm sich aber ruhig und ernst. Sir Edward Clarke ging in aller Kürze die einzelnen Vorgänge seines Lebens mit ihm durch: seine Erfolge auf der Schule und Universität, die Erpressungsversuche, die gegen ihn unternommen worden waren, und Lord Queensberrys Beleidigungen. Dann beschäftigte er sich mit den im Schriftsatz der beklagten Partei enthaltenen Bezichtigungen hinsichtlich seines Verhältnisses zu verschiedenen Personen. Mr. Oscar Wilde gab die Erklärung ab, daß an keiner dieser Behauptungen etwas Wahres sei. Hierauf setzte sich Sir Edward Clarke; Carson erhob sich, und der Zweikampf auf Leben und Tod nahm seinen Anfang.

Mr. Carson berichtete, daß Oscar Wilde vierzig Jahre und Lord Alfred Douglas vierundzwanzig Jahre alt sei. Bis zu jener Unterredung in der Tite Street habe Lord Queensberry freundlich mit Mr. Wilde verkehrt.

„Hatte Mr. Wilde für die Zeitschrift ‚The Chameleon' Beiträge verfaßt?"

„Ja."

„Hatte er für diese Zeitschrift die Erzählung ‚The Priest and the Acolyte' verfaßt?"

„Nein."

„War diese Erzählung unsittlich?"

Zur allgemeinen Belustigung erwiderte Oscar:

„Viel schlimmer als unsittlich, sie war schlecht geschrieben", aber in dem Gefühl, daß diese spöttische Bemerkung dem Ernst des Anlasses nicht entsprach, fügte er hinzu:

„Sie war in jeder Beziehung anstößig und nichts als Faselei."

Er gab ohne weiteres zu, daß er sein Mißfallen an dieser Erzählung nicht geäußert hatte; es war unter seiner Würde, „sich mit den Ergüssen eines literarisch unwissenden Studenten zu befassen".

„Hat Mr. Wilde jemals daran gedacht, daß seine Schriften zur Unsittlichkeit reizen könnten?"

Oscar gab die Erklärung ab, daß er weder das Gute, noch das Böse als Ziel betrachtet habe, sondern bemüht gewesen sei, etwas

Schönes zu gestalten. Über die unsittliche Gedankenrichtung des Artikels in der Zeitschrift „The Chameleon" befragt, erwiderte er, „daß es gedanklich keine Moral und Unmoral gebe". Ein verständnisvolles und beifälliges Gemurmel ging durch den Saal; der Verstand ist von Grund aus amoralisch.

In dieser Weise übertrumpfte er Mr. Carson zu wiederholten Malen.

„Ein Kunstwerk bringt niemals Anschauungen zum Ausdruck. Anschauungen sind etwas für Philister und nicht für Künstler . . ."

„Was halten Sie von dieser Anschauung?"

„Von keiner Anschauung halte ich etwas, — abgesehen von meiner eigenen."

Während dieser ganzen Zeit war Mr. Carsons Stoßkraft für einen Gegner berechnet gewesen, der mit ihm auf gleicher Stufe stand. Aber Oscar Wilde war ihm überlegen, und kein einziger Schlag verfing. Überdies wurde Oscar von einem Augenblick zum anderen unbefangener, und der Kampf schien sich vollkommen zu seinen Gunsten zu wenden. Schließlich ging Carson zu dem Roman „Dorian Gray" über und begann ein Kreuzverhör in bezug auf einzelne Stellen.

„Sie sprechen da von einem Mann, der einen anderen anbetet. Haben Sie jemals irgendeinen Mann angebetet?"

„Nein", erwiderte Oscar in aller Ruhe, „ich habe außer meiner eigenen Person nie jemand angebetet."

Die Versammlung brach in schallendes Gelächter aus, und Oscar fuhr fort:

„Es gibt, wie ich zu meinem Bedauern sagen muß, Menschen auf der Welt, welche kein Verständnis für die tiefe Zuneigung haben, die der Künstler für einen mit Schönheit begabten Freund empfinden kann."

Dann wurde er über seinen (hier bereits angeführten) Brief an Lord Alfred Douglas befragt. Es sei ein Gedicht in Prosa, das er als Antwort auf ein Sonett geschrieben habe, lautete seine Aussage. In dieser Tonart habe er niemals an andere Leute — und auch an Lord Alfred Douglas nur dieses eine Mal geschrieben, da er in der Ausdrucksform keine Wiederholungen liebe.

Darauf verlas Mr. Carson einen zweiten, von Oscar Wilde an Lord Alfred Douglas gerichteten Brief, der ihre Beziehungen mit außerordentlicher Deutlichkeit schildert und folgenden Wortlaut hat:

Savoy Hotel
Victoria Embankment, London.

Mein einzig geliebter Junge!

Dein Brief war köstlich, er wirkte wie roter und weißer Wein auf mich, aber ich bin traurig und ganz aus dem Gleise. Du darfst mir keine Szenen machen, Bosie, sie bringen mich um und zerstören die Lieblichkeit des Lebens. Ich kann Dich in Deiner griechischen Schönheit und Anmut nicht vom Zorne entstellt sehen. Ich kann nicht hören, daß Deine feingeschwungenen Lippen mir abscheuliche Worte sagen. Lieber möchte ich — („das nächste Wort ist nicht zu entziffern", fuhr Mr. Carson fort, „aber ich will den Zeugen fragen*") — als daß Du böse, ungerecht und haßerfüllt bist ... Ich muß Dich bald sehen. Du bist das göttliche Wesen, dessen ich bedarf, das Wesen voller Genialität und Schönheit; aber ich weiß nicht, wie ich das bewerkstelligen kann. Soll ich nach Salisbury kommen? Meine hiesige Wochenrechnung beträgt £ 49. Ich habe auch ein neues Wohnzimmer bekommen ... Weshalb bist Du nicht hier, mein lieber, mein herrlicher Junge? Ich fürchte, daß ich fort muß — kein Geld, keinen Kredit und ein bleischweres Herz.

Der Deinige
Oscar.

Oscar erklärte, daß dieser Brief ein Ausdruck seiner zärtlichen Verehrung für Lord Alfred Douglas war.

„Sie haben gesagt", fuhr Mr. Carson fort, „daß alle Angaben über andere Personen in dem vom Beklagten zu seiner Rechtfertigung eingereichten Schriftsatz unwahr seien. Halten Sie diese Aussage noch aufrecht?"

„Jawohl."

Hier machte Mr. Carson eine Pause und blickte den Vorsitzenden an. Justice Collins legte seine Akten zusammen und verkündete, daß das Kreuzverhör am nächsten Tage seinen Fortgang nehmen würde. Als der Vorsitzende hinausging, setzten sich im ganzen Saal alle Zungen in Bewegung. Oscar wurde von seinen Freunden umringt, die ihn beglückwünschten und in freudiger Stimmung waren.

* Die Worte, die Mr. Carson nicht lesen konnte, lauteten: Lieber möchte ich mich ausrauben lassen. (Im englischen Original steht das Wort „rent", ein Slang-Ausdruck für „erpressen".)

Ich war weniger beglückt und ging fort, um über die Sache nachzudenken. Aber ich bemühte mich, guten Mutes zu bleiben, indem ich der humoristischen Bemerkungen gedachte, die Oscar beim Kreuzverhör gemacht hatte. So versuchte ich, mir selbst einzureden, daß alles den besten Verlauf nahm. Aber in einem verborgenen Winkel meines Geistes regte sich das Bewußtsein, daß Oscars Antworten, so charakteristisch und geschickt sie zum großen Teil waren, auf die Geschworenen ihren Eindruck verfehlt hatten und sogar eher dazu angetan waren, sie gegen ihn einzunehmen. Er hatte sich auf den rein künstlerischen Standpunkt gestellt und nicht versucht, darüber hinauszugehen und eine Synthese zu erzielen, welche sowohl die philiströsen Geschworenen, als das denkende Publikum und den Vorsitzenden für sich gewinnen konnte.

Mr. Carson stand in engerer Fühlung mit den Geschworenen, da seine geistige Stufe der ihrigen ähnlicher war, und seine letzten Worte enthielten eine furchtbare Drohung. Morgen — sagte ich mir — wird sich sein Verhör nicht mit Büchern, sondern mit Menschen beschäftigen. Bei der literarischen Frage hatte er keinen Erfolg zu verzeichnen, aber es war richtig, sie zur Erörterung heranzuziehen. Die von ihm angeführten Stellen und insbesondere Oscars Briefe an Lord Alfred Douglas hatten ein starkes Vorurteil bei den Geschworenen wachgerufen. Meines Erachtens hätten sie nicht in diesem Sinne wirken dürfen, aber es war der Fall gewesen. Die Verachtung, die ich für das Gerichtswesen empfand, verstärkte sich: diese zwölf Geschworenen waren dem Beschuldigten in keiner Weise ebenbürtig, wie durften sie ihm das Urteil sprechen? — —

Der zweite Verhandlungstag unterschied sich wesentlich von dem ersten. Eine düstere Stimmung schien über dem Gerichtssaal zu liegen, und Oscar betrat den Zeugenstand, als hätte es sich um die Anklagebank gehandelt; er hatte seine ganze Spannkraft eingebüßt. Mr. Carson machte sich mit augenscheinlichem Behagen zum Kreuzverhör bereit. Schon aus seinem Benehmen konnte man ersehen, daß er auf die Dinge zu sprechen kam, die er als die Stärke seines Rechtsgrundes betrachtete. So begann er, Oscar über seine vertraulichen Beziehungen zu einem gewissen Taylor zu befragen.

„Ist Taylor in Ihrem Hause und in Ihren Zimmern gewesen?“

„Ja."

„Sind Sie nachmittags in Taylors Wohnung zu Teegesellschaften gewesen?"

„Ja."

„Ist Ihnen Taylors Wohnung besonders aufgefallen?"

„Es war eine sehr hübsche Wohnung."

„Haben Sie sie jemals — selbst bei Tage — in anderer Beleuchtung gesehen als im Kerzenlicht?"

„Ich glaube. Das weiß ich nicht genau."

„Sind Sie dort jemals mit einem jungen Mann namens Wood zusammen gewesen?"

„Einmal."

„Sind Sie dort jemals zum Tee mit Sidney Mavor zusammengewesen?"

„Das kann möglich sein."

„In welchem Verhältnis standen Sie zu Taylor?"

„Taylor war ein Bekannter von mir, er ist ein kluger und gebildeter junger Mann, der eine gute englische Schule besucht hat."

„Haben Sie gewußt, daß Taylor unter polizeilicher Beobachtung stand?"

„Nein."

„Haben Sie gewußt, daß Taylor zusammen mit einem gewissen Parker bei einer Razzia verhaftet worden ist, die im vorigen Jahre gegen ein Haus am Fitzroy Square unternommen wurde?"

„Davon habe ich in der Zeitung gelesen."

„Hat Sie das veranlaßt, Ihren Verkehr mit Taylor abzubrechen?"

„Nein, Taylor erklärte mir, daß er zu einer Tanzgesellschaft in dieses Haus gegangen war, und daß die Behörde die gegen ihn erhobene Anklage fallen ließ."

„Haben Sie Taylor veranlaßt, Abendgesellschaften für Sie zu veranstalten, um mit jungen Männern zusammenzukommen?"

„Nein; ich habe mit Taylor in einem Restaurant zu Abend gespeist."

„Wieviel junge Männer hat Taylor mit Ihnen bekannt gemacht?

„Im ganzen waren es fünf."

„Haben Sie diesen fünf jungen Leuten Geld gegeben oder Geschenke gemacht?"

„Das kann wohl sein."

„Haben sie Ihnen irgend etwas geschenkt?“

„Nein.“

„War unter den fünf Männern, mit denen Taylor Sie bekannt gemacht hat, nicht ein gewisser Parker?“

„Ja.“

„Haben Sie freundschaftliche Beziehungen mit ihm angeknüpft?“

„Ja.“

„Haben Sie ihn ‚Charlie‘ genannt und ihm gestattet, Sie ‚Oscar‘ zu nennen?“

„Ja.“

„Wie alt war Parker?“

„Ich führe keine Tabelle über das Alter der Leute; es wäre unfein, die Leute nach ihrem Alter zu fragen.“

„Wo sind Sie zum erstenmal mit Parker zusammengekommen?“

„Ich lud Taylor ein, meinen Geburtstag bei Kettner* mit mir zu feiern, und sagte ihm, daß er so viel Freunde mitbringen könnte, wie er wollte. Darauf brachte er Parker und dessen Bruder mit.“

„Haben Sie gewußt, daß Parker ein stellenloser Kammerdiener und daß sein Bruder Stallknecht war?“

„Nein, das habe ich nicht gewußt.“

„Aber Sie haben gewußt, daß Parker keine literarische Persönlichkeit und kein Künstler, und daß die Kultur nicht seine starke Seite war?“

„Ja, das habe ich gewußt.“

„Was hatten Sie denn für Berührungspunkte mit Charlie Parker?“

„Mir gefallen die Leute, die jung, frisch, glücklich, sorglos und eigenartig sind. Sie gefallen mir nicht, wenn sie vernünftig und wenn sie alt sind. Standesunterschiede irgendwelcher Art gefallen mir nicht, und schon die Jugend an sich ist für mich etwas so Wundervolles, daß ich lieber eine halbe Stunde mit einem jungen Mann plaudern möchte, als mich von einem ältlichen Königlichen Rat kreuz und quer ausfragen lassen.“

Alle lächelten über diesen Bescheid.

„Haben Sie eine Wohnung am St. James Place gehabt?“

„Ja, vom Oktober 93 bis zum April 94.“

---

* Ein berühmtes italienisches Restaurant im Soho-Viertel, in dem sich mehrere „reservierte Zimmer“ befanden.

„Ist Parker dorthin gekommen, um mit Ihnen Tee zu trinken?"

„Ja."

„Haben Sie ihm Geld gegeben?"

„Ich habe ihm drei oder vier Pfund gegeben, weil er mir gesagt hat, daß er in Verlegenheit sei."

„Was hat er Ihnen als Entgelt gegeben?"

„Nichts."

„Haben Sie Charlie Parker zu Weihnachten ein silbernes Zigarettenetui geschenkt?"

„Das habe ich getan."

„Haben Sie ihn eines Nachts um 1/21 Uhr im Park Walk in Chelsea besucht?"

„Das habe ich nicht getan."

„Haben Sie irgendwelche schönen Gedichte in Prosa für ihn verfaßt?"

„Ich glaube nicht."

„Haben Sie gewußt, daß Charlie Parker sich zum Heeresdienst gemeldet hatte?"

„Das habe ich gehört."

„Was haben Sie getan, als Sie hörten, daß Taylor verhaftet wurde?"

„Ich war sehr betrübt und habe ihm geschrieben, um ihm das zu sagen."

„Wann sind Sie zum erstenmal mit Fred Atkins zusammengekommen?"

„Im Oktober oder November 92."

„Hat er Ihnen gesagt, daß er bei einer Buchmacherfirma angestellt war?"

„Das kann wohl sein."

„Er war kein Literat oder Künstler, nicht wahr?"

„Nein."

„Wie alt war er?"

„Neunzehn oder zwanzig Jahre."

„Haben Sie ihn zum Abendessen bei Kettner eingeladen?"

„Ich glaube, daß ich bei Kettner einmal mit ihm zum Abendessen zusammengewesen bin."

„Ist Taylor bei dem Abendessen zugegen gewesen?"

„Das kann wohl sein."

„Sind Sie später mit ihm zusammengewesen?"

„Das bin ich."

„Haben Sie ihn ‚Fred' genannt und sich von ihm ‚Oscar' nennen lassen?"

„Ja."

„Sind Sie mit ihm nach Paris gefahren?"

„Ja."

„Haben Sie ihm Geld gegeben?"

„Ja."

„Ist zwischen Ihnen jemals etwas Ungehöriges vorgekommen?"

„Nein."

„Wann sind Sie zum ersten Male mit Ernest Scarfe zusammengekommen?"

„Im Dezember 1893."

„Wer hat Sie mit ihm bekannt gemacht?"

„Taylor."

„Scarfe war stellenlos, nicht wahr?"

„Das kann wohl sein."

„Hat Taylor Scarfe zu Ihnen nach dem St. James Place mitgebracht?"

„Ja."

„Haben Sie Scarfe ein Zigarettenetui geschenkt?"

„Ja, ich hatte die Gewohnheit, Leute, die ich gern hatte, mit Zigarettenetuis zu beschenken."

„Wann sind Sie zum erstenmal mit Mavor zusammengekommen?"

„Im Jahre 93."

„Haben Sie ihm Geld oder ein Zigarettenetui geschenkt?"

„Ein Zigarettenetui."

„Haben Sie Walter Grainger gekannt?" ...

In dieser Tonart ging es weiter, bis selbst die Luft im Gerichtssaal mit Gespenstern erfüllt zu sein schien.

Im ganzen hielt sich Oscar bei dem Kreuzverhör sehr gut, — bis auf eine entsetzliche Entgleisung.

Mr. Carson bedrängte ihn mit seinen Fragen über die Beziehungen zu dem jungen Grainger, der in Lord Alfred Douglas' Wohnung in Oxford bedienstet war:

„Haben Sie ihn jemals geküßt?"

Da gab Oscar die unüberlegte Antwort: „Ach du meine Güte, nein! Er war ein besonders unansehnlicher Junge. Leider war er überaus häßlich, deshalb tat er mir leid."

„Haben Sie ihn aus diesem Grunde nicht geküßt?"

„Ach, Mr. Carson, Sie sind im Interesse Ihrer Sache recht dreist."

„Sagten Sie das zur Bekräftigung Ihrer Angabe, daß Sie ihn nie geküßt haben?"

„Nein. Es ist eine kindische Frage."

Aber Carson ließ sich nicht zurückschrecken. Wie ein Terrier sprang er immer wieder los:

„Herr, weshalb haben Sie erwähnt, daß dieser Junge überaus häßlich war?"

„Aus folgendem Grunde: wenn ich gefragt würde, weshalb ich eine Fußmatte nicht geküßt habe, so müßte ich auch antworten, weil ich nicht gern Fußmatten küsse" ...

„Weshalb haben Sie seine Häßlichkeit erwähnt?"

„Es ist lächerlich, daran zu denken, daß etwas Derartiges unter irgendwelchen Umständen vorkommen könnte."

„Ich frage Sie, weshalb haben Sie dann seine Häßlichkeit erwähnt?"

„Weil Sie mich mit einer beleidigenden Frage beleidigt haben."

„War das ein Grund, um zu sagen, daß der Junge häßlich war?"

(Hier fing der Zeuge verschiedene, fast unverständliche Antworten an, die er jedoch alle nicht zu Ende führte. In dem Bemühen, seine Gedanken zu sammeln, wurde er durch Mr. Carsons schneidende, grell betonte, wiederholte Worte: „Weshalb, weshalb, weshalb haben Sie das hinzugesetzt?" nicht gerade unterstützt.) Endlich erfolgte die Antwort des Zeugen:

„Sie reizen mich und beleidigen mich, und da drückt man sich eben manchmal leichtsinnig aus."

Dann erfolgte das nochmalige Verhör von Sir Edward Clarkes Seite, das Lord Alfred Douglas' Haß gegen seinen Vater in ein sehr helles Licht rückte. Es wurden Briefe verlesen, und in einem dieser Briefe behauptete Lord Queensberry, daß Oscar sich geradezu feige benommen hatte, als er ihm seinen Besuch machte. Und man hatte die Empfindung, daß diese Bemerkung vermutlich der Wahrheit entsprach: in diesem Punkte konnte man sich auf Queensberrys Wort verlassen.

Bei dem nochmaligen Verhör beschäftigte sich Sir Edward Clarke hauptsächlich mit zwei jungen Leuten namens Shelley und Conway, die zufällig von Mr. Carson übergangen worden waren. In Beantwortung seiner Fragen sagte Oscar aus, daß

Shelley bei den Verlagsbuchhändlern Mathews und Lane angestellt sei. Shelley hatte sehr viel Verständnis für die Literatur und den lebhaften Wunsch, sich Bildung anzueignen. Shelley hatte alle seine Bücher gelesen und Gefallen daran gefunden. Shelley hatte bei ihm und seiner Frau in der Tite Street gespeist. Shelley war in jeder Beziehung ein „gentleman": er war nie mit Charlie Parker ins Savoy Hotel gegangen.

Als das Verhör bis zu diesem Punkte gekommen war, wünschte einer der Geschworenen zu wissen, ob der Zeuge über die Tendenz des in der Zeitschrift „The Chameleon" erschienenen Artikels „The Priest and the Acolyte" unterrichtet war.

„Davon habe ich nichts gewußt, es war für mich eine furchtbare Überraschung."

Diese Antwort stand in seltsamem Gegensatz zu der leichtfertigen Tonart der Erwiderung, die er am vorhergehenden Tage auf dieselbe Frage gegeben hatte.

Durch das nochmalige Verhör wurde Oscars Lage nicht verbessert: die Tatsachen blieben unverändert bestehen, und bei jedem Zuhörer blieb zum mindesten ein Argwohn zurück.

Sir Edward Clarke verkündete, daß damit die Beweisaufnahme für die klägerische Partei beendigt sei, worauf sich Mr. Carson erhob, um die einleitende Rede für die beklagte Partei zu halten. Ich zitterte vor Furcht.

Er erkannte zunächst die schwere Verantwortlichkeit an, die auf Lord Queensberry lastete, der bereit wäre, sie im vollsten Maße zu übernehmen. Lord Queensberry wäre berechtigt, alles zu tun, was in seinen Kräften stand, um einen Verkehr, der für seinen Sohn verhängnisvoll sein mußte, zu hintertreiben. Mr. Carson wünschte die Geschworenen auf die Tatsache aufmerksam zu machen, daß alle diese jungen Leute, mit denen Mr. Wilde verkehrte, entlassene Diener oder Stallknechte waren, die sich alle fast in demselben Alter befanden. Und er bat die Geschworenen auch zu beachten, daß Taylor, um den sich die ganze Angelegenheit drehte, noch nicht als Zeuge aufgerufen worden war. Weshalb nicht? Er wies die Geschworenen darauf hin, daß derselbe Gedanke, der in der Erzählung „The Priest and the Acolyte" entwickelt wurde, in Oscar Wildes Briefen an Lord Alfred Douglas enthalten sei, und daß derselbe Gedanke wiederum in Lord Alfred Douglas' Gedicht „The Two Loves" zu finden sei, das in „The

Chameleon" erschienen war. Er führte ferner aus, daß der Priester in der Erzählung „The Priest and the Acolyte" — als der Knabe in seinem Bett* entdeckt wird — dieselbe Entschuldigung geltend macht wie Mr. Wilde, nämlich daß die Welt für die Schönheit dieser Liebe kein Verständnis habe. Derselbe Gedanke wäre wiederum in dem Roman „Dorian Gray" zu finden, — und er las zur Bekräftigung zwei oder drei Stellen aus dem Buche vor. Ferner hätte Mr. Wilde seinen Brief an Lord Alfred Douglas als ein Sonett in Prosa bezeichnet. Er möchte ihn dem Gerichtshof noch einmal vorlesen, — und er verlas die beiden Briefe. „Mr. Wilde findet sie schön", fuhr er fort, „ich nenne sie ein abscheuliches Dokument ekelhafter Unsittlichkeit."

Bei diesen Worten legte der Vorsitzende wiederum seine Akten zusammen und flüsterte mit ruhiger Stimme, daß die Verhandlung auf morgen vertagt würde. Sprach's und verließ den Saal.

Mr. Carson hatte an diesem Tage den Siegespreis davongetragen, während Oscar den Zeugenstand in niedergeschlagener Stimmung verließ. Ein oder zwei Freunde gingen auf ihn zu, aber die Mehrzahl hielt sich fern, und in fast lautlosem Schweigen schlüpften alle aus dem Saal. Merkwürdigerweise blieb mir noch ein einziger kleiner Hoffnungsschimmer. Mr. Carson legte noch immer großes Gewicht auf den Artikel in „The Chameleon" und vereinzelte Stellen des Romans „Dorian Gray", auf Oscars Briefe an Lord Alfred Douglas und Lord Alfred Douglas' Gedichte in der eben erwähnten Zeitschrift. Meines Erachtens mußte er einsehen, daß das alles äußerst hinfällig war; man konnte darauf rechnen, daß Sir Edward Clarke derartige Argumente, die sich auf literarische Arbeiten stützten, vollkommen entkräften würde. Derartige Dinge boten Anlaß zu reichlich berechtigtem Zweifel.

Weshalb hatte Mr. Carson nicht einige der von ihm erwähnten jungen Leute als Zeugen aufgerufen? Würde er in der Lage sein, das zu tun? Er nannte Taylor den Mann, „um den sich die ganze Angelegenheit drehte", und stichelte gegen die klägerische Partei, weil sie Taylor nicht als Zeugen aufgerufen hatte. Würde er Taylor als Zeugen aufrufen? Und wenn ihm derartige Zeugen zu Gebote

---

* Hier liegt von Mr. Carsons Seite ein Irrtum vor. Die Geschichte enthält keinen derartigen Zwischenfall; der Fehler dient nur zum Beweis seiner Voreingenommenheit.

und zur Verfügung standen, weshalb legte er dann solches Gewicht auf das haltlose, hinfällige Beweismaterial, das aus Stellen in Wildes Büchern, aus Gedichten und Briefen entnommen werden mußte? Das eine stand fest: wenn er in der Lage war, irgendeinen der jungen Leute, über die er Oscar vernommen hatte, als Zeugen aufzurufen, dann war Oscar verloren. Und auch wenn er seine Verteidigung auf die Briefe und Gedichte stützte, würde er Sieger bleiben und Oscars Ruf vernichtet werden. Denn es stand bereits fest, daß kein Geschworenengericht einen Wahrspruch zugunsten Oscar Wildes gegen einen Vater abgeben würde, der seinen Sohn zu schützen bemüht war. Die Sache war in eine furchtbare Sackgasse geraten: würde Oscar ganz zugrunde gerichtet werden oder nur den Prozeß und seinen guten Namen verlieren? Nur noch sechzehn Stunden brauchten wir uns zu gedulden, und mir schien es, als bargen sie die letzte Hoffnung.

In der Erwartung, Oscar zu sprechen, fuhr ich nach der Tite Street. Ich war überzeugt, daß Carson über wichtige Zeugen verfügte und der Prozeß einen unglücklichen Ausgang nehmen würde. Weshalb sollte Oscar nicht selbst jetzt noch, an demselben Abend, nach Calais hinüberfahren und für seinen Rechtsbeistand sowie für den Gerichtshof die schriftliche Mitteilung zurücklassen, daß er von dieser unsinnigen Klage Abstand nahm?

Das Haus in der Tite Street schien verödet zu sein. Mein Klopfen und Klingeln blieb geraume Zeit unbeantwortet, bis sich ein Diener zeigte, der mir ganz einfach den Bescheid gab, daß Mr. Wilde nicht zugegen sei. Er wußte nicht, ob Mr. Wilde zurückerwartet würde oder nicht; er glaubte nicht, daß er zurückkommen würde. Ich machte kehrt, um nach Hause zu gehen, und dachte, daß Oscar mir wahrscheinlich wieder sagen würde:

„Ich kann nichts, gar nichts machen, Frank." —

Am nächsten Morgen war die Stimmung im Gerichtssaal gemütlich, ja sogar munter. Auf allen Bänken saßen junge Barristers, die sämtlich davon durchdrungen waren, daß die Zeugenaussagen das sein würden, was einer von ihnen ‚heiter' nannte. Jeder betrachtete den Fall als bereits erledigt.

„Aber Carson wird doch Zeugen aufrufen?" fragte ich.

„Freilich wird er das tun", wurde mir geantwortet, „aber auf jeden Fall ist es um Wilde so bestellt, daß er nicht die geringste Aussicht hat, einen Wahrspruch zu Queensberrys Ungunsten zu

erzielen; er war ein hanebüchener Narr, daß er eine solche Klage angestrengt hat."

„Es fragt sich, ob Wilde seinen Mann stehen wird", sagte irgend jemand.

Mein Herz pochte vor Freude. Vielleicht war er fort, vielleicht bereits nach Frankreich geflüchtet, um dieser schrecklichen, zwecklosen Marter zu entgehen. Ich sah die Meute mit offenem Maule, mit speichelnden weißen Hauern und gierigen Augen vor mir, die insgesamt das wehrlose Wild umzingelte. Würde der Jäger das Zeichen geben? Darüber sollten wir nicht lange im Zweifel bleiben.

Mr. Carson setzte seine Darlegungen für die beklagte Partei fort. Seines Erachtens hätte er den Geschworenen hinlänglich bewiesen, daß Lord Queensberry, soweit er in Betracht kam, unbedingt berechtigt war, auf die von ihm gewählte Art einen Wendepunkt in den Beziehungen zwischen Mr. Oscar Wilde und seinem Sohn herbeizuführen. Es trat eine dramatische Pause ein.

Dann, nach einem Augenblick, nahm der geschickte Advokat von neuem das Wort: leider müßte er nun den peinlicheren Teil des Falles berühren. Es wäre seine peinliche Pflicht, ihnen jetzt die jungen Leute, über die er Mr. Wilde vernommen hatte, einzeln vorzuführen und von ihnen zu hören, was sie zu berichten hätten. Keiner dieser jungen Leute stehe in irgendeiner Hinsicht mit Mr. Wilde auf gleichem Fuße. Mr. Wilde habe ihnen gesagt, daß die Jugend etwas Schönes und Reizvolles an sich habe, das ihn dazu bewog, diese Bekanntschaften zu machen. Das sei eine Entstellung der Tatsachen. Mr. Wilde zog es vor, über diese jungen Leute und ihr Vorleben nichts wissen zu wollen. Er wußte nichts über Wood; er wußte nichts über Parker; er wußte nichts über Scarfe, nichts über Conway und nicht viel über Taylor. In Wirklichkeit war Taylor Mr. Wildes Kuppler; die Geschworenen würden von diesem jungen Parker, der ihnen seine unglückliche Geschichte vortragen sollte, selbst hören, daß er arm, stellen- und mittellos war und leider Mr. Wilde zum Opfer fiel. (Bei diesen Worten verließ Sir Edward Clarke den Saal.)

An dem Abend ihres ersten Zusammenseins nannte Mr. Wilde Parker bei seinem Vornamen „Charlie", und Parker nannte ihn „Oscar". Es mag ja bei manchen Menschen eine sehr edle Regung sein, wenn sie den Wunsch haben, soziale Schranken niederzureißen, aber Mr. Wildes Verhalten war nicht von großherzigen

Regungen geleitet. Üppige Abendessen und Champagnerwein wären kein Mittel zur Unterstützung eines armen Mannes. Parker werde ihnen mitteilen, daß Mr. Wilde ihn nach diesem ersten Abendessen aufforderte, mit ihm ins Savoy Hotel zu fahren. Mr. Wilde hatte ihnen nicht mitgeteilt, zu welchem Zweck er seine Zimmerflucht im Savoy Hotel gemietet hatte. Parker werde ihnen mitteilen, was sich zutrug, als sie im Hotel eintrafen. Dieses Ärgernis war es, auf das Lord Queensberry bereits in seinem vom Juni oder Juli vorigen Jahres datierten Briefe Bezug nahm. Die Geschworenen würden nicht verwundert sein, daß diese Gerüchte Lord Queensberry zu Ohren kamen, sondern daß Oscar Wilde in der Londoner Gesellschaft so lange geduldet wurde. Parker sei inzwischen in den Heeresdienst getreten und führe sich dort gut. Mr. Wilde hatte selbst gesagt, daß Parker ein achtbarer Mensch wäre. Parker werde ungern als Zeuge auftreten, um den Geschworenen seine Geschichte vorzutragen.

Während dieser ganzen Zeit schien die Versammlung vor Scheu und Staunen erstarrt zu sein, alle fragten sich, was in aller Welt Wilde bewogen hatte, diese Klage einzuleiten. Von welchem Wahnsinn war er getrieben, und weshalb hatte er dem tollen Rat Gehör gegeben, den Prozeß anzustrengen, da er wissen mußte, wie das Beweismaterial geartet war, das gegen ihn beigebracht werden konnte.

Nachdem Mr. Carson somit in Aussicht gestellt hatte, Parker und die übrigen jungen Leute vorzuführen, verstummte er und fing an, seine Akten durchzusehen. Und alle lauschten atemlos, als er seine Rede wieder aufnahm: was sollte nun kommen? In derselben sachlichen und ernsten Art ging er dazu über, den Fall des jungen Conway zu besprechen. Es ergab sich, daß Conway in Worthing mit Mr. Wilde und seiner Familie bekannt geworden war. Conway war sechzehn Jahre alt . . .

In diesem Augenblick kehrte Sir Edward Clarke in Begleitung von Mr. Charles Mathews in den Saal zurück und bat den Vorsitzenden um Erlaubnis, einige Worte mit Mr. Carson zu sprechen. Als diese Unterredung zwischen den Anwälten nach wenigen Minuten beendet war, erhob sich Sir Edward Clarke und teilte dem Vorsitzenden mit, daß er es nach Vereinbarung mit Mr. Oscar Wilde für besser halte, die Klage zurückzuziehen und sich einem auf „Nichtschuldig" lautenden Wahrspruch zu fügen.

Er beschönigte die Niederlage und erklärte, er könne sich in Anbetracht der mit der Literatur und Korrespondenz verbundenen Angelegenheiten dem auf „Nichtschuldig" lautenden Wahrspruch nicht widersetzen, in Berücksichtigung der Tatsache, daß Lord Queensberry keine direkte Beschuldigung ausgesprochen, sondern die Worte gebraucht habe: „es ist ebenso schlimm, den Schein zu erwecken, als es wirklich zu tun". Überdies wünsche er die Geschworenen der Notwendigkeit zu entheben, diese geradezu entsetzlich gearteten Einzelheiten eingehend nachzuprüfen. Er wünschte der Sache ein Ende zu machen. — Sprach's und setzte sich nieder.

Um alles in der Welt, — weshalb hatte Sir Edward Clarke Oscar nicht bereits vor Wochen in dieser Weise beraten? Weshalb hatte er ihm nicht gesagt, daß er seinen Prozeß unmöglich gewinnen konnte?

Später habe ich aus glaubwürdigster Quelle gehört, daß Sir Edward Clarke, ehe er den Prozeß übernahm, Oscar Wilde gefragt hatte, ob er schuldig sei oder nicht, und der Versicherung seiner Unschuld im Ernst Glauben geschenkt hatte. Sobald er sich vor Gericht über die Wucht der Oscar belastenden Tatsachen klar wurde, riet er ihm, die Klage fallen zu lassen. Und zu seiner Überraschung war es Oscars lebhafter Wunsch, sie zurückzuziehen. Später übernahm Sir Edward Clarke lediglich aus Pflichtgefühl und Mitleid die Verteidigung seines unglücklichen Mandanten, da Oscar ihm von neuem seine Unschuld beteuerte.

Mr. Carson erhob sich sogleich und stellte seinem Recht entsprechend die Forderung, daß dieser auf „Nichtschuldig" lautende Wahrspruch dahin gedeutet werden müßte, daß Lord Queensberrys Wahrheitsbeweis gelungen war.

Nach der Meinung des Justice Collins gehörte es nicht zu den Obliegenheiten des Vorsitzenden und der Geschworenen, die kitzligen Einzelheiten unbedingt durchhecheln zu wollen, die auf den vorliegenden Prozeß, der bereits im Einverständnis mit der klägerischen Partei durch den Wahrspruch „Nichtschuldig" entschieden worden war, keine Wirkung hatten. Ein solcher Wahrspruch wäre selbstverständlich dahin zu deuten, daß der Wahrheitsbeweis erbracht war. Nachdem die Geschworenen sich einige Minuten beraten hatten, stellte der das Urteil ausfertigende Beamte die Frage:

„Sind Sie der Meinung, daß der Wahrheitsbeweis erbracht ist oder nicht?“

Der Obmann: „Ja.“

„Sie erklären, daß der Angeklagte ‚nicht schuldig‘ ist, und daß dieser Wahrspruch im Namen aller Geschworenen erfolgt ist?“

Der Obmann: „Ja, und wir sind auch der Meinung, daß das im allgemeinen Interesse ist.“

Das war der letzte Fußtritt, der den toten Löwen traf. Als der Wahrspruch verlesen wurde, gaben die Zuschauer im Saal ihrem Beifall lauten Ausdruck.

Carson: „Selbstverständlich wird die Kostenfrage zugunsten des Angeklagten entschieden werden?“

Justice Collins: „Ja.“

C. F. Gill: „Und Lord Queensberry kann entlassen werden?“

Justice Collins: „Gewiß.“

Der Marquis von Queensberry verließ die Anklagebank unter erneuten Beifallsrufen, die auch auf der Straße kein Ende nehmen wollten. —

XIV

WIE GENIALE MENSCHEN IN ENGLAND GEMARTERT WERDEN

Die Engländer sind sehr stolz auf ihren Gerechtigkeitssinn und ebenso stolz auf ihr römisches Recht und die Gepflogenheiten ihrer Gerichtshöfe, die sie zu dessen Träger gemacht haben. Sie rühmen sich ihres „fair play", des ehrlichen Verfahrens in allen Dingen, wie die Franzosen sich ihrer Gewandtheit rühmen, und wenn man daran zweifelt, wird man von ihnen in Acht und Bann getan, weil man vorurteilsvoll oder ungebildet oder beides zusammen ist. Sie behaupten, daß die englische Justiz nicht käuflich sei, und wenn sie kostspielig, ja sogar über alle Maßen kostspielig ist, so empfinden sie es mit einer gewissen Genugtuung, daß sie für gute Ware einen hohen Preis gezahlt haben. Aber es ist wohl möglich, daß sie hier ebenso wie bei anderen Dingen den äußerlichen Anstand und die schickliche Form mit der innerlichen, unaussprechlichen Vornehmheit verwechseln. Es ist weniger wichtig, daß ein Richter unbestechlich, als daß er weise und menschenfreundlich ist.

Die englischen Journalisten und Juristen haben sich über die Handhabung des Dreyfus-Prozesses sehr belustigt. Doch als Dreyfus in Frankreich zum zweitenmal vor Gericht gestellt wurde, brachte eine der Londoner Zeitungen zwei oder drei englische Fälle ausführlich zur Sprache, die mit derselben Ungerechtigkeit geführt worden waren, aber von keiner Seite wurde ihnen wesentliche Aufmerksamkeit zuteil. Wäre Dreyfus in London schuldig gesprochen worden, so hätte sich vermutlich niemals ein Fürsprecher für ihn gefunden. Und es steht unbedingt fest, daß nie ein Wiederaufnahmeverfahren stattgefunden hätte. Ein starkes Gefühl für den abstrakten Begriff Gerechtigkeit ist nur da zu finden, wo es aus einer reichen Quelle verständnisvollen Wohlwollens strömt. Die Engländer sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um für die Angelegenheiten ihrer Nebenmenschen viel Interesse zu haben, und

zu beschäftigt, um sich mit abstrakten Fragen über Recht und Unrecht zu befassen.

Ehe das Verfahren gegen Oscar Wilde stattfand, glaubte ich doch noch, daß in England bei einem Kriminalfall der Gerechtigkeit im großen und ganzen Genüge geleistet würde. Der englische Richter — so sagte ich mir — ist stets zugunsten des Angeklagten gestimmt. Bei dem englischen Verfahren gilt es als rühmliche Tradition, daß selbst die vom Schatzamt ernannten Barrister zur Belastung des Unglücklichen, gegen den der Staat mit seiner ganzen Macht und Autorität einschreitet, eher weniger vorbringen, als sie beweisen können. Doch bald wurde ich zu der Erkenntnis gezwungen, daß diese rühmlichen und lobenswerten Sitten im Feuer des englischen Vorurteils nur Strohhalme waren. Meine ersten Zweifel wurden wach, als der Vorsitzende die Beifallskundgebungen ungerügt ließ, die nach dem Wahrspruch zu Lord Queensberrys Gunsten im Gerichtssaal laut wurden. Die englischen Richter pflegen derartige öffentliche Gefühlsausbrüche übel zu vermerken und zu verbieten, weshalb geschah das in diesem Falle nicht? Letzten Endes konnte doch kein Richter Queensberry für einen Helden halten: dafür kannte man ihn zu genau. Dennoch brandeten die Wogen des Beifalls unentwegt, und der Vorsitzende legte, ohne ein Wort einzuwenden, seine Akten zusammen und ging von dannen, als wäre er taub. Schleichend überkam mich eine schreckliche Furcht: gegen meinen Willen wurde mir allmählich klar, daß mein Vertrauen zu der englischen Justiz ein vollkommener Irrtum sein könnte. Ich hatte das Gefühl, als wäre der feste Erdboden zu einem schwankenden Morast geworden, oder als hätte ein Kind plötzlich entdeckt, daß seine Eltern kein Schamgefühl besaßen. Die nachfolgenden Gerichtsverhandlungen gehören zu meinen schmerzlichsten Erlebnissen, aber ich will versuchen, alle Einzelheiten wahrheitsgemäß aufzuzeichnen.

Bei der Durchführung des Prozesses zwischen Oscar Wilde und Lord Queensberry war mir zuerst eine Eigentümlichkeit aufgefallen, die den unzähligen Journalisten und Schriftstellern, welche die Gerichtsverhandlung erörtert haben, entgangen zu sein scheint. Es ergab sich aus Lord Queensberrys Brief an seinen Sohn (den ich in einem früheren Kapitel wiedergegeben habe) und aus der Tatsache, daß er persönlich in Oscar Wildes Hause vorsprach, daß er zuerst nicht an die Wahrheit seiner Beschuldigungen

geglaubt hatte. Er sprach sich darüber aus, wie ein heftiger Mensch das, was er vom Hörensagen weiß und argwöhnt, zur Sprache bringt, mit dem Bewußtsein, daß er sich das als Vater ungestraft erlauben darf. Und demzufolge machte er zuerst seine berechtigten Interessen geltend. Nun erhielt er in der Zeit zwischen der Einleitung der Klage und der Gerichtsverhandlung eine sehr große Menge von Beweismaterial, auf das er nicht gerechnet hatte. Darauf erklärte er seine Verleumdung für gerechtfertigt und führte die Namen der Personen an, die er zum Beweise seines Rechtsgrundes als Zeugen vorzuladen beabsichtigte. Aus welcher Quelle stammten diese neuen Auskünfte?

Ich habe im Verlauf dieser Schilderung zu wiederholten Malen von Oscars Feinden gesprochen und festgestellt, daß der englische Mittelstand in seiner puritanischen Gesinnung Oscars Verhalten und seine Lebensweise verabscheute. Und wenn irgendein Fanatiker oder ein mit den Gewissensskrupeln der Nonkonformisten beschwertes Menschenexemplar Beweismaterial gegen Oscar Wilde aufgestöbert und ihn ins Unglück gebracht hätte, so würde eine Rache, die man vielleicht als Pflicht betrachten konnte, nichts Außergewöhnliches an sich gehabt haben. Merkwürdigerweise bekundete ein Mann aus den höheren Ständen, der durchaus kein Puritaner war, diesen wirksamen Haß gegen Oscar Wilde. Meines Erachtens war es ein gewisser Charles Brookfield, der sich zum Privatkläger in diesem Rechtsfall berufen fühlte und ganz Piccadilly abgraste, um Zeugen gegen Oscar Wilde aufzutreiben. Mr. Brookfield wurde später zum Theaterzensor ernannt, — anscheinend aus dem Grunde, weil er selbst eins der „gewagtesten" Theaterstücke seiner Zeit geschrieben hatte. Da ich Mr. Brookfield nicht persönlich kenne, will ich kein Urteil über ihn abgeben. Aber bereits ehe ich wußte, daß er gegen Wilde zu Werke gegangen war, schien mir seine Ernennung stets für das englische Leben und für die nachlässige und geringschätzige Methode charakteristisch zu sein, die auf literarischem Gebiet von den leitenden Kreisen in England angewandt wird. In derselben Gesinnung ernannte Lord Salisbury, als er Premierminister war, einen Journalisten zum Kronpoeten, — lediglich weil er vor Jahren in den Spalten der Zeitung „The Standard" für ihn Propaganda gemacht hatte. Lord Salisbury wußte es wahrscheinlich nicht, oder legte kein Gewicht darauf, daß Austin nie eine Zeile geschrieben

hatte, die von bleibendem Werte war. Durch die von Mr. Brookfield beigebrachten Zeugen wurde das eine festgestellt, daß alle Verfehlungen, die Oscar Wilde zur Last gelegt wurden, im Jahre 1892 oder später, d. h. nach seiner ersten Begegnung mit Lord Alfred Douglas stattgefunden hatten.

Aber damals wurden alle diese Dinge für mich bedeutungslos im Hinblick auf die Frage: würden die Behörden Oscar verhaften oder ihn entkommen lassen? Hatte die Polizei einen Haftbefehl gefordert? Da ich den englischen Brauch und den Wunsch der Engländer kannte, alle unerfreulichen geschlechtlichen Angelegenheiten totzuschweigen, glaubte ich, man würde ihm zu verstehen geben, daß er sich ins Ausland begeben sollte, und seine Flucht nicht verhindern. Das ist die gewöhnliche in England übliche Methode. Jeder kennt die Geschichte eines gewissen Lords, der, wegen ähnlicher Gewohnheiten berüchtigt, von der Polizei benachrichtigt wurde, daß ein Haftbefehl gegen ihn erlassen worden war. Er ließ sich das gesagt sein und lebte viele Jahre in sorglosem Behagen als gefeierter Gast in Florenz. Und in dieser Weise werden nicht nur die Mitglieder des Adels von der englischen Justiz bevorzugt: jeder entsinnt sich des Domherrn von Westminster, der in ähnlicher Form verwarnt wurde und sich ebenfalls den Folgen durch die Flucht entzog. Wir können auf der gesellschaftlichen Stufenleiter bis zur Tiefe hinabsteigen und dieselbe Gepflogenheit finden. Ein gewisser Journalist hatte unabsichtlich eine hochstehende Persönlichkeit beleidigt. Sofort wurde er durch die Polizei benachrichtigt, daß ein vor siebzehn Jahren in Indien gegen ihn erlassener Haftbefehl unverzüglich in Kraft treten würde, wenn er sich nicht aus dem Staube mache. Eine Zeitlang lebte er in friedlicher Zurückgezogenheit in Belgien. Überdies war der Haftbefehl in allen diesen Fällen auf die beeidigten Beschwerden der geschädigten Parteien oder ihrer Eltern und Vormünder hin erfolgt: über Oscar Wilde hatte sich niemand beschwert. Natürlich glaubte ich, daß die Abneigung vor einem öffentlichen Ärgernis, die dem Lord, dem Domherrn und dem Journalisten gegenüber eine solche Milde für angezeigt hielt, bei einem Manne von Oscar Wildes genialer Begabung noch mehr ins Gewicht fallen würde. In gewisser Hinsicht nahm er sogar eine größere Stellung ein als ein Herzogssohn; die anstößigen Einzelheiten, die bei dieser Untersuchung ans Licht

kämen, würden zum allgemeinen Ärgernis in der ganzen Welt berüchtigt werden.

Außerdem sagte ich mir, daß die herrschenden Kreise in England von ihren aristokratischen Vorurteilen tief durchdrungen sind. Insbesondere wenn sie durch demokratische Neuerungen gefährdet werden, empfinden alle durch die Vorrechte der Geburt, des Reichtums oder des Talents Bevorzugten die Gemeinsamkeit ihrer Daseinsberechtigung und ihrer persönlichen Interessen. Der Lord, der Millionär und das Genie, — sie haben alle dieselbe Ursache, füreinander einzustehen, und diese Ursache ist meistens wirksam. Es ist allgemein bekannt, daß das Gesetz in England das Ansehen der Person in nachdrücklicher Weise schont. Es ist nicht dazu berufen, die Gleichheit zu fördern, und noch viel weniger, die Wehrlosen, die Schwachen und Armen zu schützen, sondern es bildet eine Schutzwehr für den Adel und die Reichen, — es ist eine Zuchtrute in den Händen der Mächtigen. Stets wird es dazu benutzt, die Wirkung der angeborenen und ererbten Ungleichheit zu steigern, ohne durch ein vornehmes Gerechtigkeitsgefühl die Richtlinie zu erhalten. Im Gegenteil, — durch aristokratische Vorurteile und snobistische Tendenzen verdreht, steht es nicht auf einer höheren, sondern auf einer tieferen und gemeineren Basis als die demokratische Gleichheit.

Gerade in dem vorliegenden Falle hätte eine aristokratische Staatsform ihre Überlegenheit über eine demokratische Staatsform mit ihrem schroffen Gleichheitsprinzip bekunden können und müssen. Denn die Gleichheit ist nur eine Etappe in der Mitte des Weges zur Gerechtigkeit. Mehr als einmal ist diese Grundwahrheit vom Unterhause anerkannt worden. Seine Mitglieder haben Clives Verhalten mißbilligt, jedoch mit dem Zusatz, daß er „seinem Vaterlande große und hervorragende Dienste" geleistet hatte. Und niemand kam auf den Gedanken, ihn für seine Verfehlungen zu strafen.

Unsere heutige Zeit ist sogar noch duldsamer und verdorbener. Cecil Rhodes, der sich nicht nur der Erpressung, sondern eines schlimmeren Verbrechens schuldig gemacht hatte, wurde nicht einmal vor Gericht gestellt, sondern geehrt und gefeiert, während seine Helfershelfer, die vom Ausschuß des Unterhauses verurteilt worden waren, von der Regierung belohnt wurden.

Hatte nicht auch Wilde seinem Vaterlande hervorragende Dienste geleistet? Die gegen die Maschonas und Matabeles geführten Kriege

waren ein zweifelhaftes Glück, aber Oscar Wildes Theaterstücke hatten bereits Tausenden von Menschen viele Stunden harmloser Freude bereitet und waren offenbar dazu ausersehen, in künftigen Zeiten Zehntausenden zugute zu kommen. Ein solcher Mann ist im besten und wahrsten Sinne ein Wohltäter der Menschheit und verdient besondere Rücksichtnahme.

Die Schande des Queensberry-Prozesses an sich war für den Liebling der Gesellschaft eine mehr als ausreichende Strafe. Als Oscar Wilde den Gerichtssaal verließ, wußten alle, daß er ein vernichteter und verfemter Mann war. Verlohnte es sich, den ganzen widerwärtigen Schmutz noch einmal aufzuwühlen, um den Besiegten zu besiegen? Aber ach — die Engländer sind nach Goethes richtiger Einsicht Pedanten, die von den Literaten oder rein geistigen Leistungen nur wenig halten. Mit Vorliebe bestehen sie auf ihren Regeln und lassen keine Ausnahmen gelten, es sei denn, daß es sich in diesen Ausnahmefällen um große Titel, großen Reichtum oder für die Regierung „gewichtige Persönlichkeiten" handelt. Die breite Masse des Publikums ist zu ungebildet, um den Wert eines Buches zu beurteilen, und betrachtet die Dichtkunst als den Flaum der Sprache. Ein Engländer kommt nie auf den Gedanken, daß ein Satz in seinen Wirkungen wertvoller und nachhaltiger sein kann als ein langer Feldzug und ein Dutzend Siege. Dennoch wird Jesu Lehre: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie", oder jene Worte, in die Shakespeare dieselbe Wahrheit gekleidet hat: „Wenn es uns nach Verdienst erginge, wer von uns würde der Peitsche entgehen?" wahrscheinlich das britische Weltreich überdauern und sich für die Menschheit wertvoller erweisen.

Genau nach dem Maße seiner schöpferischen Eigenart wird der geniale Mensch in Großbritannien gefürchtet und gehaßt, und wenn er zufällig Schriftsteller oder Musiker ist, noch obendrein verachtet. Das Vorurteil gegen Oscar Wilde machte von allen Seiten seine zersetzenden Kräfte bemerkbar. Der Vorsitzende Justice Collins ließ den Beifallskundgebungen, die Lord Queensberrys Erfolg zuteil wurden, freien Lauf. Und keiner der an der Tür stehenden Polizisten versuchte die „johlende" Menge zum Schweigen zu bringen, die Oscar Wilde mit Zischen und Schimpfworten verfolgte, als er den Gerichtssaal verließ. Er war bereits gerichtet und verurteilt, ehe er verhört worden war.

Auch die Polizei ging mit ungewöhnlicher Strenge gegen ihn zu Werke. Mr. Sherard hat in seiner Biographie behauptet, daß die Polizei keine Vorkehrungen getroffen hatte, um den Haftbefehl gegen Oscar Wilde zu vollziehen, „ehe der letzte Zug nach Dover abgefahren war", und daß seine Verhaftung nur zur Notwendigkeit wurde, weil Oscar eigensinnig darauf bestand, in London zu bleiben. Diese Auffassung beruht auf freier Erfindung.

Es verlohnt sich, alles, was in diesem entscheidenden Augenblicke geschehen ist, genau in Erfahrung zu bringen. Nach Oscars Verhalten in dieser Krise wird sich der Leser selbst ein Urteil bilden können, ob sein Bild in diesem Buche wahrheitsgetreu dargestellt worden ist oder nicht. Er ist als ein liebenswürdiger, schwacher Mensch mit bestrickendem Wesen geschildert worden, der im Handeln, wenn auch nicht im Denken, leicht zu lenken war. Nun wollen wir sehen, wieweit wir im Recht gewesen sind. Denn jetzt erlebt er eine jener bedeutsamen Stunden, die den Prüfstein für die Seele bilden. Glücklicherweise sind alle einzelnen Vorgänge dieses Tages bekannt. Was sich zugetragen hat, habe ich in großen Zügen aus Oscars eigenem Munde erfahren, während sein bester Freund, Robert Roß, auf meinen Wunsch die feinsten Einzelheiten dieses Bildes etwas später ergänzt hat.

Mr. Mathews, einer der Anwälte, die Oscar vertreten hatten, kam in den Morgenstunden mit dem Vorschlag zu ihm: „Wenn Sie es wünschen, werden Clarke und ich den Prozeß im Gange halten, damit Sie Zeit gewinnen, nach Calais zu fahren."

Aber Oscar weigerte sich, einen Schritt zu tun. „Ich werde hierbleiben", — das war alles, was er sagte. Robert Roß bestürmte ihn, Mathews' Anerbieten anzunehmen: aber er lehnte es ab, — und weshalb? Ich bin überzeugt, ohne jeden Grund, denn ich fragte ihn zu wiederholten Malen danach, und selbst nach reiflicher Überlegung fand er keine Erklärung. Er blieb in London, weil es bequemer war, zu bleiben, als einen schnellen Entschluß zu fassen und dementsprechend energisch zu handeln. Er besaß von Anfang an sehr wenig Willenskraft, und seine Lebensweise hatte sein ursprüngliches Maß noch verringert.

Nachdem das Urteil zu Queensberrys Gunsten gefallen war, fuhr Oscar mit Alfred Douglas in einem Brougham fort, um mit seinem Rechtsbeistand Humphreys zu beraten. Zu gleicher Zeit

gab er Roß einen Scheck auf sein Bankhaus in der St. James Street. In diesem Augenblick hatte er die Absicht zu fliehen.

Roß bemerkte, daß ein Geheimpolizist ihm folgte; er hob bei der Bank £ 200 ab und eilte weiter, um mit Oscar im Cadogan-Hotel in der Sloane Street zusammenzutreffen, wo Lord Alfred Douglas während der letzten vier bis fünf Wochen gewohnt hatte. Dort kam er gegen 1¾ Uhr an und fand Oscar in Reggie Turners Gesellschaft vor. Beide gaben Oscar den Rat, unverzüglich nach Dover zu fahren, um, wenn es möglich wäre, nach Frankreich zu gelangen. Aber sie erhielten nur zur Antwort: „Der Zug ist fort, es ist zu spät." Die alte Tatenlosigkeit war wieder über ihn gekommen.

Er bat Roß, seine Frau aufzusuchen und ihr zu berichten, was vorgefallen war. Roß folgte seinem Wunsche und erlebte einen sehr schmerzlichen Auftritt, denn Mrs. Wilde sagte weinend: „Hoffentlich geht Oscar ins Ausland."

Dann kehrte Roß ins Cadogan-Hotel zurück und berichtete Oscar, was seine Frau gesagt hatte; aber selbst das bewog ihn nicht zur Tat.

Er saß wie angenagelt auf seinem Stuhl und trank unaufhörlich Rheinwein mit Selterwasser, in fast ungestörtem Schweigen. Gegen vier Uhr erschien George Wyndham, um seinen Vetter Alfred Douglas zu besuchen. Da er ihn nicht antraf, verlangte er Oscar zu sprechen; aber Oscar, der Vorwürfe zu hören fürchtete, ließ sich von Roß vertreten. Wyndham äußerte sein Bedauern, daß Bosie Douglas mit Oscar zusammen sein müßte, und Roß sagte ihm unumwunden, daß Wildes Freunde sich seit Jahren bemüht hätten, die beiden auseinanderzubringen. Wenn Wyndham seinen Vetter von diesem Verkehr abhalten könnte, würde er Oscar den allergrößten Dienst erweisen. Daraufhin wurde Wyndham etwas höflicher, obwohl er noch immer „furchtbar aufgeregt" war, und bat Roß, auf Oscar einzuwirken, damit er, um Ärgernis zu vermeiden, sofort außer Landes ginge. Und Roß erwiderte ihm, daß er selbst und Turner sich stundenlang bemüht hätten, das zuwege zu bringen. Mitten im Gespräch stürmte Bosie Douglas, der inzwischen zurückgekehrt war, ins Zimmer und rief: „Ich wünsche meinen Vetter zu sprechen", so daß Roß sich wieder zu Oscar begab. Nach einer Viertelstunde folgte Bosie und sagte ihm, daß er mit Wyndham fortginge, um eine einflußreiche Persönlichkeit zu besuchen.

Gegen fünf Uhr kam der damalige Berichterstatter der Zeitung „Star" und jetzige Redakteur der „Daily Mail", Mr. Marlowe, um Oscar zu sprechen, aber Oscar weigerte sich wieder, ihn zu empfangen, und ließ sich durch Roß vertreten. Marlowe war verständnisvoll, faßte die Sachlage ganz richtig auf und teilte Roß mit, daß sein Blatt von einem Haftbefehl telegraphisch benachrichtigt worden war, der bereits gegen Oscar erlassen war. Roß begab sich sofort in das Nebenzimmer, um Oscar davon in Kenntnis zu setzen; er erwiderte kein Wort, wurde aber „aschgrau im Gesicht".

Einen Augenblick später bat Oscar seinen Freund Roß, ihm das Geld zu geben, das er von der Bank geholt hatte, obwohl er sich im Laufe des Tages zu wiederholten Malen geweigert hatte, es in Empfang zu nehmen. Roß händigte ihm den Betrag ein und betrachtete das selbstverständlich als Zeichen, daß Oscar sich endlich zur Abreise entschlossen habe. Aber gleich darauf ließ sich Oscar wieder auf seinen Stuhl nieder und sagte: „Ich werde hierbleiben und meine Strafe abbüßen, gleichviel wie sie ausfällt", — wie jemand, der offenbar nicht imstande ist, sich zur Tat aufzuraffen.

Während der nächsten Stunden saßen sie zu dreien — und harrten des Schlages, der ihn treffen sollte. Ein- oder zweimal erkundigte sich Oscar in klagendem Ton, wo Bosie wäre, aber das vermochte ihm niemand zu sagen.

Zehn Minuten nach sechs Uhr klopfte der Kellner, und Roß öffnete die Tür. Er meldete zwei Geheimpolizisten; der ältere trat mit den Worten ins Zimmer: „Wir haben hier einen Vollziehungsbefehl, Mr. Wilde, um Sie auf Grund einer Anzeige wegen unzüchtiger Handlungen zu verhaften." Wilde wünschte zu wissen, ob er gegen Bürgschaft auf freiem Fuß belassen werden würde; der Geheimpolizist erwiderte:

„Das hat der Richter zu entscheiden."

Dann erhob sich Oscar und stellte die Frage: „Wohin werde ich gebracht?"

„Nach der Bow Street*", lautete die Antwort.

Als er ein Exemplar des „Yellow Book" an sich nahm und nach seinem Überzieher suchte, bemerkten alle, daß er „stark betrunken" war, obwohl er noch ganz genau wußte, was er tat.

---

* In der Bow Street befindet sich das Polizeigericht.

Er bat Roß, sich nach der Tite Street zu begeben, dort einen zweiten Anzug zum Wechseln für ihn zu holen und nach der Bow Street zu bringen. Dann führten ihn die beiden Geheimpolizisten in einem vierrädrigen Wagen fort, während Roß und Turner am Straßenrande stehenblieben.

Roß eilte nach der Tite Street, wo er erfuhr, daß Mrs. Wilde zu einem Verwandten übergesiedelt war. Nur Wildes Diener Arthur, der später den Verstand verloren hat und sich noch immer in einer Anstalt befinden soll, war zugegen. Er hing mit großer Liebe an Oscar. Wie Roß bemerkte, hatte Mrs. Oscar Wilde Oscars Schlaf- und Arbeitszimmer abgeschlossen, so daß er die Schlafzimmertür aufbrechen mußte, um mit Arthurs Hilfe Kleidungsstücke zum Wechseln zusammenzupacken. Dann eilte er nach der Bow Street, wo er auf eine johlende Menschenmenge stieß, die sich durch unanständige Zurufe Luft machte. Von einem Aufsichtsbeamten wurde ihm der Bescheid erteilt, daß es nicht gestattet sei, Oscar zu sprechen oder Kleidungsstücke für ihn zu hinterlassen.

Roß kehrte nun sofort nach der Tite Street zurück, öffnete die Tür zum Bibliothekszimmer mit Gewalt und nahm eine bestimmte Anzahl Briefe und Wildesche Manuskripte heraus; aber unglücklicherweise konnte er die beiden Manuskripte nicht finden, die, wie er wußte, vor zwei Tagen nach der Tite Street zurückgesandt worden waren, nämlich „A Florentine Tragedy" (Eine florentinische Tragödie) und „The Portrait of Mr. W. H." (Das Bildnis des Mr. W. H.).

Dann fuhr Roß zu seiner Mutter und brach zusammen. Mrs. Roß bestand darauf, daß er ins Ausland gehen sollte, und um ihn zur Abreise zu bewegen, händigte sie ihm £ 500 ein, die für Oscars Verteidigung verwendet werden sollten. So begab sich Roß nach Calais in das Hotel Terminus, wo Bosie Douglas nach kurzer Zeit ebenfalls eintraf. Dort blieben die beiden, während die Untersuchung gegen Oscar vor Mr. Justice Charles stattfand, und eines Tages fuhr George Wyndham über den Kanal, um Bosie Douglas zu besuchen.

Selbstverständlich läßt sich manche Entschuldigung für die Hauptperson geltend machen: Oscar war körperlich erschöpft und seelisch gebrochen. Er hatte das schöne Bauwerk seines Ruhmes und Erfolges mit eigener Hand eingerissen, so daß es

über seinem Kopf zusammengestürzt war. Und da das Geheul des „johlenden" Pöbels noch in seinen Ohren dröhnte, konnte er an nichts anderes denken als an jene unwiederbringlichen Stunden, in denen er sich mit Hilfe seines Geldes seinen Verfolgern entziehen konnte.

Seine Feinde waren hingegen mit der größten Geschwindigkeit zu Werke gegangen. Lord Queensberrys Anwalt, Charles Russell, hatte die Erklärung abgegeben, daß sein Mandant nicht beabsichtige, irgendeinen Strafantrag gegen Mr. Oscar Wilde zu stellen. Aber an demselben Morgen, an dem Wilde seine Klage zurückzog, übersandte er dem öffentlichen Ankläger Honourable Hamilton Cuffe ein Schreiben nebst Abschrift „unserer sämtlichen Zeugenaussagen", zugleich mit einer Abschrift der stenographischen Notizen über die Verhandlung.

Die Beamten des Schatzamtes waren zum mindesten ebenso rührig. Nachdem die Herren C. F. Gill, Angus Lewis und Charles Russell den Gerichtssaal verlassen hatten, machten sie, sobald es sich ermöglichen ließ, Sir John Bridge in seinem Privatzimmer in der Bow Street ihre Aufwartung und erwirkten einen Haftbefehl gegen Oscar Wilde, der, wie wir gesehen haben, an demselben Abend vollzogen wurde.

Die Polizei ließ es nicht dabei bewenden, ihm keine Bevorzugung zu gewähren. Gegen acht Uhr fuhr Lord Alfred Douglas nach der Bow Street, um sich zu erkundigen, ob Wilde mittels Bürgschaft aus der Haft befreit werden könnte, erfuhr aber, daß sein Gesuch nicht berücksichtigt werden dürfte. Dann erbot er sich, dem Gefangenen Erleichterungen zu verschaffen, ein Anerbieten, das von dem Polizeiinspektor auch rundweg abgelehnt wurde, wie Roß' Versuch, ihm Nachtkleider zu bringen, vergebens gewesen war. Es herrscht allgemein die Anschauung, daß in England ein Mensch als unschuldig behandelt wird, bis seine Schuld erwiesen ist. Aber die Leute, die an diese Fabel glauben, sind noch nie in der Faust der englischen Polizei gewesen. Sobald jemand auf Grund irgendeiner Anzeige verhaftet ist, wird er sofort als gemeingefährlicher Verbrecher behandelt und beispielsweise mit allen entehrenden Begleitumständen untersucht. Vor seiner Verurteilung darf er seine eigenen Kleider tragen; aber wenn er die Wäsche oder die Kleider wechseln will, so wird es ihm entweder verwehrt oder nur teilweise und widerstrebend gestattet. Und zwar aus keinem

anderen menschenmöglichen Grunde, als um die Böswilligkeit der Kerkermeister zu befriedigen.

In dem Vollziehungsbefehl, demenstprechend Oscar Wildes Verhaftung erfolgte, wurde ihm ein Vergehen zur Last gelegt, dessen er sich nach Abschnitt XI der Kriminellen Zusatzakte, Jahrgang 1885, schuldig gemacht haben sollte. Mit anderen Worten: er wurde wegen eines Vergehens verhaftet und vor Gericht gebracht, das zehn Jahre früher nicht gesetzlich strafbar war. Diese Akte wurde infolge der schändlichen und gefühlsseligen (offenbar größtenteils künstlich zurechtgemachten) Geschichten eingebracht, die Mr. Stead in der „Pall Mall Gazette" unter dem Titel „Modern Babylon" (Das moderne Babylon) veröffentlicht hatte. Ein paar Pharisäer und Heuchler traten, um ihren Propheten zu schützen und zu rechtfertigen, mit aller Kraft für diese sogenannte Gesetzreform ein, durch die es zum Kriminalverbrechen gemacht wurde, sich gewisse Freiheiten gegen ein Mädchen unter dreizehn Jahren zu erlauben, auch wenn es mit dessen Einverständnis geschah. Vertrauliche Beziehungen zu Minderjährigen unter sechzehn Jahren waren strafbar, auch wenn sie damit einverstanden waren oder selbst die Anregung dazu gaben. Der radikale Abgeordnete Labouchere, der, wie behauptet wurde, darauf brannte, das Gesetz ins Lächerliche zu ziehen, beantragte allen Ernstes, den Paragraphen dahin zu erweitern, daß er auch auf Geschlechtsgenossen Anwendung fand, die vertraulichen oder unzüchtigen Umgang trieben. Die puritanische Partei hatte keinen logischen Einwand gegen die Erweiterung des Paragraphen vorzubringen, und so wurde er zum Staatsgesetz. Kraft dieses Dokumentes juristischer Weisheit, welches in den Gesetzen anderer Länder kein Vorbild besitzt und keine Nachahmung gefunden hat, wurde Oscar Wilde verhaftet und ins Gefängnis gesteckt.

Seine Verhaftung gab das Signal zu einem so zügellosen Ausbruch philiströser Rachsucht, wie London ihn noch nie erlebt hatte. Der puritanische Mittelstand, der Oscar Wilde stets als Künstler und geistigen Spötter, als einen reinen Schmarotzer der Aristokratie mit Abneigung betrachtet hatte, ließ nun seinem Abscheu und seiner Verachtung freien Lauf. Und jeder einzelne war bemüht, seinen Nächsten im Ausdruck des Ekels und Widerwillens zu übertrumpfen. Dieses Verdammungsurteil des Mittelstandes riß die unteren Schichten mit sich fort. Um dem gewöhnlichen

Volke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man sagen, daß es ebenfalls einen angeborenen Ekel vor dem absonderlichen Laster empfand, dessen Wilde beschuldigt wurde. Die meisten Menschen verdammen die Sünden, zu denen sie selbst keine Lust verspüren; aber ihre Abneigung war weniger tief als verächtlich, und mit gewohntem Humor machten sie die ganze Sache bald zu einem bestialischen, gemeinen Scherz. Der Name „Oscar" wurde als Symbol der Verachtung zu ihrem Lieblingswort und flog von Mund zu Mund. Omnibuskutscher, Droschkenkutscher und Zeitungsverkäufer benutzten ihn mit höchstem Wohlgefallen, gleichviel ob er angebracht oder unangebracht war, während die höheren Kreise sich zeitweilig ruhig verhielten und den Orkan vorüberbrausen ließen. Selbstverständlich waren einige darunter, die in das Verdammungsurteil der Puritaner einstimmten, und viele von ihnen hatten das Gefühl, daß Oscar und seine Gefährten zu dreist gewesen waren und einen Denkzettel verdienten.

Die englischen Zeitungen, die nichts anderes sind als die Krämerwerkstätten des Mittelstandes, stellten sich auf die Seite ihrer Gönner. Sie konnten sich — ohne eine einzige Ausnahme — nicht genugtun, um diesen Mann und sein gesamtes Werk zu verurteilen. Wenn man die erbitterten Ausfälle dieser Leute las, hätte man meinen müssen, daß sie selbst ein heiliges Leben führten und an der sinnlichen Versündigung Anstoß nahmen. Man wollte seinen Augen nicht trauen! Der Strand und die Fleet Street, die in Wirklichkeit das Eigentum dieser Kreise sind und ihr Gepräge tragen, bilden den Sammelpunkt einer Prostitution, deren Gemeinheit in ganz Europa nicht übertroffen werden kann. Die berüchtigten Schenken, in denen diese Männer verkehren, sind Trinkerhöhlen niedrigster Art. Und trotzdem fielen sie alle mit den mannigfaltigsten Schmähungen über Oscar Wilde her, als wären sie selbst über jeden Vorwurf erhaben gewesen. Ganz London schien zu einem Sturm der Verachtung und des Ekels entfesselt zu sein, der jeden Morgen durch die scheinheiligen Artikel der Heuchler und Pharisäer in dieser Tageszeitung und jener Wochenschrift aufgepeitscht und gerechtfertigt wurde. Überall auf der Straße waren die lauten Witze des Pöbels zu hören, die, mit schmutzigen Anekdoten ausgeschmückt und durch gemeines Lachen bekräftigt, gleichsam aus dem Höllenschlunde zu kommen schienen.

Aber dem Haß der Journalisten zum Trotz, die den Vorurteilen

ihrer Zahlmeister nur Vorschub leisten wollten, durfte man doch noch hoffen, daß der Polizeirichter gewissermaßen auf ein ehrliches Verfahren bedacht sein würde. Aber diese vernunftgemäße oder vernunftwidrige Erwartung war zur Enttäuschung verurteilt. Am Sonnabend dem 6. wurde Oscar Wilde, der, wie die Zeitungen sich spöttisch ausdrückten, „als gentleman bezeichnet wird", in den Morgenstunden Sir John Bridge vorgeführt. Mr. C. F. Gill, der bereits bei dem Queensberry-Prozeß fungiert hatte, leitete das Verfahren nach den Verhaltungsmaßregeln des Mr. Angus Lewis vom Schatzamt. Alfred Taylor war der Mittäterschaft beschuldigt worden und nahm seinen Platz auf der Anklagebank ein. Über die Zeugen ist bereits im Zusammenhang mit dem Queensberry-Prozeß berichtet worden. Alle — Charles Parker, William Parker, Alfred Wood, Sidney Mavor und Shelley — gaben ihre Zeugenaussage ab . . .

Die Verhandlung, die den ganzen Tag in Anspruch nahm, wurde alsdann auf den folgenden Donnerstag vertagt.

Mr. Travers Humphreys stellte den Antrag, Mr. Wilde gegen Bürgschaft freizulassen, da Mr. Wilde von dem am Freitag nachmittag gegen ihn beantragten Haftbefehl in Kenntnis gesetzt war, aber keinen Versuch gemacht hatte, sich aus London zu entfernen. Sir John Bridge lehnte dieses Gesuch ab.

Am Donnerstag, dem 11., wurde die Verhandlung vor Sir John Bridge fortgesetzt, und zum Schluß wurden beide Angeklagte dem Gericht zur Aburteilung überwiesen. Mr. Humphreys wiederholte seinen Antrag, Mr. Wilde gegen Bürgschaft freizulassen, aber der Richter verweigerte wieder die Genehmigung.

Nun läßt sich die Ablehnung der Haftenlassung in einem schweren Kriminalfall rechtfertigen, bei einem Verfahren wegen Unsittlichkeitsvergehen wird sie aber in den meisten Fällen gewährt. Eine Flucht wird als Eingeständnis der Schuld betrachtet, — und könnte man sich wohl etwas Besseres wünschen als die dauernde Verbannung des Menschen, der ein verworfenes Leben führt? Folglich gibt es keinen Grund, die Entlassung aus der Haft gegen Bürgschaft zu verweigern. Aber obwohl im vorliegenden Falle jede beliebige Kautionssumme zur Verfügung gestellt worden war, wurde die Entlassung aus der Haft rundweg verweigert, trotzdem man einem Angeklagten, der bereits die beste Gelegenheit zum Verlassen des Landes gehabt hatte und nicht vom Fleck weichen

wollte, jede Rücksicht schuldig gewesen wäre. Überdies war Oscar Wilde bereits in hundert Zeitungen gerichtet und verdammt worden. Das Vorurteil gegen ihn war in weiten Kreisen verbreitet —, die Gewährung der Haftentlassung bedeutete keine Gefahr für das Publikum, ihre Verweigerung aber eine starke Schädigung des Angeklagten. Seine geschäftlichen Angelegenheiten mußten unweigerlich in Unordnung geraten. Man wußte, daß er nicht reich war, und dennoch wurde ihm die Macht, Geld aufzubringen und Beweismaterial zu sammeln, genommen, gerade als die Macht, welche die Freiheit verleiht, für ihn am unerläßlichsten war.

Der Richter war nicht weniger voreingenommen als das Publikum. Ihm fehlte — ebenso wie Pilatus — das Bewußtsein, daß er der Vertreter der Gerechtigkeit und für ein ehrliches Verfahren verantwortlich war. Vermutlich hat er sich überhaupt nicht die Mühe gemacht, an ehrliche Gerechtigkeit in dieser Sache zu denken. In London werden die Richter hoch besoldet; sie beziehen ein jährliches Gehalt von £ 1500; und doch gehört es tatsächlich zu den Seltenheiten, daß einer von ihnen die gewöhnlichsten Vorurteile überwindet. Sir John Bridge verweigerte nicht nur die Haftentlassung, sondern legte Wert darauf, seine Gründe für diese Verweigerung anzugeben. Er trug nicht das leiseste Bedenken, die Sache des Angeklagten zu schädigen, noch ehe er von der Verteidigung ein Wort gehört hatte. Nachdem er die Belastungszeugen vernommen hatte, sagte er:

„Ich trage die Verantwortung für die Gewährung oder Verweigerung der Entlassung aus der Haft gegen Bürgschaft. Die Schwere der Verfehlungen und die Wucht des Zeugenbeweises sind für mich die entscheidenden Beweggründe. Ich muß die Entlassung aus der Haft unbedingt ablehnen und die Angeklagten dem Gericht zur Aburteilung überweisen."

Nun bewiesen diese Gründe, die er willkürlich vorbrachte, und insbesondere die Anwendung des Wortes „unbedingt" nicht nur, daß Sir John Bridge voreingenommen war, sondern daß er den Wunsch hatte, den unglücklichen Angeklagten beim Publikum zu schädigen und somit das böse Werk der Presse fortzusetzen.

Die Wirkung dieser Voreingenommenheit und Rachsucht von seiten der ganzen Gesellschaft trat in verschiedenen Folgeerscheinungen zutage.

Schon die Nachricht, daß Oscar Wilde verhaftet und nach Holloway gebracht worden war, versetzte ganz London in Aufruhr und gab das Signal zu einer seltsamen Auswanderung. Alle Züge nach Dover waren überfüllt, auf allen Dampfern nach Calais drängten sich die Mitglieder der aristokratischen und vornehmen Kreise, die es scheinbar vorzogen, sich in Paris oder selbst zur ungünstigen Jahreszeit in Nizza aufzuhalten, als in einer Stadt wie London zu bleiben, wo die Polizei mit so unerwarteter Strenge einschreiten durfte. Die Wahrheit war die, daß jene feingebildeten Ästheten, die ich bereits geschildert habe, durch die im Queensberry-Prozeß enthüllten Tatsachen wie vom Donner gerührt waren.

Zum ersten Male hörten sie, daß solche Häuser wie das Taylorsche von der Polizei überwacht, und daß Menschen von Woods und Parkers Schlage in die Prostituiertenliste eingetragen und beobachtet wurden. Denn sie hatten sich eingebildet, daß solche Gewohnheiten und Vorgänge im „Lande der Freiheit" unbemerkt blieben. Und auf ihre vorgefaßten Meinungen wirkte es erschütternd, daß die Londoner Polizei sehr viele Dinge wußte, mit denen sie sich — nach der allgemeinen Voraussetzung — nicht abgab. Und dieser unwillkommene grelle Aufklärungsstrahl trieb die Lasterhaften in wilder Hast in die Welt hinaus.

Noch nie waren die Mitglieder der leitenden englischen Kreise so zahlreich in Paris zusammengeströmt. Hier konnte man einen berühmten ehemaligen Minister und dort das kluge Gesicht des Präsidenten einer wissenschaftlichen Akademie sehen. An einem Tisch im Café de la Paix saß ein unlängst geadelter Millionär, der wegen seines auserlesenen Geschmacks in künstlerischen Dingen gefeiert war, — ihm gegenüber ein berühmter General. Man behauptete sogar, daß sich ein gefeierter englischer Schauspieler, nur um die Mode mitzumachen, ein für drei bis vier Tage gültiges Rückreisebillett nach Paris genommen hätte. Der Komödiant kehrte schnell zurück, aber die Mehrzahl der Zugvögel blieb eine Zeitlang fern. Der Sturm des Schreckens, der sie über den Kanal geweht hatte, hinderte ihre Heimkehr, und sie schwärmten unter Vorwänden aller Art über den Kontinent, — von Neapel bis Monte Carlo, von Palermo bis Sevilla.

Das ernsteste Ergebnis, das die richterliche Verweigerung der Haftenlassung zeitigte, war rein persönlicher Natur: Oscars Einkommen versiegte an der Quelle. Seine Bücher wurden aus dem

Handel gezogen; kein Mensch sah sich seine Theaterstücke an, jeder Ladenbesitzer, dem er einen Pfennig schuldete, reichte sofort eine Klage gegen ihn ein. Es wurden Vollstreckungsbefehle erwirkt und das Haus in der Tite Street gerichtlich gepfändet. Innerhalb eines Monats, gerade zu der Zeit, da er des Geldes am dringlichsten benötigte, um den Rechtsbeistand zu honorieren und Beweismaterial zu beschaffen, wurde er zum Bettler gemacht und sein Eigentum zwangsweise verkauft. Und infolge seiner Gefangenschaft wurde die Versteigerung in solcher Art gehandhabt, daß sein ganzer Besitz verschleudert wurde, während seine Effekten in normalen Zeiten die ausstehenden Forderungen dreifach gedeckt hätten, und der Mann, der an seinen Theaterstücken jährlich £ 4000—5000 erzielte, wurde wegen einer Summe, die kaum £ 1000 überstieg, für bankerott erklärt. Von dieser Summe gingen £ 600 für die Kosten des Queensberry-Prozesses ab, welche die Familie Queensberry — Lord Douglas of Hamilton, Lord Alfred Douglas und deren Mutter — laut schriftlicher Zusage zu tragen verpflichtet waren, eine Zahlung, die sie zur gegebenen Zeit bedingungslos verweigerten. Es ist im höchsten Grade zu beklagen, daß viele von Oscars Manuskripten bei der durch die amtliche Zwangsversteigerung hervorgerufenen Unordnung gestohlen worden oder abhanden gekommen sind. Und so konnte Wilde wie Shylock ausrufen: „Ihr nehmt mein Leben, wenn ihr die Mittel nehmt, wodurch ich lebe." Aber damals wurde diese Methode, die in Wirklichkeit eine Vergewaltigung war, von neun Zehnteln aller Engländer mit Beifall begrüßt.

Noch Schlimmeres bleibt zu berichten übrig. Das Recht der Redefreiheit, auf das die Engländer so stolz sind, war vollkommen verschwunden, wie es in England stets verschwindet, wenn es am notwendigsten ist. Es war unmöglich, in irgendeinem Londoner Blatt ein Wort zu Wildes Verteidigung — oder selbst nur zur milderen Auffassung seiner Vergehens zu äußern. Damals war ich der Haupteigentümer und Redakteur der „Saturday Review", und man hätte annehmen sollen, daß ich in einem christlichen Lande berechtigt war, wenigstens an dieser Stelle eine vernünftige und vorurteilslose Anschauung geltend zu machen. Es lag nicht in meiner Absicht, Oscars Vergehen zu beschönigen, denn kein Mensch konnte perverse Verfehlungen härter verurteilen als ich. Aber Oscar Wilde war ein hervorragender Literat; er hatte herrliche

Werke geschrieben, und seine guten Taten hätten zu seinen Gunsten sprechen sollen. So schrieb ich einen Artikel, der diese Anschauung zum Ausdruck brachte, aber meine Verleger benachrichtigten mich sofort, daß sie den Artikel nicht für ratsam hielten, und als ich auf meinem Standpunkt verharrte, teilten sie mir mit, daß sie ihn lieber nicht veröffentlichen wollten. Dennoch enthielt er weiter nichts als die dringende Vorstellung, das Urteil hintanzuhalten und die schimpfliche Behandlung bis nach dem Gerichtsverfahren zu vertagen. Die bekannten Buchhändler Smith und Söhne, die auf irgendeine Weise (vermutlich durch meinen Herausgeber) von der Sache Wind bekommen hatten, ließen mich wissen, daß sie keine Zeitschrift verkaufen würden, die sich Oscar Wildes Verteidigung zur Aufgabe machte, — mit dem Bemerken, daß es sogar besser wäre, wenn sein Name nicht genannt würde. Die englische Krämer-Zensurbehörde war entschlossen, an diesem Manne nach Jedburger* Muster Justiz zu üben. Und ich hätte allein durch den Versuch, die Angelegenheit gerecht zu behandeln, die „Saturday Review" zugrunde gerichtet.

In dieser verzweifelten Lage wandte ich mich an den Mann, der als bedeutender Wortführer der öffentlichen Meinung in England gilt. Der Leiter der „Times", Mr. Arthur Walter, war stets freundlich zu mir gewesen. Ich kannte sein ausgeglichenes Urteil: er hatte sich in seiner Jugend in Oxford besonders ausgezeichnet und zwanzig Jahre mit den führenden Persönlichkeiten aller Kreise in nahem Verkehr gestanden. So ging ich nach Berkshire, um ihn zu besuchen, und stellte ihm eindringlich die Anschauungen vor, die ich für aristokratisch hielt. Es war klar, daß in England unter den obwaltenden Verhältnissen keine Aussicht auf ein gerechtes Gerichtsverfahren bestand. Und ich hielt es für die Pflicht der „Times", unumwunden zu erklären, daß dieser Mann nicht von vornherein verurteilt werden dürfte und daß seine Verdienste im Fall seiner Verurteilung bei der Festsetzung des Strafmaßes ebenso berücksichtigt werden müßten wie seine Verfehlungen.

Mr. Walter war gern bereit, mich anzuhören, konnte sich aber meinen Ansichten nicht anschließen. Ein Mann, der ein bedeutendes Gedicht oder ein bedeutendes Theaterstück geschrieben hatte,

---

* Jedburg ist ein Ort, der wegen der Justizvergewaltigung des Richters Jeffries berüchtigt war.

stand in seiner Wertschätzung nicht so hoch wie ein Mann, der ein Scharmützel gegen ein Häufchen unbewaffneter Wilder siegreich bestanden oder ein paar Barbaren um ein Stück Land betrogen und es dem britischen Weltreich angegliedert hatte. Im Grunde genommen teilte er die Anschauung des englischen Landadels, daß ein erfolgreicher Durchschnittsgeneral, Admiral oder Staatsmann unvergleichlich bedeutsamer ist als Shakespeare oder Browning. Und er ließ sich nicht zu dem Glauben bekehren, daß die Namen Gladstone, Disraeli, Wolseley, Roberts und Wood mit jedem Tage schwinden und verbleichen, bis selbst der Gebildete sie nach hundert Jahren kaum noch kennt. Während Brownings, Swinburnes, Merediths oder selbst Oscar Wildes Ruhm mit der Zeit größer und strahlender wird, bis in hundert oder fünfhundert Jahren kein Mensch mehr im Traume daran denkt, streberische Politiker wie Gladstone oder Beaconsfield mit genialen Männern wie Swinburne oder Wilde zu vergleichen. Walter wollte das eben nicht einsehen, und als er bemerkte, daß die Wucht der Argumente gegen ihn sprach, erklärte er, daß es um so schlimmer für die Menschheit wäre, wenn es sich in Wahrheit so verhielte. Seines Erachtens war jeder, der ein einwandfreies Leben führte, mehr wert als ein Mann, der Liebeslieder und geistreiche Lustspiele schrieb, — also John Smith mehr wert als Shakespeare!

Er war für die Bitte um die reine Gerechtigkeit so unzugänglich, wie nur ein Engländer es zu sein vermag.

„Sie behaupten nicht mal, daß Wilde unschuldig ist", warf er mir wiederholentlich vor.

„Ich halte ihn für unschuldig", erklärte ich wahrheitsgemäß, „aber lieber sollen hundert Schuldige straflos ausgehen, als daß einem einzigen Menschen vor Gericht unrecht geschieht. Und wie soll diesem Manne jetzt vor Gericht sein Recht werden, wenn die Zeitungen seit Wochen von den heftigsten Ausfällen gegen ihn und seine Werke strotzen?"

Und er führte immer wieder ein echt englisches Stichwort an: „Solange im wesentlichen Gerechtigkeit geübt wird, genügt uns das vollkommen."

„Im wesentlichen wird nie Gerechtigkeit geübt werden", rief ich, „solange das Ihr Ideal ist. Ihr Pfeil kann nie ganz so hoch fliegen, als das Ziel gesteckt ist." Aber ich erreichte nichts.

Wäre Oscar Wilde ein Heerführer oder ein sogenannter Reichsvermehrer gewesen, so hätte die „Times" vielleicht der öffentlichen Meinung getrotzt, die Aufmerksamkeit auf seine Vorzüge gelenkt und befürwortet, sie als Milderungsgrund für seine Verfehlungen zu betrachten. Aber da es sich nur um einen Schriftsteller handelte, schien ihm niemand Dank schuldig zu sein oder sich darum zu bekümmern, was aus ihm wurde.

Walter war im Vergleich zu den meisten Leuten seiner Kreise ehrlich gesinnt. Während meines Besuchs hielt sich auch ein irischer Herr bei ihm auf, der meine Entschuldigungsgründe für Wilde mit schlecht verhehlter Entrüstung hörte. Ich war erregt, weil Arthur Walter mit Hartnäckigkeit nach neuen Argumenten suchte, und wies darauf hin, daß Wildes Verfehlungen pathologischer und nicht krimineller Art waren und in einem richtig organisierten Staate nicht bestraft werden würden.

„Sie geben zu", sagte ich, „daß wir das Verbrechen strafen, um seiner Verbreitung vorzubeugen; streichen Sie diese Sünde aus dem Strafgesetzbuch, und die Zahl der Sünder wird nicht um einen einzigen vermehrt werden: weshalb soll man sie also bestrafen?"

„Ich würde solche Sünder zu Tode peitschen, jawohl, das würde ich", rief der Ire in seinem Dialekt, „sie sind nicht wert, gehenkt zu werden."

„Nur im Mittelalter sind die Aussätzigen gestraft worden", fuhr ich fort, „weil man den Aussatz für ansteckend hielt; aber diese Krankheit ist nicht einmal ansteckend."

„Meiner Treu, ich würde sie zur Strafe ausrotten!" rief der Ire.

Ich war erbittert, daß dieses blöde Vorurteil meinen Freund schädigte, und so sagte ich schließlich lächelnd:

„Sie sind sehr hart; ich bin es nicht, denn wissen Sie, ich besitze keine geschlechtliche Eifersucht, die mich hitzig macht."

Nun mußte sich Walter um des lieben Friedens willen ins Mittel legen, aber das Unheil war bereits geschehen, denn meine Fürsprache blieb wirkungslos. Es ist sehr merkwürdig, daß das Vorurteil gegen die Schriftsteller in England so tief eingewurzelt und nachhaltig ist. Es fehlt nicht allein an jedem Versuch, sie nach ihrem wahren Werte einzuschätzen, nach dem Werte, den die Nachwelt ihren Werken beilegt, sondern sie werden auch dauernd als Parias behandelt, und die selbstverständlichste Gerechtigkeit wird ihnen versagt. Die verschiedenen Gerichtsverfahren gegen

Oscar Wilde veranschaulichen dem denkenden Menschen in belehrender Weise die Kraft dieses Vorurteils. Manche mögen wohl die Erklärung für das Vorurteil gegen Wilde in dem eigentümlichen Widerwillen finden, der in England gegen das Vergehen herrscht, das ihm zur Last gelegt wurde.

Ich möchte aus den heutigen Zeitungen — denn ich schreibe diese Zeilen im Januar 1910 — ein Beispiel anführen. Da lese ich in meiner „Daily Mail", daß ein Londoner Richter — Sir Albert de Rutzen — bei dem Polizeigericht in der Bow Street die Verfügung traf, 272 Exemplare der englischen Übersetzung von Balzacs „Contes Drolatiques" zu vernichten, mit der Begründung, daß das Buch unzüchtig sei. Nun handelt es sich hier um ein anerkanntes Meisterwerk, das bei weitem nicht so frei ist wie der „König Lear" oder „Hamlet", wie „Tom Jones" oder „Antonius und Kleopatra". Was würde man von einem französischen oder einem deutschen Richter denken, der die Verfügung trifft, daß eine gute Übersetzung des „Hamlet" oder „König Lear" wegen ihres unzüchtigen Inhalts verbrannt wird? Er würde für geisteskrank erklärt werden. Man kann eine derartige richterliche Entscheidung nur als einen Einzelfall verstehen. Aber in England ist diese ungeheuerliche Dummheit an der Tagesordnung. Sir A. de Rutzen begnügte sich nicht mit der Verfügung, die Bücher zu verbrennen und den Buchhändler zu einer Geldstrafe zu verurteilen, sondern ging so weit, diese Verurteilung zu rechtfertigen und die Polizei zu loben:

„Es ist mir ganz klar, daß in London seit langer Zeit kein häßlicherer und gemeinerer Schandfleck zu finden gewesen ist, und die Polizei hat überaus recht getan, die Sache ans Licht zu bringen. Meines Erachtens sind diese Bücher geeignet, sehr viel Schaden anzurichten."

Man stelle sich die Geistesverfassung eines Menschen vor, der solchen verheerenden Unsinn zu sprechen vermag; der in voller Kenntnis der nächtlichen Vorgänge in Piccadilly die Übersetzung eines Meisterwerks einen „der häßlichsten Schandflecke" zu nennen wagt, die in London zu finden sind. Ich glaube, es ist wohl zuviel gesagt, daß ein solcher Mann verrückt ist; wenn man aber sagt, daß er die Geltung oder die Bedeutung der Worte, die er anwendet, nicht versteht, und daß er von einem außergewöhnlich vernunftlosen Vorurteil geleitet ist, — so entspricht das sicherlich der Wahrheit in ihrer mildesten Form.

Diese Widersinnigkeit, die Sir A. de Rutzen mit neun Zehnteln aller Engländer gemein hat, ist schuld daran, daß die Franzosen, die Deutschen und Italiener sie als eingefleischte Heuchler bezeichnen. Aber sie sind viel weniger heuchlerisch als ungebildet und verständnislos und dem mildernden Einfluß der Kunst und Literatur unzugänglich. Der Durchschnittsengländer will viel lieber ein Sportsmann als ein Dichter genannt werden. Das puritanische Commonwealth-Parliament (Staatsparlament) traf die Verfügung, die Gemäldesammlung Karls I. zu verkaufen — mit Ausnahme der unzüchtigen Bilder, die verbrannt werden sollten. Demzufolge wurden sechs Tiziane mit aller Feierlichkeit verbrannt und der erste Anfang einer großen nationalen Bildergalerie vernichtet. Man glaubt Sir A. de Rutzen vor sich zu sehen, wie er diesem Brandopfer in aller Feierlichkeit beiwohnte und andachtsvoll das Urteil abgab, daß alle Meisterwerke, die einen schönen Frauenbusen verführerisch zur Darstellung brachten, „häßliche und gemeine Schandflecke" wären und als schädlich verbrannt werden müßten. Oder, besser gesagt, kann man sehen, daß Sir A. de Rutzen es in zwei und einem halben Jahrhundert fertig gebracht hat, ein wenig über diesen urwüchsigen puritanischen Standpunkt hinauszukommen: denn vielleicht würde er ein Gemälde von Meisterhand unverbrannt durchschlüpfen lassen, während ein von Meisterhand geschriebenes Werk nach seinen Begriffen noch mit dem Bannfluch belegt wird.

Dieses Vorurteil beruht in gewisser Hinsicht auf der Tatsache, daß die Engländer eine besondere Abneigung gegen die geschlechtliche Zügellosigkeit in allen ihren Formen empfinden. Sie ist nicht vereinbar mit dem Ideal, das sie sich von der Männlichkeit gemacht haben. Und wie jener armselige närrische Richter haben sie noch nicht die Wahrheit erfaßt, die selbst der Stumpfsinnigste wohl durch das Beispiel der Japaner begriffen haben dürfte: daß eine Nation außergewöhnlich tapfer, stark und entsagungsvoll und zugleich tief sinnlich und für jede verfeinerte Leidenschaftlichkeit empfänglich sein kann. Wenn der große englische Mittelstand ebenso gebildet wäre wie der deutsche, würde ein Urteil in Sir A. de Rutzens Sinne als etwas Lächerliches und Albernes verspottet oder, besser gesagt, es würde vollkommen undenkbar sein.

In den angelsächsischen Ländern ist sowohl der Künstler wie die geschlechtliche Leidenschaft verpönt. Die Rasse ist mehr zu

kriegerischen Taten als zum Liebesspiel geneigt. Sie hält ihre überwiegend streitbaren Triebe für kraftvoll und tugendhaft, gerade weil sie das zu verachten pflegt, was sie gern als „schmachtende Liebe" bezeichnet. Der Dichter Middleton konnte die Stadt seiner Träume nicht nach England verlegen, — seine Stadt, der ein schönerer Himmel und schönere Straßen beschieden waren·

So lang die Stadt sich dehnet, waltet heitre Lust,
Und nach dem Schwerte sah ich beben keine Hand,
Und waren doch vernarrt in ihre starke Brust,
Auf daß sie milder würden: Liebe herrscht im Land.

Amerika und England bilden heutzutage zwei abschreckende Beispiele für die Gewaltherrschaft der rückständigen und groben öffentlichen Meinung auf dem edelsten Interessengebiete der Menschheit: in der Kunst, in der Literatur und Religion. Keine Gewaltherrschaft auf Erden ist für die Seele des Künstlers so vernichtend, sie ist niedriger und erniedrigender als irgendeine in Rußland herrschende Willkür. Die Folgen dieser von dem ungebildeten Mittelstande und der rohen Aristokratie ausgeübten Tyrannei werden durch das Gerichtsverfahren gegen Oscar Wilde und die Grausamkeit der Behandlung, die ihm von seiten des englischen Richtertums zuteil wurde, in allen Einzelheiten erwiesen. —

XV

DIE KÖNIGIN GEGEN WILDE: DAS ERSTE GERICHTSVERFAHREN

Sobald ich erfuhr, daß Oscar Wilde verhaftet und seine Entlassung gegen Bürgschaft abgelehnt worden war, bemühte ich mich um die Erlaubnis, ihn in Holloway zu besuchen. Wie mir gesagt wurde, durfte ich ihn nur in einem vergitterten käfigartigen Raum sehen und mußte mich beim Sprechen mindestens einen Meter entfernt halten. Nach meinem Gefühl war das für beide Teile allzu schmerzlich, und so wandte ich mich an die höheren Instanzen, die mir die Erlaubnis erteilten, ihn in einem Privatzimmer zu besuchen. Der Direktor empfing mich am Gefängnistor und war zu meiner Überraschung nicht nur höflich, sondern bestrickend gütig und verständnisvoll.

„Wir hoffen alle", sagte er zu mir, „daß er bald freigelassen wird. Das ist hier nicht der richtige Ort für ihn. Jeder hat ihn gern, jeder einzelne! Es ist wirklich ein Jammer!"

Augenscheinlich war sein Empfinden noch viel stärker als seine Worte, und mein Herz schlug ihm entgegen. Er führte mich in ein kahles Zimmer, dessen ganze Ausstattung aus einem kleinen viereckigen Kiefernholztisch nebst zwei Küchenstühlen bestand, und ließ mich dort allein. Nach ein paar Augenblicken erschien Oscar in Begleitung eines Wärters. Stumm drückten wir uns die Hand. Er sah furchtbar verängstigt und gedemütigt aus, und ich hatte das Gefühl, daß es meine einzige Pflicht war, ihn aufzuheitern.

„Ich freue mich, dich zu sehen", rief ich. „Hoffentlich sind die Wärter freundlich zu dir?"

„Ja, Frank", erwiderte er in hoffnungslosem Ton, „aber alle anderen sind gegen mich eingenommen, es ist bitter."

„Du darfst diesen Gedanken nicht aufkommen lassen", antwortete ich, „viele Leute, die du gar nicht kennst und niemals kennen lernen wirst, stehen auf deiner Seite. Um ihretwillen und um der ungezählten künftigen Generationen willen mußt du standhalten und es auskämpfen."

„Ich fürchte, Frank, daß ich — wie du einmal gesagt hast — keine Kämpfernatur bin", erwiderte er traurig, „und sie wollen mir die Entlassung gegen Bürgschaft nicht bewilligen. Wie kann ich mir an dieser Marterstätte Beweismaterial verschaffen oder meine Gedanken sammeln? Stell' dir vor, daß sie mir die Haftentlassung verweigern", fuhr er fort, „trotzdem ich in London geblieben bin, während ich die Möglichkeit hatte, ins Ausland zu reisen."

„Du hättest reisen sollen", rief ich ganz aufgeregt vor Empörung in französischer Sprache, „weshalb bist du nicht sofort abgereist, als du aus dem Gerichtssaal kamst?"

„Zuerst konnte ich meine Gedanken nicht sammeln", antwortete er mir in derselben Sprache, „ich konnte überhaupt nicht denken, ich war ganz betäubt."

„Deine Freunde hätten daran denken müssen", sagte ich unbeirrt, denn damals wußte ich noch nicht, daß sie ihr möglichstes getan hatten.

In demselben Augenblick trat der Wärter, der sich abgewandt und nach der Tür zurückgezogen hatte, wieder zu uns.

„Herr, es ist nicht gestattet, in einer fremden Sprache zu reden", sagte er in ruhiger Art. „Sie werden einsehen, daß wir die Vorschriften befolgen müssen. Außerdem darf ein Gefangener von diesem Gefängnis nicht als Marterstätte reden. Es tut mir leid, aber eigentlich müßte ich das melden."

Das alles war so jämmerlich, daß mir die Tränen in die Augen traten: selbst seinem Kerkermeister tat er leid. Ich dankte dem Wärter und wandte mich von neuem an Oscar.

„Du darfst nicht die geringsten Befürchtungen aufkommen lassen", rief ich, „auch deine Zeit wird wiederkommen, und dann mußt du sie wahrnehmen. Verlier' nur den Mut nicht und mach' das nächste Mal vor Gericht keine Witze. Das ist den Geschworenen verhaßt, weil sie es als geistige Überhebsamkeit und Unverschämtheit betrachten. Nimm alles ernst und mit strenger Würde. Verteidige dich, wie David seine Liebe zu Jonathan verteidigt haben würde, und sprich so, daß sie dir alle zuhören müssen. Wenn ich halb so begabt wäre wie du, würde ich mich verpflichten, freigesprochen zu werden, selbst wenn ich schuldig wäre; die unbezwingliche Entschlossenheit ist stets eine halbgewonnene Schlacht... Mach' diese Gerichtsverhandlung von dem

Augenblick an, da du den Saal betrittst, bis zur Entscheidung der Geschworenen zu einem unvergeßlichen Ereignis. Benutze jede Gelegenheit und laß dein wahres Wesen zu Worte kommen, damit es für dich zeugt."

Ich sprach mit weinenden Augen und zornigem Herzen.

„Ich will mein möglichstes tun, Frank", sagte er in verzagtem Ton, „ich will mein möglichstes tun. Wenn ich hier herauskäme, könnte ich mir etwas ausdenken, — aber es ist schrecklich, wenn man hier ist. Noch bei Tageslicht muß man zu Bett gehen, und die Nächte nehmen kein Ende."

„Hast du denn keine Uhr?" rief ich.

„Im Gefängnis ist es nicht gestattet, eine Uhr zu haben", erwiderte er.

„Aber weshalb denn nicht?" fragte ich ganz bestürzt. Denn ich wußte nicht, daß in einem englischen Gefängnis jede Vorschrift ausgeklügelt ist, um den unglücklichen Gefangenen zu quälen und zu erniedrigen.

Mit verzweifelter Gebärde hob Oscar die Hände empor:

„Man darf nicht rauchen, nicht einmal eine Zigarette; deshalb kann ich nicht schlafen. Die ganze Vergangenheit wird wieder lebendig: all jene goldenen Stunden: die Junitage in London, wenn die Sonne leuchtende Flecke auf den Rasen wirft und der Wind in den Bäumen wie Seide raschelt. Entsinnst du dich, daß Wordsworth von dem ‚Winde in den Bäumen' spricht? Ach, ich wünschte, ich könnte ihn jetzt hören und noch einmal einatmen. Dann würde ich vielleicht Kraft zum Kampf gewinnen."

„Ist das Essen gut?" fragte ich ihn.

„Ganz ausreichend, ich bekomme es von auswärts. Auf das Essen kommt's nicht an. Das Rauchen entbehre ich, die Freiheit und Menschen zum Verkehr. Wenn ich allein bin, versagt mein Geist. Dann kann ich nur an das denken, was gewesen ist, und mich selbst peinigen. Ich bin für die Sünden eines ganzen Lebens schon genug gestraft."

„Kann ich nicht irgend etwas für dich tun, hast du nicht irgendeinen Wunsch?" fragte ich ihn.

„Nein, Frank", antwortete er, „es ist sehr freundlich von dir, daß du mich besucht hast, ich wünschte, ich könnte dir so recht sagen, wie freundlich es ist."

„Das ist nicht der Rede wert", sagte ich; „du kannst mich jederzeit rufen, wenn du mich brauchst: ein Wort genügt, und ich komme. Bücher darfst du dir doch halten, nicht wahr?"

„Ja, Frank."

„Ich wünschte, daß du Platos ‚Apologie' zur Hand nehmen und dir Sokrates' unsterblichen lächelnden Mut mit tiefen Zügen zu eigen machen würdest", sagte ich.

„Ach, Frank, wie viel menschlicher waren die Griechen! Sie erlaubten, daß seine Freunde ihn zu bestimmten Stunden besuchten und mit ihm sprachen, trotzdem er zum Tode verurteilt war. Da gab es keine Wärter, die zuhörten, und keine erniedrigenden Bestimmungen."

„Sehr wahr", rief ich, denn plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, daß Oscar Wilde vor zweitausend Jahren in Athen viel besser behandelt worden wäre. „Unser Fortschritt ist in der Hauptsache eine veränderte Form, denn wir streifen unsere Grausamkeit nicht ab, und selbst Christus vermochte nicht, uns milder zu machen."

Er nickte. Zuerst schien er ganz trostlos zu sein, aber ich brachte es fertig, ihn ein wenig aufzurichten, denn als unser Gespräch zur Neige ging, fragte er mich:

„Glaubst du wirklich, Frank, daß ich siegen kann?"

„Selbstverständlich wirst du siegen", erwiderte ich. „Du mußt siegen, du darfst an keine Niederlage denken. Nimm an, daß es gar nicht ihre Absicht ist, dich schuldig zu sprechen; präge dir das ein, wenn du im Gerichtssaal bist, und laß keine Furcht aufkommen, — nicht eine Sekunde. Deine Feinde sind weiter nichts als dumme, unglückliche Geschöpfe, die ein paar armselige Jahre zwischen Erde und Sonne umherkriechen, und deren Schicksal es ist, zu sterben, keine Spuren und kein Andenken zurücklassen. Vergiß nicht, daß du für uns alle kämpfst, — für jeden Künstler und Denker, der auf englischem Boden geboren werden soll... Besser ist es, wie Galilei zu siegen, als wie Giordano Bruno verbrannt zu werden. Laß dich auch nicht von ihnen zum Märtyrer machen. Biete deine ganze Klugheit, deine Beredsamkeit und deinen bestrickenden Reiz auf. Fürchte dich nicht; wenn sie dich kennen, wie du bist, werden sie dich nicht verurteilen."

„Ich habe versucht, meine Gedanken zu sammeln", sagte er, „und mich darauf gefaßt gemacht, diese Lebensweise ein ganzes

Jahr zu ertragen. Es ist schrecklich, Frank, ich habe keine Ahnung gehabt, daß ein Gefängnis so schrecklich ist."

Der Wärter runzelte wieder die Stirn, und ich beeilte mich, zu einem anderen Thema überzugehen.

„Deshalb mußt du eben entschlossen sein, daß du nicht noch mehr damit zu tun haben wirst. Ich wünschte, ich hätte dich gesprochen, als du aus dem Gerichtssaal kamst, aber ich habe wirklich geglaubt, du könntest mich nicht gebrauchen, denn du wandtest dich von mir ab."

„Ach, Frank, das war doch nicht möglich?" rief er. „Ich wäre dir ja so dankbar gewesen."

„Ich bin sehr kurzsichtig", versetzte ich, „und es kam mir so vor. Von unseren törichten kleinlichen Eitelkeiten lassen wir uns zurückhalten, so zu handeln, wie wir handeln sollten. Aber wenn ich irgend etwas für dich tun kann, laß es mich wissen, ich komme jederzeit, wenn du mich brauchst."

Ich sprach diese Worte, weil der Wärter mir bereits ein Zeichen gegeben hatte.

„Die Zeit ist um", sagte er nun, und wir drückten uns noch einmal die Hände.

„Du mußt siegen", sagte ich zu ihm, „du darfst an keine Niederlage denken. Auch deine Feinde sind menschlich. Bekehre sie, glaub' mir, daß du es kannst." Ich ging — und trug Angst, Mitleid und Empörung in meinem Herzen:

Schweig still, mein Herz, schweig still, es währt nur kurze Zeit,
Wir wollen leiden einer Stunde Qual und dulden Ungerechtigkeit.

Ich traf den Direktor, als ich fast an der Tür war.

„Es ist furchtbar", rief ich aus.

„Ja, das ist hier nicht der richtige Ort für ihn", antwortete er mir. „Er hat bei uns nichts zu suchen. Jeder hat ihn gern und bemitleidet ihn, — die Wärter, jeder einzelne. Ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, um ihm den Aufenthalt erträglich zu machen."

Wir reichten uns die Hand, und ich glaube, wir hatten beide Tränen in den Augen, alswir auseinandergingen. Dieser menschenfreundliche Gefängnisdirektor hatte mich gelehrt, daß Oscars Sanftmut und Güte — die Liebenswürdigkeit seines Wesens — alle Herzen erobern würde, wenn ihr Zeit gelassen wurde, sich zu

erkennen zu geben. Und doch war er im Gefängnis. Sein Gesicht und seine Gestalt tauchten immer wieder vor meinen Augen auf: dieses unrasierte Gesicht, dieser eingeschüchterte, traurige Ausdruck; diese verzweifelte, klanglose Stimme. Selbst die Reinlichkeit des kahlen, unfreundlichen Zimmers machte einen häßlichen Eindruck. Die Engländer sind so töricht, daß sie die Menschen erniedrigen, die sie strafen. Ich glühte vor Empörung.

Und als ich von hinnen ging, blickte ich zu dem mittelalterlichen, zinnengekrönten Torweg des Grundstücks empor und fand, daß der Baustil vortrefflich zu dem Geist der Anstalt paßte. Die ganze Einrichtung gehört ins Mittelalter und nicht in unser modernes Leben. Wenn man bedenkt, daß das Gefängnis dicht neben dem Krankenhaus liegt und das Gefängnis sogar eine Krankenabteilung besitzt! Folterung und Herzensgüte, Strafe und Mitleid unter einem Dache. Welch ungereimter Widerspruch und Stumpfsinn! Wird die Zivilisation niemals Menschheitsideale erfüllen? Wird der Erdenbürger stets die Sünden, die er nicht begreifen kann und die ihn nicht in Versuchung führen, am strengsten bestrafen? Hat Jesus umsonst das Kreuz auf sich genommen?

*

Oscar Wilde wurde am 19. April vor Gericht gestellt, am 24. fand die Anklagejury die Anklage für „begründet", und da der Fall fast unverzüglich zur Verhandlung nach Old Bailey* überwiesen wurde, beantragte man die Vertagung der Verhandlung bis zur Sitzungsperiode im Mai, mit der Begründung, daß erstens die Verteidigung nicht genügend Zeit gehabt hätte, um ihre Sache vorzubereiten, und daß zweitens Mr. Wilde bei der augenblicklichen Stimmung des Publikums auf keine gerechte und unparteiische Verhandlung rechnen könne. Justice Charles, der die Untersuchung zu leiten hatte, nahm den Antrag entgegen und lehnte ihn rundweg ab: „Jede Vermutung, daß der Angeklagte nicht auf eine gerechte und unparteiische Verhandlung zu rechnen hat, ist unbegründet", erklärte er, obwohl er das besser wußte. Denn in seinem Schlußwort am 1. Mai stellte er fest, daß „man seit Wochen keine Zeitung zur Hand nehmen konnte, ohne eine Notiz über den Fall zu lesen". Und als er die Geschworenen

* Old Bailey ist das Hauptkriminalgericht in der Londoner City.

aufforderte, sich nicht durch „vorgefaßte Meinungen beeinflussen zu lassen", gab er die Wahrheit zu, daß jede Zeitungsnotiz mit Abneigung und Verachtung gegen Oscar Wilde gespickt war. In der Tat ein gerechtes Verfahren! —

Die Verhandlung fand drei Tage später, am 27. April, unter dem Vorsitz von Justice Charles in Old Bailey statt. Die Herren C. F. Gill und A. Gill sowie Herr Horace Avory vertraten die öffentliche Anklage. Mr. Wilde wurde wieder von Sir Edward Clarke und den Herren Charles Mathews und Travers Humphreys verteidigt, während die Herren J. P. Grain und Paul Taylor als Rechtsbeistand für den anderen Angeklagten fungierten. Die Verhandlung begann an einem Sonnabend, und der ganze Tag wurde durch die rechtliche Darlegung des Falles ausgefüllt. Ich werde die Einzelheiten nicht anführen, sondern nur die wichtigsten Vorkommnisse der Verhandlung schildern und die Ungerechtigkeit, die ihr Hauptmerkmal bildete.

Sir Edward Clarke wies darauf hin, daß der erste Teil der Anklagepunkte unter die kriminelle Zusatzakte zum Strafrecht fiel und der zweite Teil auf Mittäterschaft lautete. Er beantragte nun, die Anklage wegen Mittäterschaft fallen zu lassen. Für die Anklagepunkte wegen Mittäterschaft konnten die Angeklagten nicht als Zeugen aufgerufen werden, wodurch die Verteidigung benachteiligt wurde. Schließlich erkannte der Vorsitzende an, daß Schwierigkeiten vorhanden wären, wollte jedoch Sir Edward Clarkes Gesuch nicht bewilligen. Im weiteren Verlauf der Verhandlung zog jedoch Mr. Gill selbst die Anklagepunkte auf Mittäterschaft zurück, und der Vorsitzende gab in seinem Schlußwort ausdrücklich zu, daß er diese auf Mittäterschaft lautenden Anklagepunkte nicht zugelassen haben würde, wenn er das beigebrachte Beweismaterial gekannt hätte. Durch dieses Zugeständnis entlastete er offenbar sein Gewissen, gerade ebenso wie Pilatus seine Hände in Unschuld wusch. Aber das Unheil war bereits geschehen. Diese Anklage auf Mittäterschaft hatte nicht nur der Verteidigung Verlegenheiten bereitet; wäre sie unterblieben, wie es sich gebührte, so hätte Sir Edward Clarke mit vollem Recht darauf bestehen können und müssen, daß das Verfahren gegen die beiden Männer getrennt geführt wurde. Und somit wäre Wilde nicht durch die Zusammenstellung mit Taylor, dessen Name berüchtigt war und der bereits wegen ähnlicher Beschuldigungen

mit der Polizei zu tun gehabt hatte, in seinem Rufe geschädigt worden.

Aber das war nicht die einzige Ungerechtigkeit, die von seiten der Anklagevertretung erfolgte. Das Schatzamt rief einen jungen Mann namens Atkins als Zeugen auf und bestätigte dadurch zum mindesten seine Glaubwürdigkeit. Aber Sir Edward Clarke überführte Atkins, daß er in schamlosester Weise vor Gericht einen Meineid geleistet hatte. In der Tat waren die vom Schatzamt gegen Wilde beigebrachten Zeugen, mit Ausnahme des Knaben Mavor und eines jungen Mannes namens Shelley, insgesamt Erpresser und Leute niedrigster Sorte. In bezug auf Mavor gab der Vorsitzende zu, daß das beigebrachte Beweismaterial nicht ausreichend war, um den Geschworenen vorgelegt zu werden. Aber sein Schlußwort stand sehr stark unter dem Eindruck der Shelleyschen Aussage. Shelley war ein junger Mann, der an einer Art religiösem Wahnsinn zu leiden schien. Justice Charles legte großes Gewicht auf seine Aussage und forderte die Geschworenen zu der Erklärung auf, daß „sein Briefwechsel, der verlesen worden war, zwar als Beweis seiner Erregbarkeit anzusehen sei, daß man aber den Eindruck seiner Briefe in unangemessener Weise vergrößern würde, wenn man ihn als einen jungen Mann bezeichnete, der nicht wüßte, was er redete". Er fügte dann mit großer Feierlichkeit hinzu: „Aus welchem Grunde sollte dieser junge Mann eine Geschichte erfunden haben, deren Bericht vom Zeugenstand aus ihm unangenehm sein mußte?"

In der späteren Verhandlung unter dem Vorsitz von Justice Wills war der Vorsitzende genötigt, das Shelleysche Beweismaterial in toto zu streichen, weil es vollkommen unstichhaltig war. Es besteht kein Zweifel, daß auch Justice Charles Shelleys Beweismaterial gestrichen hätte, wäre der unter seinem Vorsitz geführte Prozeß nicht mit den auf Mittäterschaft lautenden Anklagepunkten verquickt worden. Und dann hätte sein Schlußwort vollkommen zu Wildes Gunsten ausfallen müssen.

Man kann die ungewöhnliche Böswilligkeit von seiten der Anklagevertretung auch daran ermessen, daß die sogenannten „literarischen Argumente" herangezogen wurden. Wilde hatte für die Zeitschrift „The Chameleon" Beiträge geliefert. Das Blatt enthielt eine unsittliche Erzählung, mit der Wilde gar nichts zu tun hatte und die von ihm wegen ihrer Anstößigkeit getadelt worden

war. Dennoch versuchte die Anklage, ihn gewissermaßen für die Unsittlichkeit einer literarischen Arbeit verantwortlich zu machen, von der er gar nichts gewußt hatte.

Ferner hatte Wilde zwei von Lord Alfred Douglas verfaßte Gedichte „schön" genannt. Die Anklage behauptete nun, daß diese Gedichte in ihrer Tendenz eine Verteidigung der gemeinsten Unsittlichkeit wären. Aber kann das leidenschaftlichste, ja selbst das unkeuscheste Gedicht nicht dennoch „schön" sein? Niemals ist etwas Leidenschaftlicheres geschrieben worden als eins der Sapphoschen Gedichte. Und doch ist ein Fragment auserwählt worden und durch die Bewunderung von hundert Generationen erhalten geblieben. Die Anklage stellte sich unentwegt auf den Standpunkt eines Menschen, der die Behauptung vertritt, daß jemand unbedingt unsittlich sein muß, wenn er die bildhafte Darstellung eines nackten Körpers lobt. In jedem anderen zivilisierten Lande wäre ein solcher Streitpunkt undenkbar. Aber selbst der Vorsitzende war von dieser geistigen Stufe nicht weit entfernt. Er gab zu, daß es nicht gerecht wäre, einen Dichter oder einen dramatischen Schriftsteller auf Grund seiner Werke zu verurteilen, und fuhr dann folgendermaßen fort:

„Es ist bedauerlicherweise wahr, daß, im Gegensatz zu einigen unserer größten Schriftsteller, die viele Jahre damit zugebracht haben, nur die ersprießlichsten literarischen Werke — von höchster Genialität zeugende Werke zu schreiben, die jeder lesen kann, wie z. B. Sir Walter Scott und Charles Dickens — andere große Schriftsteller, insbesondere im achtzehnten Jahrhundert, sich trotz ihrer persönlich durchaus vornehmen Gesinnung aus diesem oder jenem Grunde gestattet haben, Bücher zu schreiben, deren Lektüre für Menschen peinlich ist, die ein normales Anstands- und Schicklichkeitsgefühl besitzen."

Es wäre ehrlicher und vorurteilsloser gewesen, den unsinnigen Klagepunkt aus einem Rechtsspruch zu tilgen. Hätte das Schatzamt Shakespeare um seines „Hamlet" willen vor Gericht gebracht, hätte man den Verfasser des „Hohenliedes Salomonis" wegen Unsittlichkeit verurteilt oder Paulus auf Grund seiner „Epistel an die Korinther" ins Gefängnis geschickt?

Die Vorurteile des Mittelstandes und das heuchlerische, scheinheilige Geschwätz des Vorsitzenden und der Advokaten füllten in ermüdender, schleppender Langweiligkeit viele Tage aus. Am

Mittwoch hielt Sir Edward Clarke seine Verteidigungsrede für den Angeklagten. Er wies die Ungerechtigkeit der verspätet zurückgezogenen, auf Mittäterschaft lautenden Anklagepunkte nach und sagte ferner: der Umstand, daß gewisse Presseparteien diesen Fall zu einem schmählichen Verhalten ausgebeutet hatten, durch welches die Handhabung der Gerechtigkeit gefährdet und der Mandant, dessen Sache er vertrete, in höchstem Grade geschädigt worden sei, gäben diesem Rechtsfall sein bezeichnendstes Gepräge. Und zum Schluß bemerkte er: die Art, in der Mr. Wilde seit vielen Wochen von der Presse kritisiert worden war, sei das Ungerechteste, was man sich denken könne. Aber kein Richter legte sich für ihn ins Mittel.

Sir Edward Clarke glaubte augenscheinlich, daß das Urteil des Londoner Geschworenengerichts selbst durch den Nachweis der Ungerechtigkeit unbeeinflußt bleiben würde. Und so begnügte er sich damit, den Versuch zurückzuweisen, Mr. Wilde auf Grund seiner Bücher oder eines Artikels, den er mißbilligt hatte, oder nach Gedichten, die er nicht geschrieben hatte, zu beurteilen. Er betonte die Tatsache, daß Mr. Wilde selbst die Klage gegen Lord Queensberry, durch welche die ganze Untersuchung veranlaßt worden war, angestrengt hatte: „Am 30. März", sagte Sir Edward Clarke, „war Mr. Wilde von der Beschuldigungsliste unterrichtet", — dann wandte er sich an die Geschworenen mit der Frage, ob sie wohl glaubten, daß er in England geblieben und das erste Gerichtsverfahren heraufbeschworen hätte, wenn er schuldig wäre? Ein solches Verhalten würde doch mehr als wahnsinnig sein, wenn Mr. Wilde wirklich schuldig gewesen wäre. Überdies hätte Mr. Wilde, noch ehe er die Beschuldigungen im einzelnen gehört hatte, den Zeugenstand betreten, um sie zu widerlegen.

Clarkes Rede war gut, aber nichts Außergewöhnliches: sie brachte keine neuen Argumente und keine einzige treffsichere Aufklärung. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß die höhergeartete Fürsprache des Verständnisses durch ihre Abwesenheit glänzte.

Oscar Wildes Kreuzverhör bildete wieder den interessantesten Teil der Verhandlung.

Mr. Gill befragte ihn ganz eingehend über die beiden von Lord Alfred Douglas für die Zeitschrift „The Chameleon" geschriebenen Gedichte, die Mr. Wilde „schön" gefunden hatte. Das erste trug den Titel „In Praise of Shame", während er das zweite „Two

Loves" genannt hatte. Hier warf Sir Edward Clarke die Bemerkung ein:

„Mr. Gill, das betrifft Mr. Wilde nicht."

Gill: „Ich wüßte nicht, daß ich das gesagt hätte."

Sir Edward Clarke: „Und ich glaubte, Sie würden gern sagen, daß es ihn nicht betrifft."

Dann bestand Mr. Gill darauf, daß Mr. Wilde nähere Erklärungen über das Gedicht „In Praise of Shame" abgeben sollte.

Und Mr. Wilde äußerte sich dahin, daß das erste Gedicht unklar zu sein schiene. Als er aber mit besonderer Dringlichkeit über die „Liebe" befragt wurde, die in dem zweiten Gedicht geschildert ist, ließ er bei dieser Gerichtsverhandlung zum ersten und vielleicht einzigen Male seinem Herzen freien Lauf:

„Die Liebe, die ihren Namen in diesem Jahrhundert nicht zu nennen wagt, ist dieselbe große Zuneigung eines älteren zu einem jüngeren Manne, die zwischen David und Jonathan bestand, die Plato zur tiefsten Grundlage seiner Philosophie gemacht hat, und die in Michelangelos und Shakespeares Sonetten widerklingt — eine innige, geistige Zuneigung, die ebenso rein wie vollkommen ist, und die zu großen Kunstwerken anregt, wie zu Shakespeares und Michelangelos Schöpfungen und zu diesen beiden Briefen von meiner Hand, wie sie da sind, — eine Zuneigung, die in diesem Jahrhundert falsch gedeutet, so falsch gedeutet wird, daß ich um ihretwillen hier an dieser Stelle stehe. Sie ist etwas Schönes und Feines, sie ist die Zuneigung in ihrer edelsten Form, — ein geistiges Band, das wiederholentlich einen älteren mit einem jüngeren Manne verknüpft hat, wenn der ältere geistige Gaben besitzt und der jüngere den ganzen Frohsinn, die Hoffnung und den Reiz des Lebens in sich trägt. Die Welt begreift nicht, daß es so etwas geben kann, sie spottet darüber, und zuweilen kommt man aus diesem Grunde an den Pranger."

Als Oscar Wildes Rede bis zu diesem Punkte gediehen war, ertönte lauter Beifall von der Galerie des Gerichtssaales, und der gelehrte Richter sagte sofort: „Bei der geringsten Gefühlskundgebung werde ich den Saal räumen lassen. Ich ersuche Sie, vollkommenes Schweigen zu bewahren."

So brachte Justice Charles den Beifall, der Oscar Wilde zuteil wurde, mit großer Strenge zum Schweigen, obwohl Justice Collins dem Beifall nicht Einhalt zu bieten versuchte, der bei Lord

Queensberrys Freispruch durch den ganzen Saal tönte und die Menschenmenge, als sie sich zerteilte, noch bis auf die Straße geleitete.

Aber trotz der ungerechten Kritik der Presse, trotz der Ungerechtigkeit von seiten der Anklagevertretung und trotz der unverkennbaren Voreingenommenheit und philisterhaften Unwissenheit des Vorsitzenden kamen die Geschworenen zu keiner Einigung.

Und dann folgte der dramatischste Zwischenfall der ganzen Verhandlung. Noch einmal beantragte Sir Edward Clarke, Oscar Wilde gegen Bürgschaft freizulassen. „Nach dem, was vorgefallen ist," lauteten seine Worte, „glaube ich nicht, daß die Krone etwas gegen diesen Antrag einzuwenden hat." Die Krone überließ dem Vorsitzenden die Entscheidung, zweifellos mit vollem Vertrauen; denn der Vorsitzende lehnte sofort den Antrag ab. Darauf sagte Sir Edward Clarke, daß eine zweite Untersuchung, falls eine solche überhaupt beabsichtigt wäre, nicht sofort stattfinden dürfte:

„Die Bürde der bei diesem Prozeß beteiligten Personen ist sehr schwer, ich halte es daher nur für richtig, daß dem Schatzamt Gelegenheit geboten wird, in der zwischen dieser und der nächsten Sitzungsperiode liegenden Zeit die Art in Erwägung zu ziehen, in welcher der Fall vorgebracht werden soll, sofern das überhaupt geschieht."

Mr. Gill nahm sofort zu der Herausforderung Stellung:

„Zweifellos wird der Fall noch einmal zur Verhandlung kommen", erklärte er, „ob sogleich oder in der nächsten Sitzungsperiode, das wird davon abhängen, was am zweckmäßigsten ist. Vermutlich wird es das wünschenswerteste Verfahren sein, diesen Fall bis zur nächsten Sitzungsperiode zu vertagen. Das ist das übliche Verfahren."

Justice Charles: „Wenn es das übliche Verfahren ist, dann wollen wir es so halten."

Die nächste Sitzungsperiode des Hauptkriminalgerichts begann am 20. desselben Monats.

Ein Aufschub, der nicht einmal drei Wochen währte, — und der doch vielleicht genügen konnte: denn es war undenkbar, daß ein Beschlußrichter* die Gewährung der Haftentlassung gegen

---

* Judge in Chambers.

Bürgschaft ablehnen würde, da ihm das Gesetz glücklicherweise keine freie Wahl gestattet. — —

Der Antrag wurde zur angemessenen Zeit bei einem Beschlußrichter gestellt und trotz des von dem Polizeirichter und Justice Charles gegebenen schlechten Beispiels diesmal bewilligt. So wurde Wilde, nachdem er selbst eine Kaution im Betrage von £ 2500 gestellt hatte und zwei andere Bürgschaften von je £ 1250 geleistet worden waren, aus der Haft entlassen. Die Tatsache, daß sich Leute gefunden haben, die diese drückende Verantwortung auf sich nahmen, spricht mehr für den Reiz und die Zauberkraft dieses Mannes, als ganze Bände es zu sagen vermöchten. Ihre Namen verdienen es, genannt zu werden: der eine war Lord Douglas of Hawick, der zweite ein Geistlicher — Reverend Stewart Headlam. Ich erbot mich, eine Bürgschaft zu übernehmen, aber ich hatte damals keinen eigenen Haushalt, und deshalb konnte mein Name nicht angenommen werden. Ich vermute, daß das Schatzamt Einspruch erhoben hatte, und möchte das seinerseits als einen Schimmer von Vernunft betrachten.

Sobald die Haftentlassung genehmigt war, begann ich, mich mit den Vorbereitungen zu Oscars Flucht zu beschäftigen. Denn es war die höchste Zeit, daß etwas unternommen wurde, um ihn vor den Wölfen zu retten. Am Tage nach seiner Entlassung war eine Londoner Morgenzeitung schamlos genug, eine Mitteilung zu veröffentlichen, die sie für die richtige Analyse der Geschworenenabstimmung über die verschiedenen Schuldfragen ausgab. Nach dieser Quelle waren zehn Geschworene im großen und ganzen für und zwei gegen eine Verurteilung im Falle Wilde. Und dieser Angabe wurde in weiten Kreisen Glauben geschenkt, weil sie überdies besagte, daß die Abstimmung für Taylor günstiger ausgefallen wäre als für Wilde, — was so überraschend und sinnlos war, daß es eine gewisse Glaubwürdigkeit für sich hatte: Credo quia incredibile.

Ich hatte den englischen Rechtssinn, die englischen Richter und die englische Presse zur Genüge kennen gelernt, um überzeugt zu sein, daß Oscar Wilde nicht mehr Aussicht auf ein gerechtes Gerichtsverfahren hatte, als wenn er ein irischer „Invincible*" gewesen wäre. Alle hatten sich ihre Ansicht gebildet und wollten

* Parteiname der irischen Unversöhnlichen.

nicht einmal der Vernunft Gehör geben. So konnte er denn mit aller Sicherheit auf seine Verurteilung und — wenn er verurteilt wurde — mit voller Sicherheit auf eine bestialisch-rohe Strafe rechnen. Wahrscheinlich würde der Richter es als einen Beweis seiner Unparteilichkeit betrachten, wenn er ihn wegen seiner reizvollen Vorzüge und seiner großen Verstandesgaben bestrafte. Und zum erstenmal in meinem Leben begriff ich die volle Bedeutung des Montaigneschen Bekenntnisses: wenn er beschuldigt wäre, die Türme von Notre-Dame gestohlen zu haben, so würde er lieber aus Frankreich fliehen, als es auf eine Gerichtsverhandlung ankommen lassen, — und Montaigne mußte als Jurist Bescheid wissen. So machte ich mich denn sofort ans Werk, um meine Vorbereitungen zu beendigen.

Ich glaubte nicht, daß es für mich böse Folgen haben könnte, wenn ich Oscar behilflich war, das Land zu verlassen. Die Zeitungen hatten die Verhandlungen vor dem Polizeirichter und vor Justice Charles als Gelegenheit benutzt, um das Publikum mit einer solchen Flut von widerlichem Schmutz und Unrat zu überschwemmen, wie sie nur den Nasen des Publikums im tugendstolzen England geboten werden kann. Meines Erachtens mußten alle Leute der Beweise überdrüssig sein und sehnlichst wünschen, mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun zu haben. Aber in diesem Punkte mag ich mich geirrt haben, denn der Haß gegen Wilde schien allgemein und außerordentlich bösartig zu sein.

Ich brauchte eine Dampfjacht und wollte gerade nach Cowes fahren, um ein Boot zu mieten, als ein Herr beim Mittagessen merkwürdigerweise von seiner Dampfjacht auf der Themse sprach. Da fragte ich ihn, ob ich sie chartern könne.

„Gewiß", lautete die Antwort, „ich will sie Ihnen auf ein bis zwei Monate für die baren Auslagen überlassen."

„Ein Monat wird mir genügen", sagte ich.

„Wohin fahren Sie?" fragte er mich.

Ich weiß nicht recht, wie ich auf den Gedanken kam, ihm die Wahrheit zu sagen, um zu sehen, was er darauf erwidern würde. So führte ich ihn denn beiseite und erzählte ihm die einfachen Tatsachen. Er stellte mir die Jacht zu diesem Zweck sofort unentgeltlich zur Verfügung und erklärte, daß er sie mir mit dem größten Vergnügen überlassen würde. Denn es wäre entsetzlich, daß ein Mann wie Wilde als gemeiner Verbrecher behandelt werden sollte.

Er teilte Heinrichs VIII. Anschauung in Shakespeares gleichnamigem Drama:

„... Zwar seh' ich manchen hier,
Der mehr aus Arglist denn aus reinem Eifer
Vermöcht' er's, ihm das Ärgste zuerkannte ..."

Nicht die Großmut, die im Anerbieten meines Bekannten lag, sondern die rücksichtsvolle Achtung, die er Wilde bezeigte, überraschte mich. Und da ich in England diese Milde für etwas ganz Einzigartiges hielt, fühle ich mich verpflichtet, sie näher zu erklären. Mein Bekannter war zwar in England geboren und erzogen, aber von jüdischer Abstammung — ein Mann mit der vielseitigsten Bildung, der durchaus kein Verständnis für die Untugend besaß, die Wilde zur Last gelegt wurde. Mit dem tröstlichen Gefühl, daß es wenigstens ein großmütiges, gütiges Herz auf Erden gab, ging ich am nächsten Tage nach der Oakley Street in Willie Wildes Haus, um Oscar zu besuchen. Ich hatte ihm am Abend vorher schriftlich mitgeteilt, daß ich Oscar abholen würde, um mit ihm auswärts zu speisen.

Willie Wilde empfing mich an der Tür; augenscheinlich war er sehr erregt, weil Oscars Name in aller Leute Munde war. Nun beteuerte er mir mit großer Zungenfertigkeit, daß es sehr freundlich von mir wäre, Oscar beizustehen, und er nun, obwohl wir nicht gut Freund gewesen waren, die Streitaxt begraben wollte. Ich hatte mich nie für ihn interessiert, — von irgendeiner Streitaxt wußte ich nicht das geringste, und es war mir gleichgültig, ob sie begraben werden sollte oder nicht. In trockenen Worten wiederholte ich ihm, daß ich Oscar abholen wollte, um mit ihm auswärts zu speisen.

„Das weiß ich", sagte er, „und es ist überaus gütig von Ihnen, aber er kann nicht mitkommen."

„Weshalb denn nicht?" fragte ich und trat ins Haus.

Oscar war düster gestimmt, niedergeschlagen und sichtlich leidend. Da mich Willies theatralische Unaufrichtigkeit ein bißchen verdroß, hatte ich Eile, mich zu entfernen. Da sah ich plötzlich Sherard, der später in seiner Wilde-Biographie alles aufgeboten hat, um Oscars Andenken zu Ehren zu bringen. Auch mein Besuch ist in seinem Buche verzeichnet. Sherard stand schweigend an der Wand, und ich sagte zu Oscar:

„Ich will dich zum Mittagessen abholen."

„Er kann aber nicht ausgehen", rief Willie.

Doch ich ließ nicht nach:

„Selbstverständlich kann er das, ich bin gekommen, um ihn abzuholen."

„Aber wohin denn?" fragte Willie.

„Ja, Frank, wohin denn?" wiederholte Oscar in demütigem Ton.

„Wohin du willst", gab ich zur Antwort, „ins Savoy-Hotel, wenn du willst, oder zur Abwechslung ins Café Royal."

„Ach, Frank, ich traue mich nicht!" rief Oscar.

„Nein, nein", rief Willie, „das würde Ärgernis geben, irgend jemand wird ihm zu nahe treten, das könnte Schaden anrichten und die Leute aufsässig machen."

„Ach, Frank, ich traue mich nicht", wiederholte Oscar mechanisch seine Worte.

„Kein Mensch wird ihm zu nahe treten, es wird auch kein Ärgernis geben, und ihm wird es guttun", erwiderte ich.

„Aber was werden denn die Leute sagen?" rief Willie.

„Man weiß nie, was die Leute sagen werden", gab ich zurück, „am besten sprechen sie immer über die Menschen, die sich verdammt wenig daraus machen, was sie sagen."

„Ach, Frank!" wandte Oscar ein, „ich kann in kein Lokal gehen wie das Savoy-Hotel, wo mich jeder kennt."

„Gut, gut", pflichtete ich ihm bei, „du kannst dir aussuchen, wohin du gehen willst. Ganz London steht uns offen. Ich habe mit dir zu reden, und es wird dir guttun, an die Luft zu kommen, dich von der Sonne bescheinen und dir den Wind ins Gesicht wehen zu lassen. Komm, vor der Tür steht eine offene Droschke."

Nach kurzer Zeit hatte ich über seine Bedenken und Willies dumme Reden gesiegt, und er kam mit. Kaum hatten wir das Haus verlassen, da besserte sich seine Stimmung, und bald hörte ich sein helles Lachen.

„Es ist wirklich sonderbar, Frank, jetzt bin ich gar nicht mehr ängstlich und niedergeschlagen. Und die Leute johlen nicht und zischen mich nicht aus. Ist's nicht schrecklich, wie sie die Entgleisten beschimpfen?"

„Darüber wollen wir nicht sprechen", erwiderte ich, „wir wollen von Siegen und nicht von Niederlagen sprechen."

„Für mich wird's wohl keine Siege mehr geben, Frank."

„Ach Unsinn!“ rief ich, „aber wohin wollen wir gehen?“

„In irgendein ruhiges Lokal, wo mich keiner kennt.“

„Möchtest du wirklich nicht ins Café Royal?“ fragte ich. „Es wird dir nichts geschehen, und ich glaube, daß du wahrscheinlich da ein paar Leute treffen wirst, die es ehrlich mit dir meinen. Du hast eine sehr schwere Zeit hinter dir, und es muß doch noch Leute geben, die begreifen, was du durchgemacht hast, und die wissen, daß du für alles, was du gesündigt haben kannst, schon bestraft genug bist.“

Aber er beharrte bei seiner Meinung:

„Nein, Frank, ich kann nicht, ich kann wirklich nicht.“

Endlich entschieden wir uns für ein Restaurant in der Great Portland Street. Wir fuhren dorthin und ließen uns ein besonderes Zimmer anweisen.

Ich trug mich mit zwei Plänen, die beide aus einer Quelle stammten — dem innigen Wunsche, ihm zu helfen. Denn ich war überzeugt, daß er im Falle eines Wiederaufnahmeverfahrens nur, wie ich mich ausdrücken möchte, auf Grund eines zuverlässigen und wahrheitsgemäßen Zeugenbeweises verurteilt werden konnte. Die Geschworenen mit ihrem echt englischen Vorurteil, oder vielmehr mit ihren gesunden englischen Trieben würden das durch gemeine Erpresser gegen ihn vorgebrachte Beweismaterial nicht anerkennen. Er konnte nur auf Grund unverfälschter Beweismittel, wie durch die Zeugenaussagen der Stubenmädchen im Savoy-Hotel, verurteilt werden. Diese waren aber nun über zwei Jahre alt und nicht stichhaltig, da die Direktion des Hotels nicht gegen diese Tatsachen eingeschritten war, wenn es sich überhaupt um Tatsachen handelte. Immerhin war ihre Zeugenaussage sehr klar und sehr bestimmt gewesen und im Verein mit den Aussagen der Erpresser hinreichend, um die Verurteilung zur Gewißheit zu machen. Nachdem wir unser Mittagessen beendigt hatten, sprach ich mich mit Oscar über diese Anschauung aus. Auch er hielt es für wahrscheinlich, daß er durch die Zeugenaussage der Stubenmädchen am schwersten belastet worden war. Infolge ihrer Angaben und Shelleys Erklärungen hatte sich der Vorsitzende, wie er selbst zugegeben hatte, zu der verletzenden Tonart seines Schlußwortes veranlaßt gefühlt.

„Die Aussage der Stubenmädchen ist falsch“, behauptete Oscar. „Sie irren sich, Frank. Nicht über mich ist im Savoy-Hotel

geredet worden, sondern über ... Dazu war ich überhaupt nicht dreist genug. Ich habe ... morgens in seinem Zimmer besucht."

„Gott sei Dank", sagte ich, „weshalb hat aber Sir Edward Clarke das nicht zur Sprache gebracht?"

„Er wollte es tun, aber ich habe es nicht zugelassen. Ich habe es ihm verboten. Ich darf meinen Freund nicht verraten. Ich konnte es nicht zulassen."

„Aber das muß er unter allen Umständen zur Sprache bringen", sagte ich, „wenn er es nicht tut, so werde ich es tun. Ich habe drei Wochen Zeit, und im Laufe dieser drei Wochen werde ich das Stubenmädchen ausfindig machen. Ich werde mir von deinem Zimmer und dem Zimmer deines Freundes einen Plan verschaffen und ihr begreiflich machen, daß sie sich geirrt hat. Wahrscheinlich hat sie sich deiner erinnert, weil du so groß bist, sie hat dich mit dem Schuldigen verwechselt. Alle Leute haben dich stets für den Anstifter und nicht für den Gefolgsmann gehalten."

„Aber was kann das denn nützen, Frank, was kann das denn nützen?" rief er. „Selbst wenn du das Stubenmädchen überzeugst und sie widerruft, bleibt immer noch Shelley übrig, und der Vorsitzende hat auf Shelleys Zeugenbeweis Gewicht gelegt, weil er unverfälscht wäre."

„Shelley ist mitschuldig", rief ich, „seine Aussage bedarf der Bestätigung. Du verstehst diese juristischen Sophistereien nicht. Aber es war nicht die geringste Bestätigung vorhanden ... Sir Edward Clarke hätte seine Zeugenaussage für ungültig erklären müssen. Diese Anklage der Mittäterschaft ist's gewesen", rief ich, „die die Sache erschwert hat. Auch Shelleys Aussage wird bei der nächsten Verhandlung für ungültig erklärt werden, das wirst du sehen."

„Ach, Frank", sagte er, „du sprichst so leidenschaftlich und überzeugt, als ob ich unschuldig wäre."

„Aber du bist doch unschuldig", rief ich ganz bestürzt, „bist du's denn nicht?"

„Nein, Frank", sagte er, „ich dachte, das hättest du längst gewußt."

Blöde starrte ich ihn an: „Nein, das habe ich nicht gewußt", sagte ich trübselig. „Ich habe nicht an die Beschuldigungen geglaubt. Keinen Augenblick habe ich daran geglaubt."

Vermutlich befremdete ihn die Veränderung meiner Tonart und meines Wesens, denn er streckte mir zaghaft die Hand entgegen und sagte:

„Nun wirst du wohl alles ganz anders ansehen, Frank?"

„Nein", erwiderte ich, gab mir einen Ruck und reichte ihm die Hand. Und nach kurzem Schweigen fuhr ich fort: „Nein, merkwürdigerweise sehe ich's gar nicht anders an. Ich weiß nicht weshalb; vermutlich besitze ich mehr Verständnis als Sittlichkeitsgefühl. Es hat mich überrascht und aus der Fassung gebracht. Diese Sache ist mir stets phantastisch und unglaublich vorgekommen, und nun machst du sie für mich zur greifbaren Wirklichkeit. Aber auf meine Freundschaft und meinen Entschluß, dir zu helfen, hat sie keinen Einfluß. Doch ich sehe nun, daß der Kampf unvergleichlich härter sein wird, als ich geahnt habe. Nun glaube ich wirklich nicht mehr, daß wir Aussicht haben, einen Wahrspruch zu deinen Gunsten zu erzielen. Denn trotz aller Befürchtungen bin ich in der Hoffnung hergekommen, ihn doch zu erzielen; obwohl ich stets die Empfindung hatte, daß es bei der jetzigen Stimmung in England besser wäre, ins Ausland zu gehen und es nicht auf eine Gerichtsverhandlung ankommen zu lassen. Nun gibt es keinen Zweifel mehr: es wäre, wie Clarke gesagt hat, wahnsinnig von dir, in England zu bleiben. Weshalb aber in aller Welt hat Alfred Douglas, der die Wahrheit gewußt hat, überhaupt gewünscht, daß du gegen Queensberry einschreitest?"

„Er ist sehr kühn und halsstarrig, Frank", sagte Oscar in seiner willenlosen Art.

„Nun, so muß ich also Critos Rolle spielen", nahm ich lächelnd von neuem das Wort, „und dich fortbringen, ehe das Schiff aus Delos eintrifft."

„Ach, Frank, das wäre herrlich, aber es ist unmöglich, ganz unmöglich. Ehe ich London verlassen hätte, würde ich verhaftet und wieder öffentlich gebrandmarkt werden, sie würden mich anjohlen und mir Schimpfworte zurufen ... Nein, es ist unmöglich, das kann ich nicht wagen."

„Ach, Unsinn!" erwiderte ich, „ich glaube, die Behörden würden überglücklich sein, wenn du fortgehst. Ich finde, daß Clarkes herausfordernde Bemerkung Gill gegenüber merkwürdig unüberlegt war. Er hätte den schlummernden Löwen nicht wecken sollen. Es war vorauszusehen, daß der streitbare Gill den Handschuh

aufnehmen würde. Wenn Clarke sich ruhig verhalten hätte, wäre es vielleicht ohne zweite Gerichtsverhandlung abgegangen. Aber dagegen ist nun nichts zu machen. Glaub' nur nicht, daß es überhaupt Schwierigkeiten bereitet, wegzukommen, es ist eine Kleinigkeit. Ich mache dir ja nicht den Vorschlag, über Folkestone oder Dover zu fahren."

„Aber Frank, wie steht's mit den Leuten, die für mich Bürgschaft geleistet haben? Ich kann sie nicht für mich büßen lassen, sie würden Tausende verlieren."

„Ich werde schon dafür sorgen, daß sie nichts verlieren", erwiderte ich, „ich bin gern bereit, sofort die Hälfte selbst zu übernehmen, und wenn du ein paar Theaterstücke schreibst, kannst du ungefähr die zweiten tausend Pfund in ganz kurzer Zeit zahlen. Die amerikanischen Zeitungen würden glücklich sein, dich für ein Interview zu bezahlen. Die Geschichte deiner Flucht wäre wohl tausend Pfund wert, sie würden dir fast jede Summe dafür geben. Bitte, überlaß mir alles, ich möchte nur, daß du inzwischen möglichst viel an die Luft gehst. Du siehst nicht gut aus, du bist gar nicht mehr der alte."

„Dieses Haus wirkt bedrückend, Frank, Willie rechnet es sich so hoch an, daß er mich bei sich aufgenommen hat. Vermutlich meint er es gut; aber das Ganze ist schrecklich."

Meine Aufzeichnungen über dieses Gespräch endigen mit diesen Worten. Aber von dieser Unterhaltung verblieb mir der tiefe Einblick in Oscars ungewöhnlich schwache oder, besser gesagt, weiche Natur, die durch eine gewisse Großherzigkeit entschuldigt und ausgeglichen wurde. Er wollte die Freunde, die sich für ihn verbürgt hatten, nicht im Stich lassen und seinen Freund nicht bloßstellen, selbst wenn es die eigene Rettung galt. Aber er wollte sich auch nicht sonderlich anstrengen, um die Freiheit zu erlangen. War das nicht Frauenart? fragte ich mich staunend. Und das Mitleid, das ich für ihn empfand, verstärkte sich. Er schien von dem plötzlichen Sturz und von der Entdeckung, wie leidenschaftlich die Menschen zu hassen vermögen, geistig betäubt zu sein. Nie zuvor hatte er die Wolfsnatur im Menschen erkannt, — den gemeinen, rohen Trieb, wie ein Raubtier über den Entgleisten herzufallen. Er hatte nicht geglaubt, daß es eine so frohlockende Bestialität gab; sie war ja nie in seinen Gesichtskreis getreten, und nun erfüllte sie ihn mit Entsetzen. So stand er da und wartete

auf das, was da kommen sollte, ohne Mut, etwas anderes zu tun, als zu leiden. Mein Herz schmerzte aus Mitleid, und doch war ich auch ein bißchen unwillig über ihn. Weshalb gab er alles verloren? Es war der ewige Zwiespalt zwischen der streitbaren Natur und denen, die nicht kämpfen können oder wollen.

Ehe wir in den Wagen stiegen, um zu seinem Bruder zurückzufahren, vergewisserte ich mich, daß es ihm nicht an Geld fehlte. Er sagte mir, daß er genug Mittel besitze, um selbst die Spesen eines zweiten Gerichtsverfahrens zu bestreiten, was mich sehr überraschte. War er doch in Geldangelegenheiten sehr unbedacht. Später erfuhr ich jedoch von ihm, daß eine sehr hochsinnige und feingebildete Frau, unsere gemeinsame Bekannte, Miß S . . ., die jüdischen Stammes, wenn auch nicht jüdischen Glaubens war, schriftlich bei ihm angefragt hatte, ob sie ihm finanziell behilflich sein könnte. Denn sie hatte mit Betrübnis von seinem Bankerott gehört und fürchtete, daß er in Verlegenheit war. Wenn es sich tatsächlich so verhielte, so möchte er ihr gestatten, sein Bankier zu sein, damit er in richtiger Weise verteidigt werden könnte. Darauf erwiderte Oscar, daß er tatsächlich in größter Not wäre und überdies Geld brauchte, um seine Mutter in gewohnter Weise zu unterstützen. Die Spesen des zweiten Gerichtsverfahrens würden sich vermutlich auf £ 500—1000 belaufen. In Beantwortung seines Schreibens übersandte ihm Miß S . . . einen Scheck über £ 1000 mit der Versicherung, daß es für sie selbst nur ein geringes Opfer sei, — nur ein unzulängliches Zeichen der Erkenntlichkeit für den Genuß, den er ihr mit seinem köstlichen Geplauder bereitet hatte. Solche Taten sind über jedes Lob erhaben. Der Hauch dieses holden und edlen menschlichen Verständnisses ist es, der die Welt, die einem Raubtierkäfig gleicht, für Menschen bewohnbar macht.

Ehe wir uns trennten, hatten wir vereinbart, uns ein paar Abende später bei Mrs. Leverson zu treffen, die uns beide eingeladen hatte, bei ihr zu speisen. Und ich dachte mir im stillen, daß meine Vorbereitungen inzwischen beendet sein würden.

Wenn ich jetzt auf alles zurückblicke, wird es mir ganz klar, daß meine Zuneigung für Oscar Wilde mit dem Bekenntnis begonnen hat, das er mir an jenem Nachmittag machte. Seit Jahren war ich mit ihm befreundet, aber es war etwas rein Geistiges, das uns verbunden hatte, die Gemeinsamkeit unserer literarischen

Neigungen und Bestrebungen. Jetzt hatte das Vertrauen, das er mir bewiesen hatte, und seine Aufrichtigkeit die Schranke zwischen uns niedergerissen und mir die ungewöhnlich weibliche Weichheit, die sanfte Schwäche seines Wesens offenbart. Und anstatt ihn ebenso zu verurteilen, wie ich diese Art der geschlechtlichen Zügellosigkeit stets verurteilt habe, empfand ich nur Mitleid mit ihm und den Wunsch, ihn zu schützen und ihm beizustehen. Seit diesem Tage wurde unsere Freundschaft innig, und ich fing an, ihn ahnend zu verstehen. Ich wußte nun, daß seine Worte stets hochherziger und edler sein würden als sein Tun, und ich wußte auch, daß ich den Zauber seines Wesens und seine lebendige Mitteilsamkeit für wirkliche Vorzüge gelten lassen mußte. Und sie hatten ja auch ebensoviel Wirklichkeit wie die Schönheit der Blumen. Gleichsam durch einen sechsten Sinn wurde mir die Kenntnis, daß ich auf jede Ungerechtigkeit von seiner Seite gefaßt sein mußte, wenn seine Eitelkeit mit im Spiel war. Aber ich war im voraus überzeugt, daß ich ihm stets verzeihen oder, besser gesagt, stets alles gutheißen würde, was er tat, daß ich ihn um seines Zaubers und seiner Milde und seines Geistes willen lieben und mich für alles, was ich zu tun vermochte, durch seine köstliche Kameradschaft überreich belohnt fühlen würde. —

XVI

DER FLUCHTPLAN WIRD ABGEMACHT. DAS ZWEITE GERICHTSVERFAHREN UND DER URTEILSSPRUCH

Trotz der Klugheit und ausgesuchten Herzlichkeit der Gastgeberin konnte man kaum finden, daß unsere Abendgesellschaft bei Mrs. Leverson wohlgelungen war. Oscar war nicht der alte; ganz gegen seine Gewohnheit saß er schweigsam und niedergeschlagen da. Hin und wieder seufzte er tief, und seine lastende Schwermut übertrug sich allmählich auf uns alle. Aber da ich mich gern beizeiten mit ihm entfernen wollte, war ich darüber nicht ungehalten. Und so hatten wir gegen zehn Uhr das Haus verlassen und befanden uns im Cromwell Road. Er wollte lieber zu Fuß gehen, und ohne daß er es bemerkte, schlug ich die Richtung über Queen's Gate nach dem Park ein. Als wir zehn Minuten gegangen waren, sagte ich zu ihm:

„Ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden. Weißt du vielleicht, wo Erith liegt?"

„Nein, Frank."

„Das ist nämlich ein kleiner Landungsplatz an der Themse", fuhr ich fort, „der nur einige Meilen von hier entfernt ist. Mit ein Paar flotten Pferden und einem Brougham kann man sehr schnell dorthin gelangen. Und in Erith gibt's eine Dampfjacht, die in kürzester Frist zur Abfahrt bereit ist. Sie hat jetzt bei Volldampf hundert Atmosphären pro Quadratzoll in ihrem Kessel. Der Kapitän wartet, die Mannschaft ist bereit — wie ein Windhund an der Leine. Sie kann ohne Anstrengung fünfzehn Knoten in der Stunde machen und würde in einer Stunde aus der Themse heraus und auf hoher See sein (ein köstlicher Ausdruck, wie?), — wirklich auf hoher See, wo unbeschränkte Freiheit herrscht.

„Wenn man jetzt wegfährt, kann man in Frankreich, sagen wir mal in Boulogne oder Dieppe, frühstücken, — in St.-Malo oder St.-Enogat oder in irgendeinem beliebigen Ort an der Küste der Normandie zu Mittag speisen und abends behaglich in Sables

d'Olonne essen, wo kein Engländer zu finden ist, und wo schon im Mai vom Morgen bis zum Abend die Sonne scheint.

„Was meinst du, Oscar, willst du mitkommen und es morgen abend mal mit einem gemütlichen französischen Bourgeois-Essen versuchen — in einem Wirtshaus dicht an der Wasserkante, das ich kenne? Da können wir draußen auf der kleinen Terrasse sitzen, unseren Kaffee friedlich unter den breiten Weinblättern trinken und dabei beobachten, wie der silberne Pfad des Mondes auf den Fluten immer breiter wird. Da können wir all die Nöte in London belächeln und seine Raubtiergerichtshöfe, die viele hundert Meilen fern — fröstelnd im kalten, grauen Nebel — liegen. Reizt dich diese Aussicht nicht?"

Ich sprach gemächlich, ich breitete all diese Herrlichkeiten vor ihm aus und wartete auf seine Freude.

„Ach, Frank", rief er, „das ist wundervoll, aber unmöglich!"

„Unmöglich! sei nicht närrisch. Siehst du die Lichter dort drüben?" erwiderte ich und zeigte ihm ein paar Lichter am „Park"-Tor auf der Hügelspitze uns gegenüber.

„Ja, Frank."

„Das ist ein Brougham", sagte ich, „mit einem Paar flotter Pferde. Er wird uns im Galopp nach der Dampfjacht zu einer mitternächtlichen Besichtigung fahren. An Bord befindet sich eine kleine Bibliothek mit französischen und englischen Büchern. Ich habe das Nachtessen in die Kajüte bestellt: Hummer à l'Américaine und eine Flasche Pommery. Du hast die Mündung der Themse noch nie zur Nachtzeit gesehen, nicht wahr? Es ist ein Anblick aus dem Märchenland: Häuser, die wie dunkle Farbenfleckchen aussehen, stehen dicht um dich her, — und Schiffe schweben wie schwarze Gespenster im Nebel vorüber, — und droben der purpurfarbene Himmel, der nicht ganz so dunkel ist wie der Fluß, — der Fluß mit seinen wechselnden Lichtern aus Rubin, aus Smaragd und Topas, der wie eine fettige, undurchsichtige Schlange mit ihrem unheimlichen Eigenleben dahingleitet ... Komm, du mußt die Jacht besichtigen."

Ich wandte mich ihm zu, aber er ging nicht mehr an meiner Seite. Mir stockte der Atem: was war geschehen? Er mußte im Nebel untergetaucht sein. Ich lief zehn Meter zurück, und da stand er, — ans Geländer gelehnt, und sein Gesicht lag auf seinem zuckenden Arm.

„Was ist dir, Oscar?“ rief ich, „um alles in der Welt, was ist dir?“

„Ach, Frank, ich kann nicht fort“, rief er, „ich kann's nicht. Es wäre zu herrlich, aber es ist unmöglich. Die Polizei würde mich festnehmen, du kennst die Polizei nicht.“

„Ach Unsinn!“ rief ich, „die Polizei kann dich nicht aufhalten, und von der Abfahrt bis zum Ziel wird dich kein einziger von ihren Beamten sehen. Außerdem habe ich Kleingeld für jeden, der mir in den Weg kommt, und von denen kann keiner einem ‚Trinkgeld‘ widerstehen. Du steigst ganz einfach aus dem Wagen und gehst fünfzig Meter, dann bist du auf der Jacht und in Freiheit. Und wenn du willst, kannst du sogar im Wagen sitzenbleiben, bis die Matrosen dir als Ehrenwache zur Bedeckung dienen. Und an Bord der Jacht wird dir kein Mensch ein Haar krümmen. Da gilt kein Haftbefehl. Vorwärts, mein Junge!“

„Ach, Frank, es ist unmöglich!“ sagte er mit tiefem Seufzer.

Aber ich ließ nicht ab. „Was ist unmöglich? Wir wollen uns morgen in Frankreich beim ersten Frühstück alles noch einmal reiflich überlegen. Wenn du zurück willst, kann dich nichts daran hindern. Die Jacht bringt dich in vierundzwanzig Stunden zurück. Du hast deine Bürgschaftsverpflichtungen nicht verletzt und nichts Unrechtes getan. Du darfst nach Frankreich, Deutschland oder Sibirien fahren, vorausgesetzt, daß du am zwanzigsten Mai wieder zur Stelle bist. Betrachte es als eine Einladung, mit mir eine zehntägige Ferienzeit in Frankreich zu verleben. Gewiß ist es besser, eine Woche in meiner Gesellschaft zu verbringen als in diesem düsteren Hause in der Oakley Street, wo man schon an der Tür das Gruseln bekommt.“

„Ach, Frank, ich würde es brennend gern tun“, sagte er mit tiefem Seufzen, „ich sehe alles ein, was du mir sagst, aber ich kann nicht. Ich traue mich nicht. Ich bin in die Falle gegangen, Frank, und kann nichts tun, als auf das Ende warten.“

Ich wurde allmählich ungeduldig; er war willenloser, hundertmal willenloser, als ich geahnt hatte.

„So laß uns nur einen Ausflug machen, mein Junge“, rief ich und zog ihn weiter, bis wir nur noch zwanzig Meter vom Wagen entfernt waren. Aber da blieb er stehen, als wäre er zum Entschluß gekommen:

„Nein, nein, ich kann nicht mitkommen. Ich kann nicht in Frankreich mit dem Gefühl umhergehen, daß mir jeden Augenblick ein

Polizist auf die Schulter klopfen kann. Ich kann ein Leben voller Angst und Zweifel nicht ertragen, es würde mich in vier Wochen umbringen." Sein Ton klang bestimmt.

„Weshalb duldest du, daß deine Phantasie mit dir durchgeht?" sagte ich eindringlich. „Sei dieses eine Mal vernünftig. Furcht und Zweifel werden bald ein Ende nehmen. Wenn dich die Polizei nicht innerhalb einer Woche nach dem für das Gerichtsverfahren anberaumten Tage in Frankreich faßt, dann brauchst du nichts mehr zu befürchten, dann faßt sie dich überhaupt nicht: sie will dich eben gar nicht. Mit deinen nervösen Einbildungen machst du aus der Mücke einen Elefanten."

„Ich würde verhaftet werden."

„Ach, Unsinn!" erwiderte ich, „wer soll dich verhaften? Kein Mensch hat ein Recht dazu. Du bist gegen Bürgschaft auf freiem Fuß; diese Bürgschaft haftet bis zum zwanzigsten für dich. Geld spricht eine beredte Sprache, mein Junge, die Engländer geben ihr stets Gehör. Auf das Publikum und auf die Geschworenen wird es einen vorteilhaften Eindruck machen, wenn du aus Frankreich zurückkommst, um dein Verhör zu bestehen. Komm doch", und ich faßte seinen Arm, aber er wollte nicht weiter. Zu meiner Überraschung blieb er unbeirrt und sagte:

„Und meine Bürgschaften?"

„Die werden wir alle beide zahlen, wenn du deine Verpflichtungen verletzest. Nun komm", aber er wollte nicht.

„Frank, wenn ich mich heute abend nicht in der Oakley Street einfinde, würde Willie es der Polizei melden."

„Dein Bruder?" rief ich.

„Ja", sagte er, „mein Bruder Willie."

„Großer Gott!" schrie ich, „so laß ihn seine Meldung machen. Ich habe über Erith oder über die Dampfjacht zu keiner Menschenseele ein Wort verlauten lassen. Da würde die Polizei wohl am allerwenigsten Verdacht schöpfen, und wir sind außer Schußweite, ehe Willie geplaudert hat. Übrigens kann man dir nichts anhaben, denn du tust nichts Unrechtes. Also verlaß dich bitte auf mich, du tust nicht einmal etwas Fragwürdiges, wenn du es nicht unterläßt, am zwanzigsten Mai in Old Bailey zu erscheinen."

„Du kennst Willie nicht", fuhr Oscar fort, „er hat meine Anwälte dazu veranlaßt, Briefe zu kaufen, die ich geschrieben habe, er hat Erpressungsversuche gegen mich gemacht."

„Hui!“ Ich pfiff bei dieser Mitteilung. „Aber dann brauchst du dir keine Gewissensbisse zu machen, wenn du von ihm gehst, ohne ‚Lebewohl‘ zu sagen. Komm fort, wir wollen in den Wagen steigen.“

„Nein, nein“, wiederholte er, „das verstehst du nicht, ich kann nicht fort, ich kann nicht fort.“

„Ist das wirklich dein Ernst?“ fragte ich. „Willst du wirklich nicht mitkommen und eine Woche auf der Jacht mit mir verleben?“

„Ich kann nicht.“

Ich zog ihn ein paar Schritte näher zum Wagen; es war ein trostloser und verzweifelter Klang in seiner Stimme, der mir ans Herz ging, — und ich sah ihn an: Die Tränen strömten ihm über das Gesicht, er war ein Bild des Jammers, und doch konnte ich ihn nicht von seinem Willen abbringen.

„Komm in den Wagen“, sagte ich in der Hoffnung, daß der hurtige Wind, der sein Gesicht streifte, ihn erfrischen, ihm einen flüchtigen Hauch von Lebensfreude bringen und die Sehnsucht nach Freiheit steigern würde.

„Ja, Frank“, sagte er, „wenn du mich nach der Oakley Street bringen willst.“

„Ebenso gern würde ich dich ins Gefängnis bringen“, erwiderte ich, „aber wie du willst.“

Im nächsten Augenblick waren wir eingestiegen und schaukelten die Queen's Gate hinunter. Die Luft schien durch den Nebel scharf zu werden. Am Ende von Queen's Gate angelangt, schwenkte der Kutscher von selbst nach links ab und fuhr in den Cromwell Road, da schien Oscar aus seiner Betäubung zu erwachen.

„Nein, Frank“, rief er, „nein, nein“, und er tastete am Türgriff herum, „ich muß aussteigen. Ich will nicht fort. Ich will nicht fortgehen.“

„Bleib ruhig sitzen“, sagte ich verzweifelt. „Ich werd's dem Kutscher sagen“, dann steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus und rief:

„Robert, nach Oakley Street, nach Oakley Street in Chelsea.“

Ich glaube, daß ich, bis wir die Oakley Street erreichten, kein Wort mehr gesprochen habe. Ich kochte vor Zorn und verächtlichem Unwillen. Ich hatte nach bestem Wissen gehandelt und mein Spiel verloren. Weshalb? Das ahnte ich nicht, und ich habe auch

nie erfahren, weshalb er sich weigerte, mitzukommen. Ich glaube nicht, daß er es selbst wußte. Ich hatte nie im Traume an eine solche Entsagung gedacht. Das war etwas ganz Neues für mich. Ich hatte mir die Entsagung in einer unklaren Form immer als etwas ganz Schönes vorgestellt, aber seit jener Zeit habe ich sie stets mit Unwillen empfunden: — Entsagung ist der Mut des Unentschlossenen. Oscars Hartnäckigkeit war der Deckmantel seiner Schwäche. Es ist erstaunlich, in welcher Weise die Willenlosigkeit manche Charaktere meistert. Das Zuwarten und Nichtstun besitzt für die Menschen, welche ein Gedankenleben führen und die Tat verabscheuen, eine starke Anziehungskraft. Als der Wagen in die Oakley Street einbog, sagte Oscar zu mir:

„Du bist mir doch nicht böse, Frank?" und streckte mir die Hand entgegen.

„Gewiß nicht", antwortete ich, „weshalb sollte ich dir böse sein? Du hast über dein Schicksal zu bestimmen. Ich kann dir nur einen Rat geben."

„Komm bald, um mich zu besuchen", bat er eindringlich.

„Ich bin mit meiner Weisheit zu Ende", erwiderte ich, „aber ich werde in zwei bis drei Tagen — sobald ich dir irgend etwas Wichtiges zu sagen habe — zu dir kommen ... Vergiß nicht, Oscar, daß die Jacht daliegt und bis zum zwanzigsten da warten wird. Die Jacht und der Brougham sind beide stets bereit."

„Gute Nacht, Frank", sagte Oscar, „gute Nacht und vielen Dank."

Dann stieg er aus und ging ins Haus, in das düstere, elende Haus, in dem der Bruder wohnte, der sein Fleisch und Blut verschachern wollte.

*

Nach drei oder vier Tagen sahen wir uns wieder, aber zu meinem Schrecken war Oscar nicht anderen Sinnes geworden. Wenn man sagt, daß er niedergeschmettert war, so ist das wörtlich wahr: er kam mir vor wie ein Mensch, der, aus großer Höhe herabgestürzt, nur halb bei Bewußtsein zerschlagen auf der Erde liegt. Sobald man ihn zu einer Bewegung veranlaßte, selbst nur um seinen Kopf aufzurichten, empfand er Schmerz und bat jammernd, daß man ihn in Ruhe lassen möchte. Da lag er niedergestreckt, und niemand vermochte ihm zu helfen. Es war schmerzlich, seine

stumme Not mitanzusehen: selbst sein Geist, sein sonniger, strahlender Verstand schien ihn im Stich gelassen zu haben.

Noch einmal ging er mit mir zum Mittagessen aus, und wir fuhren nachher auf dem ruhigsten Wege durch den Regent's Park nach Hampstead und plauderten. Die Luft und die schnelle Bewegung taten ihm wohl. Der schöne Blick von der Heide hinunter schien ihn etwas anzuregen, und ich bemühte mich, ihm Mut zu machen.

„Du mußt dir bewußt sein", sagte ich, „daß du siegen kannst, wenn du es willst. Du kannst nicht nur die Geschworenen, sondern auch den Richter dahin bringen, daß sie ihrer Sache nicht sicher sind. Ich war trotz aller Zeugenaussagen von deiner Unschuld überzeugt und wußte besser über dich Bescheid als sie. In der Gerichtsverhandlung unter Justice Charles' Vorsitz hat dich nur das eine gerettet, daß du von Davids und Jonathans Liebe und von der holden Zuneigung gesprochen hast, die die gemeine Welt nicht begreifen will. Es liegt noch ein zweiter Punkt gegen dich vor, den du bis jetzt unbeantwortet gelassen hast: Gill fragte dich, was du für Berührungspunkte mit diesen Dienern und Stallburschen hattest. Darüber hast du keine Erklärungen abgegeben. Du hast erklärt, daß du die Jugend mit ihrer Frische und ihrem Frohsinn liebst, aber du hast das nicht aufgeklärt, was den meisten Menschen unerklärlich erscheint, daß du mit Bedienten und Pferdeknechten verkehrst."

„Das ist schwer zu erklären, ohne die Wahrheit zu sagen, nicht wahr, Frank?" Augenscheinlich versagte sein Geist.

„Nein", erwiderte ich, „das ist leicht, das ist einfach. Denk' an Shakespeare. Wie hat er Holzapfel und Pistol, Bardolph und Dortchen Lakenreißer kennen gelernt? Er muß mit ihnen verkehrt haben. Du verkehrst nicht mit Knaben aus deinen Kreisen, die auf die hohe Schule gehen; denn du kennst sie und hast nichts von ihnen zu lernen: sie können dich nichts lehren. Aber du kannst den Stallburschen und Bedienten in deinen Theaterstücken nicht richtig zeichnen, ohne ihn zu kennen, und du kannst ihn nicht kennen lernen, ohne dich auf dieselbe Stufe zu stellen, ohne dich von ihm ‚Oscar' nennen zu lassen und ihn ‚Charlie' zu nennen. Wenn du das unentwegt wiederholst, wird der Richter einsehen, daß er es mit deiner Künstlernatur zu tun hat, und zum mindesten zugeben, daß deine Erklärung glaubhaft ist. Und dann wird er Bedenken

haben, dich zu verurteilen, und wenn er erst Bedenken hat, wirst du siegen.

„Du hast schlecht gekämpft, weil du dein eigenes Wesen nicht genügend zu erkennen gegeben hast, du hast bei deiner Vernehmung deinen Verstand nicht benutzt und leider ..." Ich sprach nicht weiter, weil ich in Wirklichkeit sehr besorgt war. Denn plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, daß er im Queensberry-Prozeß mehr Mut und Geistesgegenwart bewiesen hatte als bei der Gerichtsverhandlung unter Justice Charles' Vorsitz, wo sehr viel mehr auf dem Spiel stand. Und ich hatte die Empfindung, daß er bei der nächsten Verhandlung noch niedergedrückter sein würde und weniger geneigt denn je, die Führung in die Hand zu nehmen. Überdies hatte ich bereits die Erfahrung gemacht, daß ich ihm nicht helfen konnte, daß er sich von diesem „holden Pfad der Verzweiflung" nicht ablenken lassen wollte, der für den künstlerischen Geist so verlockend ist. Aber ich wollte doch mein möglichstes tun.

„Verstehst du, was ich meine?" fragte ich ihn.

„Selbstverständlich, Frank, selbstverständlich, aber du machst dir keinen Begriff, wie ich dieser ganzen Sache, wie ich der Schande und des Kampfes und des Hasses müde bin. Es ist mir so zuwider, diese Leute zu sehen, die einer nach dem anderen den Zeugenstand betreten, um gegen mich auszusagen. Das selbstzufriedene Grinsen der Barrister, der hochtrabende, törichte Richter mit den schmalen Lippen, den listigen Augen und den spitzen Kinnbacken. Ach, es ist schrecklich. Ich möchte am liebsten die Hände ausstrecken und ihnen zurufen: ‚Macht in Gottes Namen mit mir, was ihr wollt, aber macht es schnell. Seht ihr denn nicht, daß ich ganz zermürbt bin? Befriedigt euren Haß, wenn es euch Freude macht.' Frank, sie würgen den Menschen mit gierigem Rachen, wie die Hunde ein Kaninchen würgen. Und doch nennen sie sich Menschen. Es ist entsetzlich."

Der Tag ging zur Rüste, und im Westen war der Himmel ganz mit karmesinroten, safrangelben und rosigen Schleiern verhangen: ein leichter Nebel schwebte über London, der, purpurfarben am fernen Horizont, in der Nähe zu einem blauen Hauch verblaßte. Hier und da blickte ein Kirchturm durch die dünne Hülle, wie ein Finger, der nach oben weist. Zur Linken hing die St. Paul's Kuppel wie eine graue Seifenblase über der Stadt; zur Rechten die Doppeltürme von Westminster mit dem Flusse und der Brücke, die

Wordsworth besungen hat. Friede und Schönheit umwebte alles, und dort drunten im Nebel versunken lag jene „Rattenfalle", die die Menschen die Stätte der Gerechtigkeit nennen. Dort sitzen sie und urteilen ihre Nächsten ab — und verwechseln Gleichgültigkeit mit Unparteilichkeit, als könnte jemand seinen Mitmenschen beurteilen, wenn er die Liebe nicht hätte. Aber selbst wenn die Liebe mitspricht, sind wir alle noch so weit entfernt von jenem vollen Verständnis, das über aller Versöhnlichkeit steht, dem es zur Freude gereicht, dem Schwachen beizustehen und den zu trösten, der gebrochenen Herzens ist.

*

Die Tage enteilten schnell, und mein Unvermögen, ihn zu beeinflussen, erfüllte mich mit Selbstverachtung. Und ich sagte mir, daß ich gewiß imstande wäre, ihm zu helfen, wenn ich ihn besser kennen würde. Ob mit der Eitelkeit etwas zu erreichen war? Sie war seine Haupttriebfeder, und ich konnte es immerhin versuchen. Vielleicht ließ er sich durch die Hoffnung leiten, daß die Engländer wieder von ihm sprechen würden, weil er ein Mann war, der den Mut zur Flucht gehabt hatte, — daß sie begierig sein würden, was er nun zunächst zu unternehmen gedachte. Ich wollte den Versuch machen, und ich habe ihn gemacht. Aber seine Niedergeschlagenheit war stärker als ich, und sein Widerwille gegen den Kampf schien von Tag zu Tag zuzunehmen.

Er wollte mir kaum zuhören, er zählte die Tage bis zur Gerichtsverhandlung und war bereit, sich einer ungünstigen Entscheidung zu fügen. Strafe, Not und Schande schienen ihm immer noch besser zu sein als die Ungewißheit und die Wartezeit. Und ich war überrascht, als er sagte:

„Ein Jahr, Frank, — können sie mich zu einem Jahr verurteilen? Das wäre die Hälfte des zulässigen Strafmaßes, — die Mittelstraße, die die englischen Richter stets wählen, eine Art Kompromiß, den sie für ungefährlich halten." — Und seine Augen blickten mich, Zustimmung heischend, an.

Mein Vertrauen zu den englischen Richtern war weniger groß, ihre Kompromisse sind gewöhnlich Schachergeschäfte, und wenn sie einen Künstler in der Hand haben, lassen sie ihrer gefühlsmäßigen Furcht und Abneigung die Zügel schießen.

Aber ich wollte ihn nicht mutlos machen, und so wiederholte ich ihm meine alte Litanei: „Du kannst siegen, Oscar, wenn du nur willst.“ Aber sein mattes, mutloses Lächeln trieb mir die Tränen in die Augen.

„Möchtest du nicht allen Leuten Stoff geben, über dich zu sprechen und wieder über dich zu staunen? Wenn du in Frankreich wärst, würden alle fragen: wird er nun zurückkommen oder ganz verschwinden? Oder wird er künftig seine Anschauungen in ein paar neuen Lustspielen zum Ausdruck bringen, die frohsinniger und heidnischer sind denn je?“

Ich hätte ebensogut zu den Toten sprechen können: er schien vor Verzweiflung erstarrt und hypnotisiert zu sein. Die Strafe war bereits über seine Kräfte gegangen. Und ich fing an zu befürchten, daß das Gefängnis ihn um den Verstand bringen könnte, wenn er wirklich verurteilt würde. Zuweilen fürchtete ich schon, daß sein Geist nicht standhielt, so tief war seine Schwermut, so hoffnungslos seine Verzweiflung.

*

Die Verhandlung begann am 21. Mai 1895 unter dem Vorsitz des Justice Wills. Das Schatzamt hatte den Königlichen Rat und Abgeordneten Sir Francis Lockwood damit betraut, die Herren C. F. Gill, Horace Avory und Sutton zu beraten. Oscar wurde durch denselben Rechtsbeistand vertreten wie bei den früheren Verhandlungen.

Das ganze Verfahren lastete auf mir wie ein Alpdruck; von Anfang an trug es den Stempel der abscheulichsten Voreingenommenheit und Ungerechtigkeit. Die Hohenpriester des Gesetzes waren der Hindernisse müde, die ihnen in den Weg gelegt wurden, und eifrig darauf bedacht, ein Ende zu machen. Sobald der Vorsitzende seinen Platz eingenommen hatte, beantragte Sir Edward Clarke, gegen die Angeklagten einzeln vorzugehen. Da sie bereits von der auf Mittäterschaft lautenden Anklage freigesprochen waren, lag kein Grund dazu vor, gegen sie gemeinsam zu verhandeln.

Der Vorsitzende forderte den Solicitor-General* auf, sich zu diesem Antrag zu äußern.

Dieser hatte nichts dagegen einzuwenden, hielt es aber im Interesse der Angeklagten für ratsam, gegen sie gemeinsam zu verhandeln,

* Solicitor-General ist ein hoher juristischer Beamter der Krone.

denn wenn einzeln vorgegangen würde, müßte der Angeklagte Taylor zuerst an die Reihe kommen.

Sir Edward Clarke entkräftete diesen Vorwand, und Justice Wills erledigte die Frage durch die Mitteilung, daß er im Besitz des ganzen Beweismaterials sei, das sich aus den früheren Verhandlungen ergeben habe, und daß nach seiner Ansicht die beiden Angeklagten einzeln abgeurteilt werden sollten.

Dann beantragte Sir Edward Clarke, Mr. Wildes Fall zuerst zu verhandeln, da sein Name als erster auf der Anklage stand und die erste Schuldfrage sich auf ihn bezog und mit Taylor nichts zu tun hatte ... „Aus gewissen Gründen, die zweifellos auch für Ew. Lordschaft entscheidend sind, dürfte gegen Wilde nicht sofort nach dem anderen Angeklagten verhandelt werden."

Justice Wills bemerkte mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Das dürfte nicht den geringsten Unterschied machen, Sir Edward. Wir, d. h. ich und die Geschworenen, werden sicherlich nach besten Kräften dafür sorgen, daß die jetzige Verhandlung von dem vorigen Gerichtsverfahren ganz unbeeinflußt bleibt."

Doch Sir Edward Clarke bestand auf seinem Willen: In höflicher Form drang er darauf, daß Mr. Wildes Fall zuerst verhandelt werden müßte, da sein Name als erster auf der Anklage stand.

Darauf erwiderte Justice Wills, daß er der Ansicht der Anklagevertreter nicht vorgreifen und den üblichen Verlauf nicht abändern könne. Auf der einen Seite Gerechtigkeit und ehrliches Spiel, auf der anderen Seite die herkömmliche Richtschnur. Und mit unbeirrter Gleichgültigkeit wurde die Gerechtigkeit aus dem Saale gewiesen. Daraufhin stellte Sir Edward Clarke den dringenden Antrag, die Verhandlung gegen Mr. Oscar Wilde bis zur nächsten Sitzungsperiode zu vertagen, der wiederum von Justice Wills abgelehnt wurde. Jetzt war von der herkömmlichen Richtschnur nichts mehr zu hören, aber die Voreingenommenheit war stärker denn je.

Die Verhandlung gegen Taylor nahm den ganzen Tag in Anspruch und wurde am nächsten Morgen fortgesetzt. Taylor betrat den Zeugenstand und stellte alle Beschuldigungen in Abrede. In seinem Schlußwort verwertete der Vorsitzende das ganze Beweismaterial gegen ihn, und um dreieinhalb Uhr zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück. Nach dreiviertel Stunden erschienen sie wieder im Saal und machten einen Zweifel geltend,

der bedeutsam war. Auf die Frage des Vorsitzenden gab der Obmann die Erklärung ab: „Sie wären darüber einig, daß der Angeklagte Wilde durch den Angeklagten Taylor mit Parker bekannt geworden war, aber von Wildes Schuld in dieser Angelegenheit nicht überzeugt.

Justice Wills: „Sind Sie hinsichtlich der anderen Schuldfragen einig geworden?"

Obmann: „Ja, Mylord."

Justice Wills: „Gut, vielleicht wäre es ebenso angemessen, Ihren Wahrspruch über die anderen Schuldfragen zu hören."

Dementsprechend verkündeten die Geschworenen durch den Obmann, daß sie Taylor in bezug auf Charles und William Parker schuldig gesprochen hätten.

Von Seiner Lordschaft befragt, erklärte Sir F. Lockwood, daß er den in diesen beiden Schuldfragen auf „schuldig" lautenden Wahrspruch der Geschworenen anerkennen würde.

Nachdem dieser Wahrspruch in aller Form zu Protokoll gegeben war, forderte der Vorsitzende den Angeklagten auf, abzutreten, und verschob den Urteilsspruch. Geschah das, weil er die nächsten Geschworenen durch die Strenge des Urteilsspruchs nicht erschrecken wollte? Ich konnte für sein Verhalten keinen anderen Grund ausfindig machen.

Nun erhob sich Sir Edward Clarke und sagte, da die Zeit bereits sehr vorgeschritten war und die Geschworenen über Mr. Wildes Schuld zum zweitenmal nicht einig geworden waren, so könnte vielleicht . . .

Hier unterbrach Sir F. Lockwood den Sprechenden in erregtem Ton:

„Ich erhebe Einspruch dagegen, daß Sir Edward Clarke derartige Bemerkungen macht."

Justice Wills nahm ebenfalls Stellung zu der Frage:

„Sie können das wohl kaum als nicht einig bezeichnen, Sir Edward", obwohl ich nicht wüßte, mit welchem anderen Ausdruck er das bezeichnen wollte.

Darauf wurde die Verhandlung gegen Oscar Wilde auf den nächsten Tag verschoben, da andere Geschworene ausgelost werden sollten. Aber gleichviel, welche Geschworenen herangezogen wurden, — sie mußten ja hören, daß Taylor von ihren Vorgängern schuldig gesprochen worden war, — sie würden wissen, daß die

ganze Londoner Presse ausnahmslos den Spruch gebilligt hatte. Welche günstigen Aussichten für Wilde! Ungefähr ebenso, als wenn ein Staatssekretär für Irland vor einem aus Sinnfeinern bestehenden Geschworenengericht verhört wurde.

Am nächsten Tage, dem 23. Mai, erschien Oscar Wilde morgens auf der Anklagebank. Der Solicitor-General eröffnete die Verhandlung und rief dann seine Zeugen auf. Einer der ersten war Edward Shelley, der beim Kreuzverhör zugab, daß er geistig krank gewesen war, als er Mr. Wilde die Briefe schrieb, die als Beweis beigebracht worden waren. Er sei infolge von „Überarbeitung nervös geworden", wie er behauptete.

Alfred Wood gab zu, daß er ganz kürzlich Geld — in Wirklichkeit Erpressungsgelder — bekommen hatte. Er war so bösartig wie möglich. „Als er nach Amerika ging", sagte er aus, „hatte er Wilde mitgeteilt, daß er mit ihm (Wilde) und Douglas nichts mehr zu tun haben wollte."

Dann wiederholte Charlie Parker seine abscheuliche Zeugenaussage mit unaussprechlicher Schamlosigkeit und einer gewissen Schadenfreude. Eine tiefere Stufe konnte die bestialische Gemeinheit nicht erreichen. Parker gab zu, daß er seit dem früheren Gerichtsverfahren auf Kosten der Ankläger gelebt habe. Nach diesem Geständnis wurde die Verhandlung vertagt, und wir verließen den Saal.

Als ich in der Fleet Street anlangte, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß an demselben Nachmittag in Piccadilly ein Auftritt zwischen Lord Douglas of Hawick und seinem Vater, dem Marquis von Queensberry, stattgefunden hatte. Anscheinend hatte Lord Queensberry abscheuliche Briefe über den Fall Wilde an Lord Douglas' Gattin geschrieben. Als Percy Douglas ihn nun in Piccadilly traf, stellte er ihn und forderte ihn auf, künftig solche unanständige Briefe an seine Frau zu unterlassen. Und da der Marquis sich weigerte, kam es zu Tätlichkeiten zwischen Vater und Sohn. Queensberry scheint über die Tatsache erbittert gewesen zu sein, daß Douglas of Hawick eine der Bürgschaften für Oscar Wilde übernommen hatte. Ich kann es mir nicht versagen, eins der Telegramme, die der Marquis of Queensberry an Lady Douglas sandte, hier anzuführen, lediglich als Beweis für die wahnsinnige Veranlagung des Mannes, der über ein Gerichtsverfahren frohlocken konnte, das den Ruf seines eigenen Sohnes untergrub.

Offenbar war es nach dem Ergebnis des Taylor-Verhörs geschrieben worden:

Muß zum Wahrspruch gratulieren, kann's nicht zu Percys Erscheinung. Sieht wie eine ausgegrabene Leiche aus. Fürchte wegen zu toller Küsserei. Taylor schuldig gesprochen. Wilde kommt morgen dran.

Queensberry.

In dem von dem Polizeirichter Hannay geleiteten Verhör wurde festgestellt, daß Lord Queensberry an Lady Douglas ähnlich geartete Briefe gesandt hatte, welche „die abscheulichsten Beschuldigungen gegen Lord Douglas und dessen Gattin sowie gegen Queensberrys geschiedene Frau und ihre Familie" enthielten. Aber Mr. Hannay hielt alle diese Herausforderungen für belanglos und gebot, daß Vater und Sohn sich persönlich und durch zwei Bürgen verpflichteten, Frieden zu halten, — ein unverantwortlicher Entscheid, der nur durch das Wohlwollen erklärt werden kann, das Queensberry überall wegen seines Sieges über Wilde bezeigt wurde. Denn sonst hätte sicherlich jeder gerechte Richter den Vater verurteilt, der unanständige Briefe an die Frau seines Sohnes — eine unantastbare Dame — schickte. Diese gemeinen Briefe und die richterliche Parteilichkeit fügten nach meinem Empfinden zu der furchtbaren Gemeinheit des Gerichtsverfahrens noch den letzten grotesken Zug hinzu. Das gehörte alles in Dantes siebenten Kreis, aber Dantes Phantasie hätte solch einen Vater und solche Richter nie ersinnen können! — —

Am nächsten Morgen wurde Oscar Wilde wieder auf die Anklagebank gesetzt. Das Beweismaterial des Queensberry-Prozesses wurde verlesen, und damit war der Fall für die Krone beendigt.

Darauf erhob sich Sir Edward Clarke und machte darauf aufmerksam, daß keine Veranlassung vorlag, wegen der allgemeinen Schuldfragen an die Geschworenen heranzutreten. Nach einer ausführlichen rechtlichen Darlegung für und gegen diese Frage äußerte sich Justice Wills dahin, daß er dem Appellationsgericht die Entscheidung vorbehalten würde. Er vertrat den Standpunkt, „daß das Beweismaterial völlig unzulänglich sei"; glaubte aber, daß die Verantwortung den Geschworenen überlassen bleiben müßte. Für diesen Richter war das völlig „unzulängliche" Beweismaterial wertvoll, solange es gegen den Angeklagten sprach.

Dann machte Sir Edward Clarke geltend, daß die Fälle Shelley, Parker und Wood auf Grund mangelnden Nachweises ungültig waren. Justice Wills gab zu, daß Shelley geistig „eine eigenartige Erregbarkeit" bekundete; zudem war seine Familie durch geistige Störungen erblich belastet, und was das Allerschlimmste war, für seine Aussagen war kein Nachweis zu erbringen. Demzufolge wurde Shelleys Beweismaterial trotz der Darlegungen von seiten des Solicitor-Generals gestrichen. Aber es war bereits angenommen worden und hatte das Urteil der Geschworenen nachteilig beeinflußt.

Und gerade Shelleys Zeugenaussage hatte Justice Charles bei der vorigen Verhandlung veranlaßt, in seinem Schlußwort das ganze Beweismaterial gegen den Angeklagten geltend zu machen. Justice Charles bezeichnete Shelley als den „einzigen ernstzunehmenden Zeugen".

Nun ergab es sich, daß Shelleys Beweise überhaupt nicht als gültig angenommen werden, und daß die Geschworenen Shelleys Aussagen oder ihre Anerkennung von seiten des Vorsitzenden überhaupt nicht gehört haben durften. — —

Als die Sitzung am nächsten Morgen eröffnet wurde, war ich mir bewußt, daß der ganze Verlauf des Falles von Oscar Wilde und dem Eindruck abhängig war, den er beim Verhör machen würde. Aber leider war er mutlos und benommen. Er war eben keine Kämpfernatur, und die lange Dauer dieser Fehde hätte auch einen streitbaren Menschen zermürben können. Der Solicitor-General verhörte ihn zuerst über seine Briefe an Lord Alfred Douglas, und wir bekamen wieder das „Gedicht in Prosa" und all die anderen unsäglich sinnlosen Vorurteile des Mittelstandes gegen jedes leidenschaftliche Gefühl zu hören. Es stellte sich dabei heraus, daß Lord Alfred Douglas sich jetzt in Calais aufhielt. Der Haß, den er gegen seinen Vater empfand, war die *causa causans* des ganzen Falles; er hatte Oscar in den Kampf getrieben, und Oscar, der noch immer beflissen war, seinen Freund zu decken, erklärte, daß er ihn gebeten hätte, ins Ausland zu gehen.

Sir Edward Clarke tat wieder soviel oder sowenig er zu tun vermochte. Er wies darauf hin, daß das Verfahren sich auf ein von richtigen Erpressern beigebrachtes Beweismaterial stützte. Er wollte das nicht anfechten und erörtern, aber man könne unmöglich verkennen, daß das Handwerk der Erpresser sich schnell zu einem

gefährlicheren Schaden und einer schlimmeren Gefahr für die Gesellschaft auswachsen dürfte als je zuvor, wenn ihnen Gehör und Glauben zuteil würde.

Die Rede war schwach, aber das Publikum im Saal bekundete Sir Edward Clarke seinen Beifall, der vom Vorsitzenden sofort untersagt wurde.

Der Rest des Tages wurde durch eine gehässige Erwiderung des Solicitor-General in Anspruch genommen, und Sir Edward Clarke mußte ihn sogar daran erinnern, daß die richterlichen Beamten der Krone sich der Unparteilichkeit befleißigen sollten. Ich möchte hier ein Beispiel für seine Voreingenommenheit anführen: Als Oscar über die Briefe verhört wurde, die er an Lord Alfred Douglas geschrieben hatte, wünschte Sir Frank Lockwood zu wissen, ob er sie für „anständig" hielte, was der Zeuge mit einem „Ja" beantwortete.

„Verstehen Sie die Bedeutung des Wortes?" lautete die Entgegnung dieses Herrn.

Ich verließ den Saal mit der festen Überzeugung, daß die Sache verloren war. Oscar hatte sein wahres Wesen überhaupt nicht zu erkennen gegeben und nicht einmal mit dem Nachdruck gesprochen, den er im Queensberry-Prozeß angewendet hatte. Er schien zu verzweifelt, um einen Schlag zu führen.

Das Schlußwort des Vorsitzenden am 25. Mai war absonderlich dumm und gehässig. Er fing mit der Erklärung an, daß er „vollkommen unparteiisch" wäre, obwohl Sir Edward Clarke seine Darstellung der Tatsachen immer wieder berichtigen mußte. Im Verlauf seiner Rede äußerte er sein Bedauern, daß die auf Mittäterschaft lautende Anklage vorgebracht worden war, da sie doch aufgegeben werden mußte. Er wies ferner darauf hin, daß er ein farbloses Schlußwort, das „für niemand von Nutzen wäre", nicht vorbringen könnte. Seine geistige Veranlagung läßt sich am besten an einem Punkte ermessen, der für den ganzen Fall entscheidend war: er klammerte sich an die Tatsache, daß Oscar die von Wood gekauften Briefe verbrannt hatte, die nach seiner Behauptung bedeutungslos sein sollten, abgesehen davon, daß sie dritte Personen betrafen. Der Vorsitzende hatte sich selbst überzeugt, daß die Briefe unbeschreiblich anstößig waren, — scheinbar zog er dabei nicht in Betracht, daß Wood oder seine Genossen sich die alleranrüchigsten zu Erpressungszwecken ausgesucht und

aufbewahrt hatten, und daß dieser Vorsitzende selbst keinerlei Gewicht darauf legen konnte, nachdem er sie gelesen hatte. Dennoch blieb er dabei, daß die Verbrennung der Briefe eine Wahnsinnstat war. Während es jedem Menschen, der nur über ein wenig verständnisvolle Einsicht verfügte, als das Allernatürlichste erscheinen mußte, was ein schuldloser Mensch tun konnte. Denn damals, als Oscar die Briefe verbrannte, ahnte er nicht, daß er jemals vor Gericht gestellt werden würde. Seine Briefe waren falsch gedeutet worden, der anrüchigste wurde gegen ihn ausgebeutet, und so warf er die übrigen selbstverständlich ins Feuer, sobald er sie erhalten hatte. Der Vorsitzende hielt das für Wahnsinn und baute auf dieser Schlußfolgerung eine Schuldpyramide auf. „Nichts von dem, was Wood ausgesagt hat, darf geglaubt werden, denn er gehört zur gemeinsten Verbrechersorte; für die Wirksamkeit der Anklage ist einzig und allein die Art entscheidend, in der Wood mit Wilde bekannt gemacht worden ist, wie sie durch die Geschichte der Briefe und ihrer Verbrennung erläutert und bestätigt wird."

Eine Schuldpyramide, die auf ihrem Scheitelpunkt mit aller Sorgfalt im Gleichgewicht gehalten wird! Hätte der törichte Vorsitzende nur seinen Shakespeare gelesen. Sagt doch Heinrich VI.:

„Verfahrt nicht schärfer gegen unseren Oheim Gloster,
Als er auf wahrhaft Zeugnis guter Art
In seinen Taten schuldig wird erkannt."

Gegen Wilde gab es kein „wahrhaft Zeugnis guter Art", aber der Vorsitzende wandelte einen harmlosen Vorgang zu einem Schuldbekenntnis.

Dann erfolgte ein Zwischenspiel, das den englischen Gerechtigkeitsbegriff in helles Licht rückt. Der Obmann der Geschworenen wünschte im Hinblick auf die vertraulichen Beziehungen zwischen Lord Alfred Douglas und dem Angeklagten zu wissen, ob gegen Lord Alfred Douglas jemals ein Haftbefehl erlassen worden war.

Justice Wills: „Ich glaube kaum; davon ist uns nie etwas zu Ohren gekommen."

Obmann: „Oder ist er jemals in Erwägung gezogen worden?"

Justice Wills: „Das kann ich nicht sagen, und das können wir auch nicht erörtern. Der Erlaß eines solchen Haftbefehls würde nicht von den Zeugenaussagen der Parteien, sondern davon

abhängig sein, ob Beweismaterial für eine solche Handlung vorhanden war. Briefe, die auf solche Beziehungen hindeuten, würden nicht dafür ausreichen. Lord Alfred Douglas war nicht vorgeladen worden, und Sie können diesem Umstand die Bedeutung beimessen, die Ihnen beliebt."

Obmann: „Wenn wir auf Grund dieser Briefe auf irgendeine Schuld schließen sollen, so würde sie in gleicher Weise für Lord Alfred Douglas in Betracht kommen."

Justice Wills pflichtete dieser Ansicht bei, glaubte aber letzten Endes, daß sie mit der vorliegenden Verhandlung, die sich mit der Schuld des Angeklagten beschäftigte, nichts zu tun hätte.

Die Geschworenen zogen sich um dreieinhalb Uhr zur Beratung zurück und erschienen nach zwei Stunden wieder im Saal, um sich zu erkundigen, ob irgendein Beweis dafür vorhanden wäre, daß Charlie Parker am St. James Place genächtigt hätte.

Seine Lordschaft antwortete verneinend.

Bald darauf erschienen die Geschworenen wieder und verkündeten den Wahrspruch „Schuldig" in allen Schuldfragen.

Vielleicht verlohnt es sich, das Zugeständnis des Vorsitzenden selbst, daß das Beweismaterial für einige Schuldfragen „völlig unzulänglich" war, nochmals zu erwähnen. Aber als dieses Beweismaterial durch sein voreingenommenes Schlußwort gestützt wurde, war es für die Geschworenen mehr als ausreichend.

Sir Edward Clarke befürwortete, den Urteilsspruch bis zur nächsten Sitzungsperiode zu vertagen, um die rechtliche Darlegung des Falles zu hören.

Aber Justice Wills ließ sich nicht zurückhalten, er meinte, daß das Urteil sogleich gefällt werden sollte. Dann wandte er sich an die Angeklagten mit einer Rede, die ich genau im Wortlaut wiedergebe, um ihm nicht unrecht zu tun.

„Oscar Wilde und Alfred Taylor, das Vergehen, dessen Sie überführt worden sind, ist so schwer, daß man sich den stärksten Zwang auferlegen muß, um die Gefühle, die im Herzen jedes Ehrenmannes wach werden müssen, der die Einzelheiten dieser schrecklichen beiden Verhandlungen gehört hat, nicht in Ausdrücken zu schildern, die ich lieber vermeiden möchte.

„Ich kann es nicht über mich gewinnen, dem leisesten Zweifel Raum zu geben, daß die Geschworenen im vorliegenden Fall einen richtigen Wahrspruch gefunden haben. Jedenfalls hoffe ich, daß

die Leute, die sich zuweilen einbilden, daß ein Richter in bezug auf Anstand und Sittlichkeit gleichgültig ist, weil er dafür sorgt, daß der Fall durch keine Voreingenommenheit beeinflußt wird, nun einsehen werden, daß diese Gesinnung wenigstens mit der höchsten Entrüstung über die schrecklichen Beschuldigungen vereinbar ist, die Ihnen beiden nachgewiesen worden sind.

„Es hat keinen Zweck, daß ich das Wort an Sie richte. Leute, die solche Dinge tun, müssen für jedes Schamgefühl erstorben sein, und es läßt sich nicht erhoffen, daß man auf Sie einwirken kann. Dieser Fall ist der schlimmste, den ich je verhandelt habe ... Man kann unmöglich daran zweifeln, daß Sie, Wilde, der Mittelpunkt eines Kreises gewesen sind, in dem unter jungen Männern eine weitgehende Sittenverderbnis abscheulichster Art geherrscht hat.

„Unter diesen Umständen wird damit gerechnet werden, daß ich das strengste gesetzlich zulässige Urteil abgebe. Nach meiner Meinung ist es vollkommen unzulänglich für den Fall, mit dem wir es hier zu tun haben.

„Das Urteil des Gerichtes lautet auf zweijährige Zuchthausstrafe mit Zwangsarbeit für jeden der beiden Angeklagten."

Im bestürzten Staunen über dieses Urteil verstummten die Anwesenden, — Schweigen herrschte im Saal.

Wilde erhob sich und rief: „Mylord, darf ich um das Wort bitten?"

Justice Wills winkte verweisend mit der Hand, während das Publikum auf der öffentlichen Galerie „Pfui" rief und zischte. Sicherlich galt manches Pfui und manches Zischen dem Richter und war wohlverdient. Was hatte er mit den Worten gemeint, daß Oscar der Mittelpunkt eines Kreises war, „in dem eine weitgehende Sittenverderbnis abscheulichster Art" herrschte? Von seiten der Anklagevertretung war kein Beweismaterial dafür beigebracht und nicht einmal behauptet worden, daß eine einzige unschuldige Person verdorben worden war. Diese Beschuldigung hatte der „vollkommen unparteiische" Vorsitzende erfunden, um seine ungeheuerliche Grausamkeit zu rechtfertigen. Die unverdienten Beleidigungen und der entsetzliche Urteilsspruch hätten den übelsten Richter aus der Zeit der Inquisition entehrt.

Justice Wills litt augenscheinlich an der eigenartigen geistigen „Erregbarkeit", die er bei Shelley festgestellt hatte. Auch einige

andere Vorsitzende der englischen Gerichtshöfe besitzen dieselbe Eigentümlichkeit, wenn auch in weniger ausgesprochener Form, die sie stets bekunden, wenn die geschlechtliche Sittlichkeit zur Verhandlung steht. Justice Wills unterschied sich von ihnen nur durch die Tatsache, daß er stolz auf sein Vorurteil und beflissen war, danach zu handeln. Offenbar entzog es sich seiner Kenntnis oder seinem Interesse, daß das Urteil, welches er gefällt und für „vollkommen unzulänglich" erklärt hatte, von einer königlichen Kommission als „unmenschlich" verworfen worden war. Er hätte lediglich aus zopfiger Dummheit die „Unmenschlichkeit" bis zur Bestialität getrieben. Und die Empörung, die man über diese vernunftlose Gehässigkeit empfand, wurde durch den Umstand nur verstärkt, daß er vermutlich in ehrlicher Überzeugung handelte.

Dantes bitterste Worte sind nicht bitter genug, um mein Empfinden wiederzugeben:

„Non ragioniam di lor ma guarda e passa."

Die ganze Szene hatte mich angewidert. Haß, in der Maske der Gerechtigkeit, der rachsüchtig zuschlägt und die Schmähung zur Beleidigung gesellt. Das gemeine Bild hatte seinen passenden Außenrahmen. Wir hatten den Gerichtssaal noch nicht verlassen, da wurden Beifallskundgebungen auf der Straße laut. Und draußen tanzten ganze Horden der gemeinsten Londoner Weiber — sie warfen in grauenhafter Ausgelassenheit die Beine in die Luft, während das ganze Aufgebot der umherstehenden Polizisten und Zuschauer vor Freude wieherte. Als ich mich von dieser Vorstellung abwandte, die so unanständig und seelisch besudelnd war, wie irgendein Vorgang, den die Raserei der französischen Revolution gezeitigt hat, sah ich Wood und die beiden Parkers, die lachend und scheelblickend in eine Droschke stiegen.

Um dieser feilen Kreaturen willen wurde Oscar Wilde bestraft, — weil er sie verdorben haben sollte!

ZWEITER TEIL

Denn wer zum zweiten sündigt, erneut
  Einer toten Seele Qual,
Reißt aus dem blutigen Laken sie
  Und mordet zum zweitenmal,
Und wieder in großen Tropfen quillt
  Das Blut unter seinem Stahl.

Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading

XVII

DIE GEFANGENSCHAFT UND DIE WIRKUNGEN DER STRAFE

Oscar Wilde im Gefängnis, dieser liebenswürdige, fröhliche, redebegabte und verwöhnte Sybarit in einem englischen Gefängnis mit seiner unzureichenden, schlechten Kost* und seinem seelischerniedrigenden Schablonenwesen! Das war wirklich ein Prüfstein, gleichsam eine Feuerprobe. Was würde er mit dieser zweijährigen Zwangsarbeit in einsamer Zelle anfangen?

Ebenso wie man sich mit den meisten anderen Dingen abfindet, gibt es zwei Möglichkeiten, sich mit dem Gefängnis abzufinden, und außer diesen beiden gegensätzlichen Möglichkeiten noch all die ungezählten anderen Zwischenstufen. Würde Oscar Wilde durch das Gefängnis bezwungen werden und sich sogar das Herz von Reue und Haß vergiften lassen, oder würde er das Gefängnis bezwingen, es meistern und verwerten? Hammer oder Amboß, — welches von beiden?

Der Sieg hat seinen Tugendwert und trägt ebenso wie der Sonnenschein sein Recht in sich. Und doch haben wir alle seinen bitteren Trank gekostet: nur „die vollendete Tugend" kann siegreich durchs Leben gehen, wie Shakespeare uns sagt, und wir Sterblichen besitzen keine vollendete Tugend. In den unzähligen Wechselfällen des Kampfes werden alle unsere Schwächen aufgespürt und alle unsere Kräfte auf die Probe gestellt. Jeder Sieg weist auf eine schwierigere Höhe, die erklommen werden muß, einen steileren Gipfel gottähnlicher Mühsal, — des Sieges Lohn ist es, dem Helden ewig neue Schlachtfelder zu erschließen: für ihn gibt es keine Rast diesseits des Grabes.

* Vor einigen Jahren hat die „Daily Chronicle" nachgewiesen, daß die Gefängniskost in Frankreich und besonders in Deutschland viel besser als in England und die Behandlung der Gefangenen viel menschlicher ist, obwohl die durchschnittliche Lebensführung in Deutschland und Frankreich bescheidener ist als in England.

Wie aber ist's um die Niederlage bestellt? Welchen süßen Kern umschließt diese Bitternis? Das eine darf zu ihren Gunsten gesagt werden, daß sie unsere größte Schule ist, Strafe lehrt Mitleid, ebenso wie Schmerz Verständnis lehrt. In der Niederlage empfindet der Tapfere, daß er eines Stammes mit anderen Menschen ist, er nimmt sich die Rüge zu Herzen und sucht den Grund für den Sturz in seiner eigenen Schwäche. Dann erkennt er für alle Zeiten die Unmöglichkeit, über seinen Mitmenschen zu Gericht zu sitzen, geschweige denn ihn zu verdammen. Aber letzten Endes kann uns kein anderer wehe tun, das kann nur unsere eigene Hand: Gefängnis, Zwangsarbeit und Menschenhaß, — was gelten sie, wenn sie dich ehrlicher, weiser und gütiger machen?

Hast du dich durch deine Zügellosigkeit und dein üppiges Leben geschädigt? So hast du jetzt Monate vor dir, in denen die Menschen dafür sorgen werden, daß du kärglich lebst und auf hartem Lager ruhst. Hast du anderen Menschen die gebührende Achtung versagt? So wirst du es jetzt mit Menschen zu tun haben, die dir keine Rücksicht erweisen. War es dir gleichgültig, wenn andere Menschen gelitten haben? So wirst du jetzt Todespein erdulden, ohne daß jemand dich beachtet: Kerkermeister, Gefängnisdirektoren und finstere Zellen sollen dich nur erziehen. So danke deinem Schicksal für die Erfahrungen, die jeder Tag dir bringt, denn wenn du dir seine Lehren aneignest und seine strenge Zucht zum Segen gewandelt hast, wird das Gefängnis zu eines Klausners Hütte und der Kerker zur Heimstätte werden: die angebrannte Suppe wird dir köstlich munden und deine Rast auf der Lattenpritsche zum traumlosen Kinderschlummer werden.

Und das Gefängnis wird dir noch mehr bedeuten, wenn du ein Künstler bist; es wird dir zu einem wunderbar kraftvollen und ungewöhnlichen Erlebnis werden, das nur Auserlesenen beschieden ist. Was wirst du daraus machen? Das mußt du selbst entscheiden. Es bietet dir eine herrliche Gelegenheit. Wenn man es recht betrachtet, ist ein Gefängnis geräumiger als ein Palast, ja sogar kostbarer, und für eine liebevolle Seele wird es zu einem viel auserleseneren Erlebnis. So danke dem Geist, der die Menschen lenkt, für die wundersame Glücksmöglichkeit, die dir zuteil geworden ist; von nun an wird das Gefängnis dein Reich sein. Du wirst künftig im Gedächtnis der Menschen leben, solange sie an ein Gefängnis denken. Andere mögen ihnen beweisen, wieviel die

Güter des Lebens dem Menschen nützen, du wirst ihnen beweisen, was das Leiden, was die kalten, kummerschweren, schlaflosen Stunden, die Einsamkeit, die Not und Verzweiflung aus ihm machen können. Andere werden die Lehre von der Lust predigen. Aber die ganze unermeßliche große Unterwelt des Mitleids und Schmerzes, der Furcht, des Schreckens und der Ungerechtigkeit, — die ist dein Königreich. Die Menschen haben die Dunkelheit um dich gerafft wie einen Vorhang und dich in die tiefste Nacht gehüllt; um so heller wird das Licht in dir leuchten. Aber das alles selbstverständlich nur, wenn das Licht nicht ganz erlischt.

Hammer oder Amboß? Wie wird Oscar Wilde seine Strafe tragen?

Das haben wir monatelang nicht gewußt. Doch er war ein geborener Künstler, — und diese Überzeugung war uns ein Hoffnungsschimmer. Und der tat uns not, denn draußen wehte zunächst die eisige Luft des Hasses und der Verachtung. Wenn nur sein Name genannt wurde, so genügte das, um Worte des Abscheus oder starres Schweigen heraufzubeschwören.

Ein einfaches Vorkommnis wird ein deutlicheres Bild der allgemeinen Stimmung geben als seitenlange Schmähungen oder Schilderungen. Am Tage nach Oscars Verurteilung veranstaltete Charles Brookfield, der, wie erinnerlich, die Zeugen aufgetrieben hatte, welche Lord Queensberry den Wahrheitsbeweis seiner Beschuldigungen ermöglichten, gemeinsam mit dem Schauspieler Charles Hawtrey ein Abendessen zu Ehren von Lord Queensberry, um ihren Triumph zu feiern. Ungefähr vierzig Engländer in Amt und Würden nahmen an dem Bankett teil — einem Festessen, um den Sturz und die Erniedrigung eines genialen Mannes zu begehen!

Aber es gibt auch ehrliche Seelen und edle, großmütige Herzen in England. Ich entsinne mich eines Mittagessens bei Mrs. Jeune, wo mir die Bemerkung zu Ohren kam, daß Wilde endlich nach Verdienst belohnt werde. Ein anderer Gast äußerte sein Bedauern, daß die Strafe so geringfügig war, während ein dritter mit Sachverständnis in zarter Form und gelassenem Wohlbehagen den Anwesenden zu verstehen gab, daß ein zweijähriger Aufenthalt im Gefängnis mit Zwangsarbeit gewöhnlich Verblödung oder den Tod zur Folge hätte. Man hatte ermittelt, daß fünfzig Prozent der Fälle nicht durchhalten konnten, und diese Strafe wäre in jeder Beziehung schlimmer als fünf Jahre Zuchthaus. „Wissen

Sie, es fängt mit der Aushungerung und der Einzelhaft an, und das zerrüttet die Stärksten. Ich glaube, für unseren aufgeblasenen Redekünstler wird das genügen." Über das feine, empfindsame Gesicht meiner Tischnachbarin, Miß Madeleine Stanley (die sich später mit Lord Midleton vermählte), zog ein Schatten, aber ich konnte mich nicht beherrschen, denn ich war an meiner wundesten Stelle getroffen.

„So haben sie gewiß damals nach der Welttragödie in Jerusalem gesprochen", bemerkte ich.

„Sie sind sein vertrauter Freund gewesen, nicht wahr?" fragte mich mit behutsamer Anspielung der zartfühlende Gast.

„Ich bin sein Freund und Bewunderer gewesen und werde es immer bleiben", gab ich zur Antwort.

Eisiges Schweigen kroch rings um den Tisch, während der Zartfühlende mit mißbilligender Verachtung lächelte und seiner Nachbarin ein paar Weintrauben anbot. Aber die Hilfe war nicht fern. Lady Dorothy Nevill saß etwas weiter unten am Tisch, sie hatte zwar nicht alles gehört, was gesprochen worden war, aber die Tonart der Unterhaltung verstanden und das übrige erraten.

„Sprechen Sie von Oscar Wilde?" rief sie fragend. „Ich freue mich, von Ihnen zu hören, daß Sie mit ihm befreundet sind. Auch ich bin es und werde stets stolz darauf sein, daß ich ihn gekannt habe; er ist ein sehr geistreicher, ein bezaubernder Mensch."

„Ich habe die Absicht, ihm zu Ehren ein Abendessen zu veranstalten, wenn er aus dem Gefängnis kommt, Lady Dorothy", sagte ich.

„Hoffentlich werden Sie mich dazu einladen", lautete die tapfere Antwort. „Ich würde mit Vergnügen kommen, denn ich habe ihn immer bewundert und gern gehabt. Er tut mir furchtbar leid."

Geschickt lenkte der Zartfühlende die Unterhaltung in andere Bahnen, und dann wurde der Kaffee gereicht. Aber Miß Stanley sagte zu mir:

„Ich wünschte, ich hätte ihn gekannt, er muß sehr viel gute Eigenschaften besessen haben, um eine solche Freundschaft zu erringen."

„Jedenfalls sehr viel Reiz", erwiderte ich, „und das ist bei den Menschen noch seltener zu finden als Güte."

Die erste Nachricht, die wir aus dem Gefängnis erhielten, war nicht unbedingt schlecht. Er hatte zwar einen Zusammenbruch

erlitten und befand sich in der Krankenabteilung, war aber nun auf dem Wege der Besserung. Der prächtige Stewart Headlam, der für ihn Bürgschaft geleistet hatte, war bei ihm gewesen, dieser Stewart Headlam, der ein englischer Geistlicher und — als größtes aller Wunder — dennoch ein Christ war. Etwas später erfuhr man, daß Sherard ihn besucht und eine Versöhnung mit seiner Frau herbeigeführt hatte. Mrs. Wilde hatte sich sehr gut benommen, sie war ins Gefängnis gegangen und hatte ihn sicherlich getröstet. Das alles klang sehr hoffnungsvoll . . .

Viele Monate wurden meine Gefühle und Gedanken von den damaligen Verhältnissen in Südafrika vollkommen in Anspruch genommen.

In den ersten Januartagen des Jahres 1896 setzte Jameson seinen Raubzug gegen die Buren ins Werk, und ich schiffte mich nach Südafrika ein. Ich hatte für die „Saturday Review" Arbeiten übernommen, die mir Tag und Nacht keine Ruhe gönnten. Im Sommer war ich zwar wieder in England, aber meine Aufgabe, für die Burenfarmer einzutreten, wurde immer schwieriger, und so hörte ich nur, daß Oscars Ergehen den Umständen entsprechend nichts zu wünschen übrigließ.

Kurze Zeit darauf, als er bereits nach Reading Goal überführt worden war, kamen uns schlechte Nachrichten zu Ohren, die dahin lauteten, daß er dicht vor dem Zusammenbruch stand, daß er bestraft und gepeinigt wurde. Seine Freunde kamen zu mir mit der Frage, ob sich nicht irgend etwas dagegen machen ließe? Und, wie gewöhnlich, setzte ich meine einzige Hoffnung auf die höchste Instanz. Sir Evelyn Ruggles Brise stand an der Spitze der Gefängnis-Kommission und war nach dem Minister des Innern die einflußreichste Persönlichkeit, — der auf Lebenszeit ernannte Beamte, der hinter der parlamentarischen Dekorationsfigur stand, der Mann, der alles wußte und der handelte, während sein Vordermann das Wort führte. Ich setzte mich hin, bat ihn schriftlich um eine Unterredung — und erhielt umgehend ein paar höfliche Zeilen mit näheren Angaben für unsere Zusammenkunft.

Ich erzählte ihm dann, was ich über Oscar gehört hatte: daß seine Gesundheit untergraben wurde und sein Verstand versagte. Und ich wies darauf hin, wie ungeheuerlich es sei, ein Gefängnis zur Folterkammer zu machen. Zu meiner größten Überraschung stimmte er nicht nur mit meiner Meinung überein, sondern gab

sogar zu, daß bei einem Ausnahmemenschen in der Behandlung eine Ausnahme gemacht werden müßte. Ich konnte nicht die geringste Pedanterie bei ihm entdecken; Sir Ruggles Brise hatte Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Er machte mir sogar das Zugeständnis, daß Oscar Wilde mit jeder erdenklichen Rücksicht behandelt, und daß bestimmte Gefängnisvorschriften, die sehr drückend für ihn waren, in möglichst milder Form angewendet werden sollten. Er gab zu, daß die Strafe für ihn sehr viel härter war als für einen gewöhnlichen Verbrecher, und hatte nur Worte der Bewunderung für seine glänzende Begabung.

„Es war sehr bedauerlich", sagte er, „daß Wilde überhaupt ins Gefängnis gekommen ist — sehr bedauerlich."

Die Tür, an die ich klopfte, war schon im voraus aufgetan, und überdies hatte das Jahr, das ungefähr seit seiner Verurteilung verflossen war, Frist zum Nachdenken geboten. Dennoch benahm sich Sir Ruggles Brise in ganz ungewöhnlicher Art, verständnisvoll und hochherzig zugleich: noch ein ehrlich gesinnter Engländer an leitender Stelle, — welche unbegrenzte Hoffnung und Beruhigung barg diese Tatsache!

Ich hatte buchstäblich darauf bestanden, daß sofort etwas geschehen mußte, um Oscar Mut und Hoffnung zu machen; er durfte nicht hingemordet oder der Verzweiflung preisgegeben werden.

Und so fragte mich Sir Ruggles Brise schließlich, ob ich nach Reading fahren, dann über Oscar Wildes Lage berichten und irgendeinen Vorschlag machen wollte, den ich mir inzwischen zurechtgelegt hätte. Er wußte zwar nicht, ob das statthaft war, wollte aber den Minister des Innern aufsuchen und es befürworten, wenn ich bereit war, den Auftrag zu übernehmen. Selbstverständlich war ich mit Freuden dazu bereit. Und nach zwei oder drei Tagen erhielt ich wieder ein Schreiben von ihm, das mich zu einer Zusammenkunft beschied, zu der ich mich wieder einfand. Er empfing mich mit bezaubernder Güte und teilte mir mit, daß der Minister des Innern es gern sehen würde, wenn ich nach Reading fahren und über Oscar Wildes Zustand Bericht erstatten wollte.

„Jeder spricht mit Bewunderung und Freude von seinem köstlichen Talent", sagte Sir Ruggles Brise. „Der Minister des Innern würde es als einen großen Verlust für die englische Literatur betrachten, wenn er tatsächlich durch die strenge Zucht im Gefängnis geschädigt werden sollte. Hier ist Ihre Vollmacht, ihn allein zu

sprechen, und ein kurzes Empfehlungsschreiben an den Gefängnisdirektor mit der Bitte, Ihnen jede nötige Auskunft zu erteilen."

Ich konnte nicht sprechen, ich konnte ihm nur stumm die Hand drücken.

England ist wahrlich das Land der Abnormität! Ein Richter am obersten Reichsgericht ist ein verknöcherter, selbstzufriedener, gemeingefährlicher Frömmler, während der Beamte, der das Gefängniswesen zu verwalten hat, ein Mann von vielseitiger Bildung und menschenfreundlichen Anschauungen ist und den Mut der edlen Menschlichkeit besitzt.

Ich fuhr nach Reading Goal und gab mein Empfehlungsschreiben ab. Der Direktor empfing mich und ordnete an, daß Oscar Wilde in ein Zimmer geführt werde, in dem wir unter vier Augen sprechen konnten. Meine Unterredungen mit dem Direktor oder dem Arzt kann ich an dieser Stelle nicht wiedergeben; es wäre gewissermaßen ein Vertrauensbruch, und zudem sind derartige Gespräche immer etwas rein Persönliches. Manche Leute wecken unsere besten Gefühle, andere unsere schlechtesten Regungen. Und so habe ich vielleicht unbeabsichtigt den Bodensatz aufgerührt. Nur so viel kann ich hier sagen, daß ich damals zum erstenmal die volle, unglaubliche Bedeutung dessen kennen lernte, was man des „Menschen Unmenschlichkeit dem Menschen gegenüber" nennt.

Nach einer Viertelstunde wurde ich in ein kahles Zimmer geführt, in dem Oscar Wilde bereits an einem einfachen Tisch aus Kiefernholz stand. Nachdem der Wärter, der Oscar begleitet hatte, hinausgegangen war, reichten wir uns die Hand und nahmen Platz, so daß einer dem anderen gegenübersaß. Er hatte sich stark verändert und sah sehr gealtert aus. Das dunkelbraune Haar war besonders vorn und an den Schläfen mit grauen Fäden durchzogen. Er war viel magerer und hatte mindestens fünfunddreißig Pfund, wahrscheinlich sogar über vierzig Pfund abgenommen. Aber im ganzen machte er in körperlicher Beziehung einen vorteilhafteren Eindruck als seit vielen Jahren vor seiner Gefangenschaft. Die Augen waren klar und frisch und die Umrisse des Gesichts nicht mehr verschwommen. Selbst die Stimme war klangvoll und melodisch. Meines Erachtens ging es ihm gesundheitlich besser, obwohl sein Gesicht, wenn er sich ruhig verhielt, einen nervösen, niedergeschlagenen und gequälten Ausdruck hatte.

„Du weißt, wie ich mich freue, dich zu sehen, ich freue mich von Herzen, daß du so wohl aussiehst", begrüßte ich ihn, „aber nun sag' mir schnell, worüber du zu klagen hast und woran es dir fehlt, denn vielleicht bin ich in der Lage, dir zu helfen."

Eine geraume Zeit konnte er nicht sprechen, weil er zu hoffnungslos und zu eingeschüchtert war. „Ich würde kein Ende finden, wenn ich all meine Beschwerden aufzählen sollte", sagte er schließlich, „das schlimmste von allem ist, daß ich andauernd grundlos bestraft werde. Der Direktor straft zu seinem Vergnügen, und mir entzieht er meine Bücher zur Strafe. Ganz furchtbar ist es, ohne Unterlaß den Geist sich zwischen den oberen und unteren Mühlsteinen des Grams und der Reue zermahlen zu lassen. Wenn ich Bücher hätte, wäre mein Leben — wäre jedes Leben — erträglich", fügte er in traurigem Tone hinzu.

„Also hast du ein schweres Leben. Erzähle mir davon."

„Das möchte ich nicht gern", sagte er, „alles ist so furchtbar, so garstig und so schmerzlich. Ich will lieber nicht daran denken", und voller Verzweiflung wandte er sich ab.

„Aber du mußt es mir erzählen, sonst bin ich nicht in der Lage, dir zu helfen." Stückweise entlockte ich ihm seine Beichte.

„Zuerst war es wie ein teuflischer Alpdruck — schrecklicher als irgend etwas, das ich mir jemals träumen ließ: gleich am ersten Tage, da mußte ich mich vor ihren Augen entkleiden, in das schmutzige Wasser steigen, das sie ein Bad nannten, und mich mit einem feuchten braunen Lappen abtrocknen und dieses Kleid der Schmach anziehen. Die Zelle war entsetzlich: ich konnte kaum darin atmen, und das Essen ekelte mich an; mir wurde schon übel, wenn ich es zu riechen und zu sehen bekam. Tagelang habe ich keinen Bissen gegessen; ich konnte nicht einmal das Brot herunterbekommen; und alles andere war ungenießbar. Da lag ich die ganze Nacht schaudernd auf dem sogenannten Bett... Bitte, verlange nicht von mir, daß ich darüber sprechen soll. Worte genügen nicht, um die Gesamtwirkung dieser unzähligen Plagen, dieser rohen Behandlung und dieser langsamen Aushungerung zu schildern. Gewiß steht es — wie bei Dante — auf meinem Gesicht geschrieben, daß ich in der Hölle gewesen bin. Nur hat sich Dante die Hölle niemals wie ein englisches Gefängnis vorgestellt; in seinem untersten Kreise durften sich die Menschen frei bewegen, sie durften ihre Schicksalsgenossen sehen und

ihre Seufzer vernehmen; es gab eine gewisse Abwechslung, eine gewisse Kameradschaft im Unglück ...“

„Wann hast du angefangen, die Kost zu dir zu nehmen?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht genau, Frank“, erwiderte er. „Nach ein paar Tagen machte sich der Hunger so stark bemerkbar, daß ich etwas genießen, an einer Brotkruste knabbern und ein bißchen von der Flüssigkeit trinken mußte; aber ich hätte nicht sagen können, ob es Tee, Kaffee oder Grütze war. Sobald ich wirklich irgend etwas zu mir nahm, bekam ich starken Durchfall und hatte den ganzen Tag und die Nacht zu leiden. Und von Anfang an konnte ich nicht schlafen. Dann wurde ich schwach und bekam qualvolle Wahnvorstellungen ... Du mußt nicht von mir verlangen, daß ich dir das beschreibe. Das wäre ebenso, als ob du von einem Menschen, der Fieber gehabt hat, verlangen wolltest, daß er dir einen seiner grausigen Träume beschreibt. In Wandsworth habe ich gedacht, daß ich wahnsinnig werden würde. Wandsworth ist am schlimmsten: kein Kerker in der Hölle kann schlimmer sein; weshalb ist das Essen denn so schlecht? Es hat sogar schlecht gerochen. Das konnte man keinem Hund vorsetzen.“

„So war also das Essen das Schlimmste dabei?“ fragte ich ihn.

„Der Hunger schwächt den Menschen, aber die Hartherzigkeit war das Schlimmste von allem, Frank, was für teuflische Wesen sind die Menschen! Ich habe sie überhaupt nicht richtig gekannt und mir von derartigen Grausamkeiten niemals etwas träumen lassen. Als wir spazieren geführt wurden, sprach mich einmal ein Gefangener an. Wie du weißt, darf man dabei nicht reden; aber er ging gerade vor mir und flüsterte — um nicht bemerkt zu werden —, daß ich ihm so leid täte, und daß er hoffte, ich würde es standhaft ertragen. Da streckte ich ihm die Hände entgegen und rief: ‚Ach, danke, danke.‘ Der gütige Ton seiner Stimme trieb mir die Tränen in die Augen. Selbstverständlich wurde ich sofort bestraft, weil ich gesprochen hatte: schrecklich ist die Strafe gewesen; ich will nicht daran denken: ich darf's nicht. In Bosheiten sind sie unendlich erfinderisch, unendlich erfinderisch in Strafen, Frank ... Bitte, laß uns nicht davon sprechen, es ist zu schmerzlich, zu furchtbar, daß die Menschen so roh sind.“

„Erzähle mir ein Beispiel, etwas weniger Schmerzliches, wofür man Abhilfe schaffen kann.“

Er lächelte matt. „Das Ganze, Frank, das Ganze müßte geändert werden. In einem Gefängnis herrscht nur der Geist des Hasses, des Hasses in der Maske eines erniedrigenden Formenwesens. Zuerst ertöten sie den Willen und rauben dir die Hoffnung, und dann meistern sie dich durch die Furcht. Eines Tages kam ein Wärter in meine Zelle und sagte zu mir:

„‚Ziehen Sie die Schuhe aus.'

„Selbstverständlich folgte ich seinem Geheiß und fragte dabei:

„‚Um was handelt es sich? Weshalb soll ich meine Schuhe ausziehen?'

„Er verweigerte mir die Antwort. Aber sobald ich ihm meine Schuhe eingehändigt hatte, sagte er zu mir:

„‚Kommen Sie aus Ihrer Zelle heraus.'

„‚Weshalb?' fragte ich von neuem. Denn ich ängstigte mich, Frank. Was hatte ich getan? Ich hatte keine Ahnung, aber ich wurde ja so oft grundlos bestraft. Um was handelte es sich denn? Keine Antwort. Sobald wir draußen auf dem Korridor waren, befahl er mir, mich mit dem Gesicht zur Wand zu stellen; dann entfernte er sich. Da stand ich nun auf Strümpfen und wartete. Die Kälte ging mir durch Mark und Bein, ich versuchte es, mich zuerst auf den einen, dann auf den anderen Fuß zu stellen, zerbrach mir den Kopf, was sie mit mir machen würden, und hätte gern den Grund und die Dauer dieser Strafe wissen mögen. Du kennst ja die furchtbaren Gedanken, die den Geist martern . . . Nach einer Zeit, die mir zur Ewigkeit wurde, hörte ich, daß der Wärter zurückkam. Aber ich wagte nicht, mich zu bewegen und nicht einmal aufzublicken. Er trat zu mir und blieb einen Augenblick bei mir stehen; — mir stockte das Herz. Da warf er neben mir ein Paar Schuhe auf die Erde und sagte:

„‚Gehen Sie in Ihre Zelle und ziehen Sie die da an', — und ich wankte in meine Zelle. In dieser Form bekommt man im Gefängnis ein Paar neue Schuhe, Frank, in dieser Form wird den Gefangenen eine Freundlichkeit erwiesen."

„Die erste Zeit ist wohl die schlimmste gewesen?" fragte ich ihn.

„Ach ja, bei weitem die schlimmste! Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles, an das Essen, an das Bett und an das Schweigen: man merkt sich die Vorschriften und weiß, was man zu hoffen und was man zu fürchten hat . . ."

„Wie hast du die erste Zeit im Gefängnis überstanden?" fragte ich.

„Ich bin gestorben", sagte er gelassen, „und als Kranker wieder zum Leben erwacht." Ich blickte ihn erstaunt an. „Das ist wirklich wahr, Frank. Denn infolge des Durchfalls und der Hungerkost, durch die Schlaflosigkeit und vor allem durch die Reue, die an meiner Seele nagte, und durch die unablässigen, peinigenden Gewissensbisse wurde ich immer schwächer; die Kleider schlotterten mir am Körper, und ich konnte kaum gehen. Und eines Sonntag morgens, nach einer besonders schlechten Nacht, war es mir unmöglich, das Bett zu verlassen. Als der Wärter in die Zelle kam, sagte ich ihm, daß ich krank sei.

„‚Es wäre besser für Sie, wenn Sie aufstehen', sagte er, aber ich war nicht imstande, seinem guten Rat zu folgen.

„‚Ich kann nicht', erwiderte ich, ‚machen Sie mit mir, was Sie wollen.'

„Nach einer halben Stunde kam der Arzt und schaute zur Tür herein. Er kam überhaupt gar nicht in meine Nähe, sondern rief ganz einfach:

„‚Stehen Sie auf und stellen Sie sich nicht krank; Ihnen fehlt gar nichts. Sie werden bestraft, wenn Sie nicht aufstehen!' Und mit diesen Worten entfernte er sich.

„Ich mußte also aufstehen. Aber ich war sehr schwach, ich fiel beim Anziehen vom Bett herunter und schlug mich braun und blau; aber irgendwie kam ich in die Kleider und mußte dann mit den anderen in die Kapelle gehen, wo sie Kirchenlieder, gräßliche Kirchenlieder mißtönend zum Ruhme ihres mitleidlosen Gottes sangen.

„Ich konnte mich kaum aufrecht halten; es war mir, als ob alles ringsum abwechselnd verschwand und wieder ganz matt zum Vorschein kam, und dann muß ich wohl plötzlich umgefallen sein ..." Er führte die Hand zum Kopf. „Als ich wieder aufwachte, hatte ich ein Schmerzgefühl hier im Ohr. Ich befand mich in der Krankenabteilung, ein Wärter saß bei mir, und meine Hand ruhte auf einem sauberen weißen Laken. Wie im Himmel war es. Ich konnte nicht anders, ich mußte mit den Zehenspitzen das Bettuch befühlen, weil es so weich, so kühl und sauber war. Da blickte mich der Krankenpfleger gütig an:

„‚Sie müssen etwas essen', sagte er und reichte mir eine Weißbrotschnitte mit Butter. Ich werde das nie vergessen, Frank. Mir lief das helle Wasser im Munde zusammen, ich war ja so

erbärmlich hungrig, und es schmeckte so köstlich. Vor Schwäche habe ich geweint." Und er bedeckte die Augen mit den Händen und würgte die Tränen hinunter.

„Ich werde das nie vergessen, der Wärter war so gütig. Nun wollte ich ihm nicht gern sagen, daß ich ausgehungert war. Aber als er aus dem Zimmer ging, sammelte ich die Krümchen vom Betttuch auf und aß sie. Und als ich nichts mehr fand, schob ich mich an den Bettrand, sammelte die Krümchen vom Fußboden auf und aß sie ebenfalls. Denn das Weißbrot schmeckte so gut, und ich war so hungrig."

„Und jetzt?" fragte ich, unfähig, das noch länger mit anzuhören.

„Ach, jetzt", sagte er und zwang sich zur Heiterkeit, „selbstverständlich wäre alles ganz gut, wenn sie mir nicht meine Bücher fortnehmen würden, und wenn ich schreiben dürfte. Wenn ich nur schreiben dürfte, was ich will, dann wäre ich ganz zufrieden. Aber sie strafen mich unter allen möglichen Vorwänden. Weshalb tun sie das, Frank? Weshalb wollen sie mir mein Leben hier zur endlosen Pein machen?"

„Bist du nicht noch immer ein wenig schwerhörig?" fragte ich, um mir die Qual des unerträglichen Mitleids, die mich bedrückte, zu erleichtern.

„Ja", erwiderte er, „hier auf dieser Seite, da, wo ich in der Kapelle zu Fall gekommen bin. Weißt du, ich bin gerade aufs Ohr gefallen und muß mir das Trommelfell zerplatzt oder sonst irgendeine Verletzung zugezogen haben, denn den ganzen Winter über hat es mir weh getan, und häufig blutet es ein bißchen."

„Aber sie könnten dir doch ein wenig Watte oder etwas anderes geben, um es hineinzustecken?" sagte ich.

Er lächelte ein trauriges, mattes Lächeln:

„Wenn du glaubst, daß man den Arzt oder den Wärter mit Ohrenschmerzen behelligen darf, dann weißt du nicht sehr gut, wie es in einem Gefängnis zugeht; dafür würdest du zu büßen haben. Nun, Frank, so krank ich nun auch gewesen sein mag", und er dämpfte seine Stimme zum Flüsterton und blickte sich um, als fürchtete er, belauscht zu werden, „so krank ich auch gewesen bin, ich hätte es mir doch nicht einfallen lassen, nach dem Arzt zu schicken. Das hätte ich mir nicht einfallen lassen", sagte er in ehrfurchtsvollem Tone. „Die Gefängnismethoden habe ich kennen gelernt."

„Ich würde mich dagegen auflehnen", rief ich, „weshalb läßt du dir den Mut niederringen?"

„Sie würden dich bald niederringen, wenn du dich hier auflehnst. — Im übrigen gehört das alles zum System. Ja, das System! Kein Mensch da draußen weiß, was das bedeutet. Ich fürchte, das ist eine alte Geschichte, die Geschichte von der Grausamkeit des Menschen gegen den Menschen."

„Ich glaube dir versprechen zu können", sagte ich, „daß das System ein wenig abgeändert wird. Du wirst Bücher und Schreibmaterial bekommen und nicht immerfort mit Strafen gequält werden."

„Sei vorsichtig", rief er in krampfhafter Angst und legte seine Hand auf die meine, „sei vorsichtig, sonst werden sie mich vielleicht noch viel ärger strafen. Du weißt nicht, wozu sie imstande sind." Mir aber stieg vor Entrüstung das Blut zu Kopf.

„Bitte, erzähle nichts von dem, was ich dir gesagt habe. Versprich mir, daß du nichts erzählen wirst. Versprich's mir. Ich habe mich überhaupt nicht beklagt, ich hab's nicht getan." Seine Aufregung verriet genug.

„Gewiß nicht", erwiderte ich zu seiner Beruhigung.

„Nein, du mußt es mir in allem Ernst versprechen", wiederholte er. „Du mußt's mir versprechen. Denk' doch, daß ich's dir im Vertrauen gesagt habe, daß alles nur für deine Ohren bestimmt ist." Augenscheinlich war er so verängstigt, daß er alle Selbstbeherrschung verloren hatte.

„Gewiß", sagte ich, „ich werde nichts erzählen. Aber ich werde die Tatsachen von anderen Leuten, und nicht von dir, in Erfahrung bringen."

„Ach, Frank", sagte er, „du weißt nicht, wozu sie imstande sind. Hier gibt es eine Strafe, die ist viel furchtbarer als die Streckfolter." Und mit seitlich gedrehten Augen, in denen nur das Weiße sichtbar war, flüsterte er mir zu: „Sie können dich in einer Woche zum Wahnsinn treiben, Frank*."

---

* Das bezog sich vermutlich auf die Einzelhaft in einer dunklen Zelle, die von dem englischen Scharfsinn erfunden worden ist und nach den vorliegenden Schilderungen so furchtbar sein muß, wie irgendeine der in früheren Zeiten üblichen Folterstrafen. Denn diese Folter waren rein körperlicher Art, während der moderne Engländer den Verstand und die Nerven zum Angriffspunkt nimmt und die Angst vor dem Wahnsinn für fürchterlicher hält als die Angst vor dem Schmerz. Wie schade, daß Justice Wills sie nicht vierundzwanzig Stunden kennen

„Zum Wahnsinn!“ rief ich, denn ich glaubte ihn falsch verstanden zu haben, obwohl er bleich aussah und zitterte.

„Wie steht es mit den Wärtern?“ fragte ich dann wieder, um von etwas anderem zu reden, denn ich empfand allmählich, daß ich diese Schrecken bis zur Neige ausgekostet hatte.

„Manche sind freundlich“, seufzte er. „Der eine, der mich hergebracht hat, ist sehr freundlich zu mir, und ich würde gern etwas für ihn tun, wenn ich hier herauskomme. Er ist ganz menschlich, und es ist ihm gar nicht unangenehm, mit mir zu sprechen und mir alles zu erklären; aber in Wandsworth waren manche wie die Bestien ... Ich will lieber nicht mehr daran denken. Ich habe dieses Kapitel versiegelt, und du mußt nie wieder von mir verlangen, daß ich es aufschlage. Ich traue mich nicht, es aufzuschlagen“, rief er in jämmerlichem Ton.

„Aber du solltest das doch alles erzählen“, sagte ich, „vielleicht ist das der Zweck deines Hierseins: und sein tiefster Grund.“

„Ach nein, Frank, ganz und gar nicht. Das müßte ein unendlich kraftvoller Mensch sein, der hierherkäme und einen wahrheitsgetreuen Bericht über alles abgeben könnte, was ihm geschehen ist. Ich glaube nicht, daß du dazu imstande wärest. Ich glaube nicht, daß irgend jemand dazu genug Kraft aufbieten kann. Hunger und Durchfall allein würden jedes Menschen Kraft zugrunde richten. Und alle wissen, daß man hier mit Hunger und Durchfall bis an den Rand des Grabes gebracht wird. Das ist's, was zwei Jahre Zwangsarbeit bedeuten. Nicht die Arbeit ist der schwere Zwang. Die Lebensbedingungen machen sie unerträglich schwer, sie richten einen körperlich und seelisch zugrunde. Und wenn man Widerstand leistet, machen sie einen verrückt ... Aber bitte, erzähle nicht, daß ich dir etwas gesagt habe; du hast's versprochen, du weißt, daß du es getan hast. Du wirst daran denken, nicht wahr?“

Ich hatte ein böses Gewissen: denn diese Eindringlichkeit, diese atemlose Furcht bewiesen mir, wie furchtbar er gelitten haben mußte. Er war aus Angst ganz von Sinnen. Ich hätte ihn früher besuchen müssen. Nun ging ich zu einem anderen Gesprächsthema über und sagte:

---

gelernt hat, nur vierundzwanzig Stunden, um zu erproben, was eine „hinlängliche Strafe“ für sinnliche Zügellosigkeit und auch, was eine hinlängliche Strafe für unmenschliche Grausamkeit heißt. —

„Du wirst Schreibmaterial bekommen, Oscar, und deine Bücher. Zwing' dich zum Schreiben. Du siehst besser aus als früher. Deine Augen sind frischer, dein Gesicht ist klarer." Das alte Lächeln, der unsterbliche Humor dämmerte wieder in seinen Augen.

„Ich habe eine Ruhekur durchgemacht, Frank", sagte er und lächelte matt.

„Du solltest dieses Leben mit all den Wirkungen, die es auf dich ausgeübt hat, aufzeichnen, so weit du es vermagst. Du weißt, daß du gesiegt hast. Schreib' diesen hartherzigen Bestien ihre Namen mit Vitriol auf die Stirn, wie Dante es für alle Zeiten getan hat."

„Nein, nein, ich kann es nicht, ich werde es nicht tun. Ich möchte leben und vergessen. Ich könnte das nicht, ich traue mich nicht, ich besitze weder Dantes Kraft, noch seine Bitterkeit. Ich bin ein zu spät geborener Grieche." Da hatte er endlich das wahre Wort gefunden.

„Ich werde wiederkommen, um dich zu besuchen", gab ich zur Antwort. „Kann ich sonst noch etwas für dich tun? Wie ich höre, hat deine Frau dich besucht. Hoffentlich hast du dich mit ihr ausgesöhnt?"

„Sie hat sich Mühe gegeben, freundlich gegen mich zu sein, Frank", sagte er mit tonloser Stimme, „ich glaube, daß sie freundlich gewesen ist. Sie muß gelitten haben; es tut mir leid ..." Man hatte das Gefühl, daß er um anderer willen kein Leid mehr aufzubringen hatte.

„Kann ich nichts für dich tun?" fragte ich ihn.

„Nichts, Frank, das einzige wäre, wenn du mir Bücher und Schreibmaterial verschaffen könntest, und wenn ich sie wirklich benutzen dürfte! Aber du wirst nichts wiedererzählen von allem, was ich dir gesagt habe, das versprichst du mir, nicht wahr?"

„Ich verspreche es dir", erwiderte ich, „und ich werde bald wiederkommen, um dich zu besuchen. Ich glaube, dann wird es dir besser gehen ...

„Hab' keine Angst vor der Zukunft, wenn du wieder frei bist; du hast Freunde, die für dich wirken werden, mächtige Helfer." — Und ich erzählte ihm von Lady Dorothy Nevills Verhalten bei Mrs. Jeunes Mittagsgesellschaft.

„Ist das nicht eine prächtige alte Dame?" rief er, „ein bezauberndes, geistreiches, menschenfreundliches Wesen! Sie ist wie

aus einem Thackerayschen Kapitel herausgeschnitten, nur hat Thackeray nie etwas geschrieben, das ganz so feinfühlig und bezaubernd ist. In seinem ‚Esmond' hat er es beinahe erreicht. Ach, ich entsinne mich, daß dir das Buch nicht gefällt, aber es ist doch vorzüglich geschrieben, Frank, in vorzüglichem, ungekünsteltem, melodischem Englisch. Es schmeichelt sich in unser Ohr. ‚Lady Dorothy' (wie er den Titel liebte!) ist stets gütig zu mir gewesen, aber London ist schrecklich. Ich könnte nicht wieder in London leben und muß aus England wegziehen. Entsinnst du dich, Frank, daß du mit mir von Frankreich gesprochen hast?" Und er legte mir beide Hände auf die Schultern, während ihm die Tränen über das Gesicht liefen, und er schluchzte. „Das schöne Frankreich, das einzige Land auf Erden, in dem menschliche Ideale und menschliches Leben etwas gelten. Ach! wäre ich nur mit dir nach Frankreich gegangen." Die Tränen strömten ihm über die Wangen, und unsere Hände fanden sich in krampfhaftem Druck.

„Ich freue mich, daß du so wohl aussiehst", begann ich von neuem. „Die Bücher sollst du bekommen, laß nur um Gottes willen den Mut nicht sinken. Ich komme wieder, um dich zu besuchen. Und vergiß nicht, daß du da draußen gute Freunde hast, — wir sind eine ganze Schar!"

„Ich danke dir, Frank, aber sei vorsichtig, nicht wahr, und denk' an dein Versprechen, nichts zu erzählen."

Ich nickte zustimmend und schritt zur Tür, während der Wärter ins Zimmer trat.

„Die Unterredung ist zu Ende", sagte ich zu ihm, „wollen Sie mich hinunterführen?"

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, hier noch eine Minute sitzenzubleiben. Ich muß ihn erst zurückbringen."

„Ich habe meinem Freunde erzählt, wie gut Sie zu mir gewesen sind", sagte Oscar zu dem Wärter. Dann wandte er sich zum Gehen und ließ mir die Erinnerung an seine Augen und sein unvergeßliches Lächeln zurück. Aber als er hinausging, bemerkte ich, daß er mager war und in der häßlichen, schlechtsitzenden Sträflingstracht gekrümmt und gebeugt aussah. Ich nahm eine Banknote aus der Tasche und schob sie unter das Löschpapier, das für mich auf den Tisch gelegt worden war. Nach zwei oder drei Minuten kam der Wärter zurück, und als ich das Zimmer verließ, dankte ich ihm für die Güte, die er meinem Freunde

erwiesen hatte, und erzählte ihm, wie freundlich Oscar von ihm gesprochen hatte.

„Er hat hier nichts zu suchen, Herr", sagte der Wärter. „Er sieht einem von den Brüdern hier so ähnlich wie 'n Kanarienvogel 'nem frechen kleinen Spatzen. Gefängnis is' nich für so'ne Leute wie er, und er nich fürs Gefängnis. Er is so sanft, wissen Se, Herr, — und so freindlich. Er is viel eher wie 'ne Frau, ja das is er; man tut 'm weh, ohne 's zu wollen. Ich mach' mir nichts draus, was sie sagen, ich hab 'n gern, und er erzählt so schön, Herr, nich' wahr?"

„Freilich tut er das", sagte ich, „er ist der beste Erzähler, den es auf Erden gibt. Ich möchte Sie bitten, in die Schreibunterlage auf dem Tisch zu schauen. Da habe ich Ihnen einen Geldschein hingelegt."

„Nein, Herr, für mich nich, ich könnt's nich annehmen, nein, Herr, bitte nich", rief er in hastigem, angsterfülltem Ton. „Sie ha'm was liegen lassen, Herr, kommen Sie zurück un hol'n Sie's, bitte, bitte, Herr. Ich darf's nich."

Trotz meiner Gegenvorstellungen führte er mich zurück, und ich mußte den Geldschein wieder in die Tasche stecken.

„Wissen Sie, Herr, ich könnt's nich, ich bin nich um so was gut zu ihm gewesen." Sein Benehmen wurde anders, und er schien gekränkt zu sein.

Ich sagte ihm, daß ich davon wirklich vollkommen überzeugt wäre, bat ihn, mir zu glauben, daß ich mich jederzeit freuen würde, wenn ich irgend etwas für ihn tun könnte, und gab ihm meine Adresse. Aber er hörte mir nicht einmal zu, — dieser ehrliche, brave Mann mit der ganzen unverfälschten Unschuld seiner Menschenfreundlichkeit. Gütige Taten leuchten wie Sterne in dieser kerkerähnlichen Welt! Dieser Wärter und Sir Ruggles Brise — jeder in seinem Wirkungskreis: das sind die Männer, die das Salz der englischen Erde bilden; bessere gibt es hienieden nicht! — —

XVIII

MILDERUNG DER STRAFE, ABER KEIN STRAFERLASS

Sobald ich nach London zurückgekehrt war, suchte ich Sir Ruggles Brise auf. Kein Mensch hätte mir warmherzigeres Wohlwollen oder einsichtsvolleres Verständnis entgegenbringen können. Ich erstattete ihm Bericht und legte mit vollem Vertrauen die Angelegenheit in seine Hände. Dann nahm ich Gelegenheit, Oscars Freunden den Zustand zu schildern, in dem er sich befand, und gab ihnen zugleich die Versicherung, daß seine Lage sich bald bessern würde. Kurze Zeit darauf hörte ich, daß der Gefängnisdirektor abgelöst worden war, daß Oscar Bücher und Schreibmaterial erhalten hatte und bis zu vorgerückter Stunde in seiner Zelle Gas brennen durfte. Dann wurde es niedrig geschraubt, aber nicht ganz abgestellt. Tatsächlich wurde er seit dieser Zeit mit aller erdenklichen Freundlichkeit behandelt, und bald hörten wir, daß er die Gefangenschaft und die strenge Zucht über Erwarten gut ertrug. Sir Evelyn Ruggles Brise hatte offenbar die Schwierigkeiten in menschenfreundlichstem Sinne beseitigt.

Noch etwas später erfuhr ich, daß Oscar im Gefängnis angefangen hatte, „De Profundis“ zu schreiben, was mich ebenfalls sehr hoffnungsvoll stimmte; keine Nachricht hätte mir mehr Freude bereiten können. Ich hielt es für sicher, daß er sich vor den Menschen rechtfertigen würde, wenn er die Strafe in eine Stufe zum Aufstieg verwandelte. Und in dieser Zuversicht wagte ich es, zur gelegenen Zeit mit einem zweiten Anliegen zu Sir Ruggles Brise zu gehen.

„Oscar wird gewiß nicht die ganze Strafzeit abbüßen“, sagte ich zu ihm, „gewiß werden ihm vier bis fünf Monate erlassen werden, weil er sich gut geführt hat.“

Sir Ruggles Brise hörte mir wohlwollend zu, machte mich aber gleich darauf aufmerksam, daß jeder Straferlaß eine Ausnahme sei. Jedoch war er bereit, mir mitzuteilen, was sich tun ließe, wenn ich in acht Tagen wieder bei ihm vorsprechen wollte. Zu

meiner größten Überraschung schien er von Oscars guter Führung nicht einmal überzeugt zu sein.

Ende der Woche fand ich mich wieder bei ihm ein, und wir hatten nochmals eine lange Unterredung. Er sagte mir, daß man nach dem Gefängnislexikon von einer guten Führung nur sprechen könnte, wenn der Betreffende keinen Anlaß zu Ordnungsstrafen gegeben hatte, und Oscar war ziemlich oft bestraft worden. Selbstverständlich handelte es sich bei ihm nur um kleine Verstöße; es lag nichts Ernstes vor, und zumeist waren es wirklich nur kindische Sünden: daß er häufig sprach, daß er morgens unpünktlich war oder nicht genügende Ordnung in seiner Zelle hielt und dergleichen mehr. Das waren alles geringfügige Verfehlungen, aber das Zeugnis „gute Führung" hing von der Beobachtung solcher Kleinigkeiten ab. In Anbetracht dieses über Oscar eingegangenen Berichtes glaubte Sir Ruggles Brise nicht, daß die Strafe ohne weiteres abgekürzt werden konnte. Ich war wie vom Donner gerührt. Aber andererseits gibt es für mich keine unantastbaren Regeln, und in Wirklichkeit sind sie nur um ihrer Ausnahmen willen erträglich. Ich hielt so viel von Sir Ruggles Brise — von seinem gütigen Wesen und seinem gerechten Sinn —, daß ich ihm ohne Scheu alles zu sagen wagte, was ich über diese Angelegenheit dachte:

„Oscar Wilde beginnt gerade, sich dem Leben wieder zuzuwenden. Er ist mit seiner Gattin fast ausgesöhnt; er hat angefangen, ein Buch zu schreiben, und findet sich mit seinem schweren Schicksal ab. Wenn ihm jetzt eine kleine Aufmunterung zuteil wird, glaube ich, daß er Besseres leisten wird, denn je zuvor. Ich bin überzeugt, daß er zu viel größeren Dingen berufen ist, als die bisherigen Erfahrungen es erwarten lassen. Aber er ist überaus empfindsam und überaus eitel. Deshalb besteht die Gefahr, daß er durch die Härte und den Haß der Welt verängstigt und in seiner Entwicklung gehindert werden könnte. Dann wird er vielleicht menschenscheu werden und nichts leisten, wenn der Wind um seinetwillen nicht ein wenig gemildert wird. Jetzt eine leise Aufmunterung, das Bewußtsein, daß Menschen Ihrer Art ihn einer besonders freundlichen Behandlung für wert und würdig halten, und ich bin überzeugt, er wird Großes leisten. Ich glaube wirklich, es liegt in Ihrer Macht, einen ungewöhnlich begabten Menschen zu retten und das Beste in ihm auszulösen, wenn Sie dazu geneigt sind."

„Selbstverständlich bin ich dazu geneigt", rief er. „Daran können Sie nicht zweifeln, und ich verstehe ganz genau, was Sie meinen. Aber leicht wird es nicht sein."

Doch ich ließ nicht nach:

„Wollen Sie nicht versuchen, was sich machen läßt? Bitte ersinnen Sie ein Mittel, wie es gemacht werden und wie der Minister des Innern bewogen werden kann, Wilde die letzten paar Monate seiner Strafe zu erlassen."

Nach einer kleinen Pause erwiderte er:

„Glauben Sie mir, daß die Behörden durchaus bereitwillig — mehr als bereitwillig sind, jedes gute Werk zu unterstützen, das darf ich wohl nicht nur in meinem eigenen Namen, sondern auch im Namen des Innenministers mit Bestimmtheit sagen. Aber es ist Ihre Sache, uns für unsere Maßnahmen irgendeinen Grund zu beschaffen, — einen Grund, der zugegeben und gerechtfertigt werden kann."

Da ich zuerst seine Absicht nicht verstand, setzte ich meine Vorstellungen fort:

„Sie erkennen an, daß der Grund vorhanden ist, daß es etwas Gutes wäre, Wilde eine Vergünstigung zu erweisen; weshalb geschieht es also nicht?"

„Wir leben unter einer parlamentarischen Regierungsform", erwiderte er. „Nehmen Sie an, die Frage würde im Parlament vorgelegt, was ich bei der gegenwärtigen Stimmungslage des Publikums für sehr wahrscheinlich halte: was sollen wir darauf antworten? Die Hoffnung, daß Wilde neue Theaterstücke und Bücher schreiben wird, wäre doch kein stichhaltiger Grund, nicht wahr? Ich gestehe Ihnen zu, daß dieser Grund ausreichend sein sollte; aber Sie sehen selbst ein, daß er nicht so aufgefaßt werden würde."

„Vermutlich haben Sie recht", mußte ich ihm beipflichten. „Aber würde es genügen, wenn ich Ihnen ein von literarischen Persönlichkeiten unterzeichnetes Gesuch bringe, in dem Sie gebeten werden, Wilde aus Gesundheitsrücksichten freizulassen?"

Sir Ruggles Brise griff diese Anregung mit Freuden auf.

„Gewiß", rief er, „wenn ein paar literarische Persönlichkeiten, Leute in Amt und Würden, schriftlich die Bitte einreichen, Wildes Strafmaß aus gesundheitlichen Gründen um drei bis vier Monate abzukürzen, so verspreche ich mir davon die beste Wirkung."

„Ich werde sofort Meredith und ein paar andere Schriftsteller aufsuchen", sagte ich zu ihm, „wie viele Namen soll ich beschaffen?

„Wenn Sie Meredith dafür gewinnen", erwiderte er, „sind nicht viel andere erforderlich. Ein Dutzend ist genug, oder wenn Ihnen das zuviel erscheint, genügt eine kleinere Zahl."

„Ich glaube nicht, daß es irgendwelche Schwierigkeiten geben wird", erwiderte ich, „aber ich werde Sie von allem benachrichtigen."

„Sie werden es mühseliger finden, als Sie glauben", sagte er zum Schluß, „aber wenn Sie ein bis zwei berühmte Namen dafür gewinnen, werden die anderen vielleicht dem Beispiel folgen. Ein bis zwei gute Namen werden Ihnen die Sache jedenfalls erleichtern."

Natürlich dankte ich ihm für seine Güte und ging vollkommen befriedigt von dannen. Ich hatte mir noch nie eine Aufgabe gestellt, die leichter zu sein schien. Denn Meredith konnte doch nicht unbarmherziger sein als eine königliche Kommission. So ging ich denn in mein Redaktionszimmer im Hause der „Saturday Review" zurück und nahm den Bericht der königlichen Kommission über diese zweijährige Zuchthausstrafe nebst Zwangsarbeit zur Hand. Die Kommission befürwortete, sie wegen allzu großer Strenge aus dem Gesetzbuch zu streichen. Ich entwarf nun ein kleines, möglichst harmloses Bittgesuch:

„In Anbetracht der Tatsache, daß eine königliche Kommission die zweijährige Zuchthausstrafe mit Zwangsarbeit wegen allzu großer Strenge verworfen hat, und in Berücksichtigung des Umstandes, daß Mr. Wilde sich durch seine literarischen Leistungen hervorgetan hat und, wie wir in Erfahrung gebracht haben, jetzt gesundheitlich leidet, bitten die Unterzeichneten, ... usw."

Ich ließ diesen Entwurf drucken und wandte mich schriftlich an Meredith mit der Frage, wann er mich in dieser Angelegenheit empfangen könnte. Denn ich wollte seine Unterschrift als erste unter das Gesuch drucken lassen und es dann weitergeben. Zu meiner Überraschung erhielt ich keine umgehende Antwort von Meredith, und als ich ihn mahnte und ihm die Tatsachen auseinandersetzte, schrieb er mir, daß er meinem Wunsch nicht entsprechen könnte. Ich beantwortete seinen Brief und bat ihn, mich in dieser Angelegenheit zu empfangen. Aber zum erstenmal in meinem Leben lehnte er meinen Besuch ab und schrieb mir,

daß keine noch so dringende Vorstellung ihn von seinem Entschluß abbringen würde, und es daher nur für beide Teile peinlich wäre, in Unstimmigkeit zu kommen.

Dieses Verhalten von Merediths Seite war die größte Überraschung, die ich je erlebt habe. Ich kannte seine Dichtungen ziemlich genau und wußte, wie streng er jede sinnliche Schwäche beurteilte, vielleicht weil er sich selbst vor dieser Fallgrube fürchtete. Ich wußte auch, welch eine Kämpfernatur er im Grunde seines Herzens war und wie er die männlichen Tugenden verehrte. Aber ich glaubte, den Mann zu kennen, — seine zarte Herzensgüte, den Born des Mitleids in seiner Brust, und ich war überzeugt, daß ich immer auf ihn rechnen konnte, wenn es sich um ein Werk menschlicher Barmherzigkeit oder Großmut handelte. Aber nein, er war unzugänglich und hart. Erst viel später hat er mir erzählt, daß er eine ziemlich geringe Meinung von Oscar Wildes Begabung, überdies eine gefühlsmäßige, tief eingewurzelte Verachtung für sein prahlerisches Auftreten und einen bedingungslosen Abscheu vor seiner Unsittlichkeit empfand.

„Diese gemeine, sinnliche Zügellosigkeit stellt das Uhrwerk der Kultur zurück und dürfte nicht verziehen werden", sagte er zu mir.

Nicht um alles in der Welt hätte ich Meredith das jemals verzeihen können, — und er hat für mich auch später nie wieder eine Rolle gespielt. Er war mir stets als Bannerträger in dem ewigen Kampfe erschienen, als Heerführer im Befreiungskrieg der Menschheit, und nun sah ich, daß er mit einem anderen Menschen kein Erbarmen hatte, der auf seiner Seite in dem großen Ringen verwundet worden war. Ich fand es entsetzlich. Gewiß war Wilde nicht im Kampfe für uns verwundet worden; gewiß hatte er seinen Posten verlassen und war zu Schaden gekommen, wie es wohl einem Trinker ergehen kann. Aber letzten Endes hatte er doch auf der richtigen Seite gekämpft; er war eine anregende, geistig einflußreiche Persönlichkeit gewesen, und es war furchtbar, ihn am Straßenrande liegen und ohne Mitgefühl verbluten zu lassen. Es war empörend grausam! Der bedeutendste Engländer seines Zeitalters nicht einmal fähig, Christi Vorbild zu verstehen, geschweige denn seine hohe Stufe zu erklimmen!

Merediths Ablehnung verletzte mich nicht nur, sondern vernichtete fast meine Hoffnung, obwohl sie mich in meinem

Entschluß nicht wankend machte. Ich bedurfte einer Dekorationsfigur für mein Bittgesuch und konnte die von mir gewählte Dekorationsfigur nicht für meine Sache gewinnen. Und so fing ich an, zu staunen und zu zweifeln. Zunächst wandte ich mich nun an einen ganz anders gearteten Mann, den verstorbenen Professor Churton Collins, meinen besonderen Freund, der trotz einer fast pedantischen Strenge der Gesinnung und des Wesens in seiner Tiefe eine eigenartige Quelle verständnisvollen Wohlwollens barg — ein kleines, stilles Wasser reiner Liebe für die von ihm bewunderten Dichter und Schriftsteller. Ich lud ihn zum Abendessen ein und bat ihn, mein Gesuch zu unterzeichnen. Ich erhielt zwar auch einen ablehnenden Bescheid, aber aus anderen Gründen als in Merediths Fall.

„Selbstverständlich müßte Wilde aus dem Gefängnis heraus", sagte er, „der Urteilsspruch war barbarisch und zeugte von erbittertem Vorurteil. Aber ich habe Kinder und muß an mein eigenes Fortkommen in der Welt denken. Und wenn ich das unterzeichnete, würde ich über denselben Kamm geschoren werden wie Wilde. Das kann ich mir nicht leisten. Wenn er wirklich ein großer Mann wäre, würde ich es wahrscheinlich tun, aber ich kann mich Ihrem günstigen Urteil über ihn nicht anschließen. Ich glaube nicht, daß ich dazu berufen bin, der englischen Katze zu seinem Schutz eine Schelle umzuhängen*, denn sie hat viele und lauter scharfe Krallen."

Aber sobald er einsah, daß dieser Standpunkt seiner unwürdig war, nahm er eine andere Haltung an:

„Wenn Sie berechtigt wären, zu mir zu kommen, würde ich es tun, aber wer bin ich denn? Weshalb wenden Sie sich nicht an Meredith, Swinburne oder Hardy?"

So mußte ich auf den Professor ebenso wie auf den Dichter verzichten. Dann klopfte ich der Reihe nach an sehr viele Türen, aber alles war vergebens. Keiner wollte sich mißliebig machen. Der eine, der später berühmt geworden ist, erklärte mir, daß er keine gesellschaftliche Stellung hätte und daß sein Name für den vorliegenden Zweck zu unbedeutend wäre. Andere ließen meine Briefe unbeantwortet. Wieder ein anderer sandte mir nur eine

* Anspielung auf eine Fabel, in der erzählt wird, daß die Mäuse beschließen, zu ihrer Sicherheit der Katze eine Schelle umzuhängen.

Empfangsbestätigung mit dem Bemerken, daß es ihm zwar sehr leid täte, aber die öffentliche Meinung wäre gegen Mr. Wilde. Und so erhielt ich von allen Seiten — samt und sonders Ausreden ...

Eines Tages war Professor Tyrrell vom Trinity College in Dublin zufällig in meinem Redaktionszimmer, während ich den Unterschied zwischen französischen und englischen Literaten im Lichte dieser Vorkommnisse zur Sprache brachte. In Frankreich herrscht unter den Schriftstellern ein anerkannter „esprit de corps", der sie zwingt, zusammenzuhalten. Als Zola z. B. wegen seines Romans „Nana" mit einer öffentlichen Anklage bedroht war, ergriff ein Dutzend Männer, wie Cherbuliez, Feuillet und der jüngere Dumas, trotzdem sein Werk ihnen zuwider war und sie es für sensationell, kitschig und sogar für unsittlich hielten, sofort für ihn Partei. Sie erklärten, daß Polizeibeamte keine Kunstrichter wären und einen ernsten Arbeiter in Ruhe lassen sollten. Alle diese Franzosen, die zwar Zolas Werke mißbilligten und glaubten, daß er seine Beliebtheit durch eine Wirkung auf die niederen Instinkte erzielte, erkannten dennoch an, daß er eine literarische Macht war, und standen ihm, trotz ihrer eigenen Veranlagung und Vorurteile, entschlossen zur Seite. Aber in England ist das ganze Gefühlsleben selbstsüchtiger. Jeder hat seine eigennützigen, elenden persönlichen Interessen im Auge und ist recht froh, wenn ein Liebling der Gesellschaft entgleist; da wird keine Hand gerührt, um ihm zu helfen. Bei diesen Worten unterbrach Tyrrell plötzlich meine Darlegungen mit der Bemerkung:

„Ich weiß nicht, ob mein Name Ihnen irgend etwas nützen kann, aber ich stimme Ihren Worten vollkommen bei, und mein Name könnte mit Churton Collins' zusammen aufgeführt werden, obwohl ich selbstverständlich kein Recht habe, die Literatur zu vertreten." Und ohne weitere Umstände unterzeichnete er das Gesuch mit dem vollen Titel: „Königlicher Professor der griechischen Sprache am Trinity College zu Dublin."

„Wenn Sie Oscar das nächste Mal sehen", fuhr er fort, „so sagen Sie ihm bitte, daß wir uns nach ihm erkundigt haben, meine Frau und ich. Wir bewahren ihm beide ein dankbares Andenken, denn er war überaus geistreich in Wort und Schrift und noch dazu ein ganz reizender Kerl. Hol' der Teufel diese ganze englische Puritanerwirtschaft!"

Das Leben in Irland trägt an sich schon dazu bei, einen Engländer menschenfreundlicher zu machen; aber dieser eine Name genügte noch nicht, und Tyrrell war der einzige, den ich für meine Sache gewinnen konnte. In meiner Verzweiflung und da ich wußte, daß George Wyndham eine Vorliebe für Oscar gehabt und seine große Begabung bewundert hatte, forderte ich ihn zum Mittagessen im Savoy Hotel auf, trug ihm die Angelegenheit vor, bat ihn, seinen Namen dafür herzugeben, und erhielt eine Ablehnung. Da ich sehr betroffen war, führte er zu seiner Entschuldigung an, daß er — sobald ihm die Gerüchte über Oscars vertraulichen Umgang mit Bosie Douglas zu Ohren gekommen waren — Oscar gefragt hatte, ob etwas Wahres an diesen ehrenrührigen Geschichten sei.

„Sie wissen", fuhr er fort, „daß Bosie nebenbei mit mir verwandt ist, und so hatte ich ein Recht zu dieser Frage. Darauf gab mir Oscar sein Ehrenwort, daß es sich nur um rein freundschaftliche Beziehungen zwischen ihnen handelte. Er hat mich belogen, und das kann ich ihm nie vergeben."

Ein Politiker, der nicht imstande ist, eine Lüge zu verzeihen! — da kann man wohl die olympischen Götter spöttisch lachen hören? Ich hatte keine Antwort auf diesen erbärmlichen, gekünstelten Unsinn. Nach Politikerart zeigte mir Wyndham, von welcher Seite der Wind der Volksstimmung wehte, und ich sah ein, daß meine Bemühungen fruchtlos waren.

Unter den englischen Literaten gibt es keine Solidarität. Sie halten tatsächlich weniger zusammen als irgendein anderer Stand, und aus freien Stücken hatte kein einziger von ihnen den Wunsch, einem verunglückten Mitglied ihrer Herde zu Hilfe zu kommen. So mußte ich denn Sir Ruggles Brise meinen Mißerfolg berichten.

Später habe ich erfahren, daß es mir vielleicht geglückt wäre, wenn ich mich zuerst an Thomas Hardy gewendet hätte. Ich kannte Hardy, ohne seine Begabung sonderlich zu bewerten. So darf ich wohl annehmen, daß es mir vielleicht teilweise geglückt wäre, wenn ich nicht anderes zu tun gehabt hätte. Aber gerade in diesen beiden Jahren war ich durch Arbeit und Sorgen überaus in Anspruch genommen: die Sturmwolken in Südafrika wurden immer düsterer, und meine Stellungnahme zu den südafrikanischen Angelegenheiten war in London äußerst mißliebig. Meines Erachtens war es von lebenswichtiger Bedeutung, England vor

einem Kriege gegen die Buren zurückzuhalten. So mußte ich meine Bemühungen, einen Straferlaß für Oscar zu erwirken, einstellen und mich damit trösten, daß Sir Ruggles Brise mir für ihn die denkbar rücksichtsvollste Behandlung zugesagt hatte.

Dennoch hatte meine Fürsprache eine gute Wirkung gezeitigt.

Wir haben von Oscar selbst gehört, wieviel ihm die Güte, die ihm in dem letzten halben Jahre seines Gefängnislebens erwiesen wurde, in Wahrheit bedeutet hat. Er schreibt in „De Profundis", daß er während der ersten Periode seiner Gefangenschaft nur die Hände in ohnmächtiger Verzweiflung ringen und schreien konnte: „Was für ein Ende, was für ein entsetzliches Ende!" Aber als der neue Geist der Güte sich ihm nahte, da konnte er mit aufrichtiger Überzeugung sprechen: „Was für ein Anfang, was für ein wunderbarer Anfang!" Er faßt das alles in die Worte zusammen:

„Wäre ich nach achtzehn Monaten auf freien Fuß gesetzt worden, wie ich es erhoffte, so hätte ich dieses Gefängnis voller Ekel und alle seine Beamten mit einem so bitteren Haß verlassen, daß mein ganzes Leben dadurch vergiftet worden wäre. Ich habe noch ein weiteres halbes Jahr in Gefangenschaft verbracht, aber während dieser ganzen Zeit hat die Menschenfreundlichkeit bei uns geweilt. Und wenn ich nun herauskomme, werde ich stets der großen Freundlichkeiten gedenken, die mir hier fast von allen Seiten zuteil geworden sind. Und an meinem Entlassungstage werde ich vielen Leuten vieles zu danken haben und sie bitten, auch meiner zu gedenken."

Das ist der Mann, zu dem Justice Wills gesagt hat, daß er für jede edle Regung unempfänglich wäre.

Erst nach einiger Zeit besuchte ich Oscar von neuem. Er hatte sich über die Maßen verändert, er war wohlgemut und heiter, und ich fand sein Aussehen besser denn je. Offenbar war ihm die strenge Enthaltsamkeit des Gefängnislebens zuträglich. Mit einem Scherzwort empfing er mich:

„Du bist es, Frank!" rief er und stellte sich überrascht, „bleibst doch immer ein eigenartiger Kauz! Du kommst aus eigenem Antrieb ins Gefängnis zurück!"

Dann erklärte er mir, daß der neue Gefängnisdirektor, Major Nelson, in jeder Weise freundlich zu ihm gewesen war und daß er seit Monaten keine Strafe erhalten hatte. „Ach, Frank, und dann diese Wonne, nach Belieben lesen und nach Gefallen schreiben zu

dürfen, — dieses Glück wieder zu leben!" Er war so unendlich zu seinem Vorteil verwandelt, daß seine Worte mich entzückten.

„Was hast du denn für Bücher?" fragte ich ihn.

„Ich dachte, daß mir ‚König Ödipus' zusagen würde", erwiderte er in ernstem Ton, „aber ich konnte ihn nicht lesen. Das kam mir alles so unwirklich vor. Dann habe ich an den heiligen Augustinus gedacht, aber damit war's noch schlimmer. Die Kirchenväter waren mir noch fremder; es ist ihnen allen so leicht geworden, Buße zu tun und ein anderes Leben zu beginnen. Mir scheint das gar nicht so leicht zu sein. Endlich bekam ich Dante in die Hände, das war's, was mir nottat. Ich habe das ‚Purgatorio' von Anfang bis zu Ende gelesen und mich gezwungen, es italienisch zu lesen, um den vollen Reiz und die volle Bedeutung zu erfassen. Auch Dante ist in der Tiefe gewesen und hat die bittere Hefe der Verzweiflung gekostet. Ich möchte eine kleine Bibliothek haben, wenn ich hier herauskomme, eine aus zwanzig Werken bestehende Bibliothek. Ob du mir wohl behilflich sein wirst, sie mir zu besorgen? Ich möchte Flaubert, Stevenson, Baudelaire, Maeterlinck, den älteren Dumas, Keats, Marlowe, Chatterton, Anatole France, Théophile Gautier, Dante, Goethe, Merediths Gedichte und seinen ‚Egoisten' haben und außerdem noch das ‚Hohe Lied' Salomonis, das Buch Hiob und selbstverständlich die Evangelien."

„Mit dem größten Vergnügen werde ich dir die Bücher besorgen, wenn du mir das Verzeichnis schickst", sagte ich. „Übrigens habe ich gehört, daß du dich mit deiner Frau ausgesöhnt hast, ist es wahr? Ich würde mich freuen, wenn es wirklich wahr wäre."

„Ich hoffe, es wird alles in Ordnung kommen", sagte er in ernstem Ton, „sie ist sehr lieb und gut. Vermutlich hast du gehört", fuhr er fort, „daß meine Mutter während meines Hierseins gestorben ist; ihr Tod hinterläßt eine große Lücke in meinem Leben . . . Ich habe meine Mutter immer sehr bewundert und geliebt. Sie war eine bedeutende Frau, eine reine Idealistin, Frank. Mein Vater hat einmal in Dublin große Unannehmlichkeiten gehabt, hast du vielleicht davon gehört?"

„Ja, gewiß", sagte ich, „ich habe den Prozeß gelesen" (der im ersten Kapitel dieses Buches geschildert ist).

„Nun, Frank, meine Mutter ist im Gerichtssaal aufgestanden und hat mit vollkommener Gelassenheit, mit vollkommenem Vertrauen und ohne eine Spur der üblichen weiblichen Eifersucht zu

seinen Gunsten ausgesagt. Sie mochte nicht glauben, daß der Mann, den sie liebte, würdelos sein könnte, und ihre Überzeugung war so fest, daß sie sich auf die Geschworenen übertrug. Ihr Vertrauen war so vornehm, daß auch sie davon durchdrungen wurden und ihn freigesprochen haben*. Das war doch etwas Außergewöhnliches, nicht wahr? Sie war auch über den Wahrspruch gar nicht im Zweifel. Nur vornehme Seelen besitzen diese Sicherheit und Gelassenheit . . .

„Als mein Vater starb, war es ganz ebenso. Ich sehe sie stets vor mir, wie sie mit einem dunklen Schleiertuch auf dem Kopf ganz stumm, ganz unbewegt da an seinem Bette saß. Durch nichts ließ sie sich ihren Optimismus trüben. Sie glaubte, daß wir nur Gutes erleben können; und als der Tod sich dem Manne nahte, den sie liebte, fügte sie sich mit derselben Gelassenheit, und als meine Schwester starb, trug sie es in derselben hoheitsvollen Art. Meine Schwester war ein wunderbares Geschöpf, so heiter und hochgesinnt, — ich pflegte sie den ‚verkörperten Sonnenschein' zu nennen.

„Als sie uns genommen wurde, glaubte meine Mutter eben nur, daß es so für ihr Kind am besten wäre. Die Frauen haben bei weitem mehr Mut als die Männer, findest du nicht auch? Ich habe nie einen Menschen gekannt, der eine so vollkommene Gläubigkeit besaß wie meine Mutter. Sie war eine der großen Persönlichkeiten in dieser Welt. Ich darf gar nicht daran denken, wie sie durch meine Verurteilung gelitten haben muß: ich bin überzeugt, daß sie Todesqualen erduldet hat. Denn sie hatte Großes von mir erhofft. Als ihr gesagt wurde, daß sie sterben müßte und mich nicht sehen konnte, denn es wurde mir nicht gestattet, zu ihr zu gehen**, da sprach sie die Worte: ‚Möge ihm das Gefängnis zum Heile werden', und wandte das Gesicht zur Wand.

„Sie dachte ebenso über das Gefängnis wie du, Frank, und ich glaube wirklich, daß ihr beide recht habt; es ist mir zum Heile

---

* Ich führe Oscars Lesart des Gerichtsverfahrens an, lediglich um zu zeigen, wie seine romantische Phantasie die unangenehme Wirklichkeit zur freundlichen Fabel umwandelte. Oscar konnte die Verhandlung nur vom Hörensagen kennen, und vielleicht hatte seine Mutter ihn darüber aufgeklärt, — was die Geschichte noch interessanter macht.

** In Frankreich wird selbst einem Mörder die Genehmigung erteilt, seine sterbende Mutter zu besuchen. Die Engländer behaupten frömmer zu sein als die Franzosen, aber sicherlich sind sie weniger menschlich.

geworden. Ich verstehe jetzt manches, was ich früher nicht verstanden habe. Ich verstehe, was Mitleid bedeutet. Ich habe gedacht, daß ein Kunstwerk schön und freudebringend sein müsse. Jetzt aber verstehe ich, daß dieses Ideal unzulänglich und sogar seicht ist. Ein Kunstwerk muß auf Mitleid gegründet sein; ein Buch oder ein Gedicht, das kein Mitleid in sich trägt, sollte lieber nicht geschrieben werden ...

„Wenn ich hier herauskomme, werde ich sehr verlassen sein, und ich kann die Verlassenheit und Einsamkeit nicht aushalten, sie ist mir unerträglich und verhaßt, ich habe sie zu gründlich kennen gelernt ...

„Weißt du, Frank, ich sage mich von der Vergangenheit vollkommen los. Ich werde die Geschichte meiner Vergangenheit schreiben und berichten, wie ich in Versuchung geführt wurde und der Sünde verfallen bin, wie ich von dem Manne, den ich liebte, in seinen furchtbaren Zwist hineingerissen, zum Kampf gegen seinen Vater getrieben und dann im Stich gelassen worden bin, um allein zu büßen ...

„Das ist die Geschichte, die ich jetzt erzählen werde. Das ist das Buch* vom Mitleid und von der Liebe, das ich jetzt schreibe — ein schreckliches Buch ...

„Ob du es wohl veröffentlichen würdest, Frank? Ich möchte gern, daß es in der ‚Saturday Review' erscheint."

„Ich würde mit Vergnügen jede Schrift von dir veröffentlichen", erwiderte ich, „und mit noch größerer Freude ein Werk, welches den Beweis erbringt, daß du endlich das bessere Teil erwählt hast und ein neues Leben beginnst. Ich würde dir auch den vollen Preis bezahlen, den ich dafür erziele; jedenfalls viel mehr, als ich Bernard Shaw oder irgendeinem anderen Verfasser zahle." Ich sagte das absichtlich, um ihm Mut zu machen.

„Davon bin ich überzeugt", lautete seine Antwort. „Ich werde dir das Buch schicken, sobald ich es beendigt habe, und ich glaube, daß es dir gefallen wird." — Damit war für den Augenblick die Sache erledigt.

Endlich hatte ich das sichere Gefühl, daß alles sich für Oscar zum Guten wenden würde. Und mußte ich nicht dieses sichere Gefühl

* „De Profundis". Was Oscar als den „schrecklichen Teil" des Buches bezeichnet, ist die gegen Lord Alfred Douglas gerichtete Anklage, die später vor Gericht verlesen worden ist.

haben? Sein Geist war fruchtbarer und kraftvoller denn je zuvor; und er hatte sich von der ganzen finsteren Vergangenheit losgesagt. Ich war überglücklich in dem Glauben, daß er noch Größeres leisten würde, als er je geleistet hatte, und auch er war von diesem Glauben und diesem festen Willen beseelt. Das kann jeder erkennen, der die Worte liest, die er damals im Gefängnis geschrieben hat:

„Es bleibt mir noch so viel zu tun übrig, daß ich es für eine furchtbare Tragödie halten würde, wenn ich sterben sollte, ehe es mir vergönnt ist, wenigstens einen kleinen Teil zur Ausführung zu bringen. Ich sehe neue Entwicklungsmöglichkeiten in der Kunst und im Leben, von denen jede eine neue Form der Vollendung ist. Ich habe den sehnlichen Wunsch, zu leben, um das zu erforschen, was nichts Geringeres für mich ist als eine neue Welt. Wollt ihr wissen, was diese neue Welt ist? Ich glaube, ihr könnt es erraten. Es ist die Welt, in der ich gelebt habe. Das Leid also und alles, was es uns lehrt, ist meine neue Welt ...

„Ich pflegte früher mein ganzes Leben dem Genuß zu widmen. Ich habe das Leiden und den Schmerz in jeglicher Gestalt gemieden. Beides war mir verhaßt ..."

Durch die Kerkergitter hatte Oscar allmählich die Einsicht gewonnen, wie er sich geirrt hatte, wieviel bedeutsamer und heilsamer das Leiden für die Seele ist als der Genuß.

„Aus dem Schmerz sind die Welten erschaffen worden, und die Geburt eines Kindes oder eines Sternes bereitet Weh."

XIX

ERNTEDANK: SEIN ERSTES WERK

Kurz ehe Oscar aus dem Zuchthaus kam, erzählte mir einer seiner vertrauten Freunde, daß es ihm am Notwendigsten fehlte, und bat mich, ein paar Kleidungsstücke für ihn zu besorgen. So ließ ich mir den Namen seines Schneiders sagen und bestellte zwei Anzüge. Aber der Schneider lehnte den Auftrag ab, denn er wollte keine Kleider für Oscar Wilde machen. Da ich mich nicht darauf einlassen konnte, mit dem Mann zu sprechen, schickte ich meinen Redaktionsvertreter und Freund Mr. Blanchamp hin, um ihm gründlich die Meinung zu sagen. Und die Krämerseele ließ sich durch die Überzeugungskraft der baren Vorausbezahlung erweichen. Dann schickte ich Oscar die fertiggestellten Kleider nebst einem Scheck und erhielt kurz nach seiner Entlassung einen Dankbrief von ihm*.

Nach einiger Zeit hörte ich aus glaubwürdiger Quelle eine Geschichte, die mir später von Oscar bestätigt wurde. Als er Reading Goal verließ, bot ihm der Berichterstatter einer amerikanischen Zeitung £ 1000 für ein Interview über seine Lebensweise und seine Erfahrungen im Gefängnis. Aber er hielt es für unter seiner Würde, seine Leiden zu Markt zu tragen, und wollte sich lieber Geld borgen, als Geld verdienen. Das ist vielleicht teilweise entschuldbar, wenn man bedenkt, daß ihm von den großen Summen, die er vor seiner Verurteilung von Miß S..., von Roß, von More Adey und anderen erhalten hatte, noch ein paar Pfund übriggeblieben waren. Dennoch beweist die Ablehnung einer so großen Summe, wie sie ihm von der Neuyorker Zeitung geboten wurde, daß er das Geld vollkommen mißachtete, — selbst zu einer Zeit, da man glauben mußte, daß es seine Hauptsorge gewesen wäre. Aber er hat stets ziemlich unbesonnen in den Tag hineingelebt.

Sobald er das Zuchthaus verließ, fuhr er mit ein paar Freunden nach Frankreich hinüber, um im Hôtel de la Plage in Berneval,

* Dieser Brief befindet sich im Anhang.

einem stillen kleinen Dorf bei Dieppe, Aufenthalt zu nehmen. André Gide, der ihn fast unmittelbar nach seiner Ankunft dort besucht hat, entwirft uns ein schönes Bild seines Geistes zur damaligen Zeit. Er schildert uns, wie erfreut er war, ihn als den „alten Oscar Wilde" wiederzufinden, — nicht mehr den vor Hochmut und üppiger Lebensweise aufgeblasenen Sinnenmenschen, sondern den „liebenswürdigen Wilde" aus jenen Tagen vor dem Jahre 1891. „Ich fühlte mich nicht um zwei, sondern um vier oder fünf Jahre zurückversetzt", sagt Gide. „Er hatte denselben träumerischen Blick, dasselbe belustigte Lächeln und dieselbe Stimme."

Er erzählte Gide, daß die Gefangenschaft ihn vollkommen verändert und ihn gelehrt habe, was Mitleid bedeutet. „Sie wissen", fuhr er fort, „wie vernarrt ich früher für den Roman ‚Madame Bovary' geschwärmt habe, aber Flaubert hat dem Mitleid keinen Platz in seinem Werke eingeräumt, und aus diesem Grunde trägt es ein kleinliches und engherziges Gepräge. Durch den Sinn des Mitleids gewinnt ein Werk an umfassender Bedeutung und erschließt einen unbegrenzten Horizont. Wissen Sie, mein Bester, daß das Mitleid mich vom Selbstmord zurückgehalten hat? Während der ersten sechs Monate im Gefängnis fühlte ich mich furchtbar unglücklich, so unsagbar elend, daß ich mir das Leben nehmen wollte; aber als ich mir die anderen ansah, als ich bemerkte, daß sie ebenso unglücklich waren wie ich, und als sie mir leid taten, — da gab ich mein Vorhaben auf. Ach Gott! wie wunderbar ist das Mitleid, und ich habe es überhaupt nicht gekannt!"

Er sprach mit leiser Stimme, ohne jede Erregung.

„Haben Sie jemals erfahren, wie wunderbar das Mitleid ist? Ich für mein Teil danke Gott jeden Abend, — ja wirklich auf Knien danke ich Gott, daß er mich das Mitleid gelehrt hat. Mit steinhartem Herzen ging ich ins Gefängnis und dachte nur an meinen eigenen Genuß; aber jetzt ist mein Herz ganz erschüttert, — denn das Mitleid ist in mein Herz eingezogen. Nun habe ich gelernt, daß Mitleid das Größte und Schönste ist, was es auf Erden gibt. Und aus diesem Grunde kann ich den Menschen, die mein Leiden veranlaßt, und denen, die mich verurteilt haben, nicht grollen, — überhaupt keinem einzigen Menschen, weil ich das alles nicht kennen gelernt hätte, wenn sie nicht gewesen wären. Von Alfred Douglas erhalte ich schreckliche Briefe. Wie er mir schreibt, kann

er mich nicht verstehen, er kann es nicht verstehen, daß ich nicht rachsüchtig gegen alle bin, er findet, daß alle gräßlich zu mir gewesen sind. Nein, er versteht mich nicht und kann mich nicht mehr verstehen. Aber ich sage ihm immer wieder in jedem Briefe, daß unsere Wege sich trennen müssen. Er geht seinen Weg, den Weg der Schönheit, den Alcibiades gegangen ist. Und ich folge nun dem heiligen Franz von Assisi."

Es läßt sich schwer unterscheiden, was an diesen Worten ehrlich empfunden ist, und was er nur in seiner Phantasie erdacht und ausgesprochen hat, um dem neuen Ideal der Vollkommenheit eine greifbare Gestalt zu geben. Die Wirklichkeit besitzt nicht jene heilige Einfalt, die der zum Christentum bekehrte Oscar uns einreden will. Die unveröffentlichten Teile aus „De Profundis", die in dem Prozeß Douglas-Ransome verlesen worden sind, beweisen — wie alle seine Freunde wissen — daß es Oscar Wilde unmöglich war, das zu vergeben oder zu vergessen, was ihm als persönliche Mißhandlung erschien. „De Profundis" enthält wunderbare Stellen, die die mildeste christusähnliche Ergebung und Barmherzigkeit atmen. Und zweifellos waren diese Worte ehrlich gemeint, wenn Oscar in der richtigen Stimmung war. — Aber er hatte auch andere Stimmungen: lebensvollere und nachhaltigere, wenn auch weniger gewinnende Stimmungen. Dann betrachtete er sich als einen Mann, der verraten, hingeopfert und im Stich gelassen worden war, dann machte er seinen Freund vollkommen verantwortlich für seinen Sturz und trug kein Bedenken, ihn als einen „Judas" zu bezeichnen, dessen minderwertige Selbstsucht, dessen herrische Bösartigkeit und dessen unerfüllte Versprechungen, ihn mit Geld zu unterstützen, einen bedeutenden Menschen ins Unglück getrieben hatten.

Dieser unveröffentlichte Teil von „De Profundis" ist im Grunde genommen von Anfang bis zu Ende eine einzige wortreiche Verwünschung, eine gegen Lord Alfred Douglas gerichtete Anklage, die besonders zuerst unparteiisch zu sein scheint, in Wirklichkeit aber eine erbitterte, erbarmungslose Beschuldigung ist. Sie bekundet eine merkwürdige Verständnislosigkeit bei Oscar Wilde, — selbst dem Manne gegenüber, den er zu lieben behauptete. Die Leute, die gern wissen möchten, wie Oscar Wilde in Wirklichkeit war, werden dieses rhetorische Dokument mit genügender Aufmerksamkeit lesen, um den Eindruck zu gewinnen: er macht

seinem Freund so wiederholentlich und in so gehässiger Form seine minderwertige Selbstsucht zum Vorwurf, daß er dadurch seinen eigenen ungeheuren Egoismus und seine wesentliche Herzenskälte enthüllt. Paulus hat uns gelehrt: „Die Liebe ist langmütig und freundlich . . ., sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles", — diese milde, großmütige, alles verzeihende Zärtlichkeit der Liebe war dem Heiden Oscar Wilde nicht gegeben, und deshalb rang sich selbst seine tiefste Leidenschaft nie zur vollkommenen Versöhnlichkeit und zur höchsten Heiligung durch.

Bei diesem Gespräch mit Gide soll Oscar auch geäußert haben, daß er die Unvermeidlichkeit der Katastrophe im voraus gewußt habe, „nur ein Ende lag im Bereich der Möglichkeit . . ., dieser Zustand konnte nicht von Dauer sein, er mußte irgendein Ende nehmen."

Aber meines Erachtens stammt diese Auffassung von Gide, und nicht von Oscar. Ich bin jedenfalls überzeugt, daß meine Schilderung seines anmaßend-selbstbewußten Wesens vor den Gerichtsverhandlungen viel wahrheitsgetreuer ist. Selbstverständlich muß er etwas geahnt haben; denn er ist, wie ich berichtet habe, wiederholentlich gewarnt worden. Aber er nahm das Wesen und die Gesinnung seiner Gefährten an und beantwortete Lord Queensberrys erste Angriffsversuche mit vollkommener Nichtachtung. Der Gefahr war er sich gar nicht bewußt. In seinen weiteren Ausführungen gibt Gide Oscars Worte richtiger wieder:

„Die Gefangenschaft hat mich vollkommen verändert. Ich habe mit dieser Wirkung gerechnet, — Douglas ist schrecklich. Er kann es nicht verstehen, daß ich nicht wieder dieselbe Lebensweise aufnehme. Er beschuldigt die anderen, daß sie mich verändert haben."

Ich möchte hier einige Stellen aus dem Briefe eines Gefängniswärters anführen, den Stuart Mason in seinem vortrefflichen kleinen Buch über Oscar Wilde abgedruckt hat. Er schreibt:

„Kein Mensch hat ein edleres Leben geführt, und kein Mensch könnte ein edleres Leben führen als Oscar Wilde während der kurzen Zeit, als ich ihn im Gefängnis kannte. Er hatte immer ein Lächeln auf dem Gesicht; Sonnenschein lag auf seinem Gesicht, irgendein Sonnenschein muß in seinem Herzen geleuchtet haben. Die Leute behaupten, daß er nicht aufrichtig gewesen ist: als ich ihn kannte, war er die Aufrichtigkeit selbst. Wenn er diese Lebens-

weise nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis nicht fortgesetzt hat, so muß die Macht des Bösen für ihn zu stark gewesen sein. Aber er gab sich Mühe, er gab sich redliche Mühe, und im Gefängnis hat er es erreicht."

Das alles scheint mir im wesentlichen wahr zu sein. Oscars heitere Lebendigkeit hätte jeden Fremden überrascht. Überdies war die regelmäßige Zeiteinteilung und die karge, einfache Gefängniskost seiner Gesundheit zustatten gekommen, und die Einsamkeit und das Leiden hatten sein Gemütsleben vertieft. Aber eine starke Bitterkeit, ein wurzelndes, verborgenes Gefühl der Kränkung lebten in ihm und kamen dauernd in leidenschaftlicher Form zum Ausdruck. Sobald er jedoch von den elenden, kleinlichen Qualen des Gefängnisses befreit war, sprudelte der ganze heitere Frohsinn und die Schalkhaftigkeit seines Wesens mit unbezwinglicher Kraft hervor. Und es lag kein Widerspruch in dieser Vielseitigkeit. Ein Mensch kann hundert widerstreitende Leidenschaften und Regungen unvermischt in sich bergen. Und zu dieser Zeit war das Mitleid für andere Menschen Oscars Leitmotiv.

Zu meiner Freude erhielt die Welt sehr bald ein sichtbares Zeichen dieses veränderten Oscar Wilde. Am 28. Mai, wenige Tage nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause, erschien in der „Daily Chronicle" ein Brief, der die dringende Mahnung enthielt, die kleinen Kinder in den englischen Gefängnissen besser zu behandeln. Oscar hatte diesen Brief, der mehr als zwei Zeitungsspalten füllte, geschrieben, weil der Wärter Martin im Zuchthause zu Reading von der Gefängniskommission wegen des entsetzlichen Verbrechens entlassen worden war, „einem kleinen hungrigen Kinde ein paar süße Zwiebäcke gegeben zu haben . . ."

Ich muß einige Absätze aus diesem Briefe anführen, weil er bekundet, daß die Gefangenschaft Oscar Wilde vertieft, daß sein eigenes Leiden ihn, wie Shakespeare sich ausdrückt, „für gerechtes Mitleid empfänglich" gemacht hatte, und weil er uns außerdem berichtet, wie das Leben in einem neuzeitlichen englischen Gefängnis beschaffen war. Oscar schrieb:

„Ich habe die drei Kinder selbst am Montag vor meiner Entlassung gesehen. Sie waren gerade verurteilt worden und standen in ihrer Gefängnistracht aneinandergereiht, mit dem Bettzeug unter dem Arm, in der Haupthalle nebeneinander, ehe sie in die ihnen zugewiesenen Zellen geschickt wurden . . . Es waren ganz

kleine Kinder — das jüngste Kind, dem der Wärter die Zwiebäcke gab, war ein schmächtiges Kerlchen —, augenscheinlich waren alle vorhandenen Kleider nicht klein genug, um ihm zu passen. Selbstverständlich hatte ich während meiner eigenen zweijährigen Haft viele Kinder im Gefängnis gesehen. Besonders im Gefängnis zu Wandsworth befanden sich stets zahlreiche Kinder. Aber ein so schmächtiges Kind wie diesen Kleinen, den ich am Montag dem 17. zur Nachmittagszeit in Reading sah, war mir doch noch nicht begegnet. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich tief betrübt war, diese Kinder in Reading zu sehen: wußte ich doch, welcher Behandlung sie gewärtig sein mußten. So grausam werden die Kleinen bei Tag und bei Nacht mißhandelt, daß man es nicht für glaubhaft hält, wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen und die Roheit des Systems kennen gelernt hat.

„Heutzutage verstehen die Leute nicht, was Grausamkeit ist . . . Die landläufige Grausamkeit ist nichts anderes als Dummheit.

„Die Behandlung der Kinder im Gefängnis ist schrecklich, insbesondere von seiten der Leute, welche die eigenartige seelische Veranlagung des Kindes nicht kennen. Das Kind kann eine Strafe, die ihm eine einzelne Person, wie z. B. eines der Eltern oder der Vormund, auferlegt, verstehen und sie mit einer gewissen Fügsamkeit ertragen. Aber eine Strafe, die ihm von der Gesellschaft auferlegt wird, kann es nicht verstehen, es kann nicht begreifen, was die Gesellschaft bedeutet . . .

„Das Kind empfindet im Gefängnis ein schier grenzenloses Grauen. Ich entsinne mich, daß ich einmal in Reading, als ich mich zum Spaziergang rüstete, in der spärlich beleuchteten Zelle, die der meinigen gegenüberlag, einen kleinen Knaben gesehen habe. Zwei Wärter — es waren keine bösartigen Menschen — redeten offenbar etwas streng auf ihn ein oder erteilten ihm vielleicht irgendwelche nützliche Verhaltungsmaßregeln. Der eine war bei ihm in der Zelle, während der andere draußen stand. Das Gesicht des Kindes sah wie ein bleicher, schmaler, aus Grauen geschichteter Keil aus, und seine Augen hatten den angstvollen Ausdruck eines gehetzten Tieres. Am nächsten Morgen zur Frühstücksstunde hörte ich, wie es weinte und schrie, um herausgelassen zu werden. Es schrie nach seinen Eltern. Und von Zeit zu Zeit konnte ich die tiefe Stimme des diensttuenden Wärters vernehmen, der es zur Ruhe mahnte. Und doch war dem Kinde das

geringfügige Vergehen, das man ihm wohl zur Last gelegt hatte, nicht einmal nachgewiesen worden. Es befand sich nur in Untersuchungshaft. Das wußte ich, weil ich sah, daß es seine eigenen Kleider trug, die einen recht sauberen Eindruck machten. Aber da der Knabe Gefängnisschuhe und -strümpfe trug, mußte ich annehmen, daß er sehr arm war, und daß seine eigenen Schuhe, sofern er welche besaß, in schlechtem Zustande waren. Die Richter und richterlichen Polizeibeamten, die in der Regel gänzlich unwissend sind, schicken die Kinder häufig auf eine Woche in Untersuchungshaft, um dann vielleicht von irgendeinem Urteilsspruch Abstand zu nehmen, zu dem sie berechtigt waren. Und das heißt dann, ‚das Kind nicht ins Gefängnis schicken', was selbstverständlich eine törichte Anschauung von ihrer Seite ist. Für ein kleines Kind ist der feine Unterschied in der bürgerlichen Stellung unverständlich, der zwischen der Untersuchungshaft und der Gefangenschaft nach erfolgtem Urteilsspruch besteht. Ihm ist die Tatsache an sich schrecklich, im Gefängnis zu sein, und in den Augen der Menschheit sollte es etwas Schreckliches sein, daß sich ein Kind überhaupt im Gefängnis befindet.

„Dieses Grauen, von dem das Kind ebenso gepackt und beherrscht wird wie der Erwachsene, wird selbstverständlich durch das System der Einzelhaft in unseren Gefängnissen so verstärkt, daß Worte es nicht wiederzugeben vermögen. Jedes Kind ist dreiundzwanzig Stunden am Tage an seine Zelle gebannt. Das ist das Entsetzliche. Es beweist, wie grausam die Dummheit ist, wenn ein Kind dreiundzwanzig Stunden am Tage in eine spärlich beleuchtete Zelle eingesperrt wird. Wenn eine einzelne Person, z. B. eines der Eltern oder der Vormund, in dieser Weise mit einem Kinde verfahren würde, so müßte sie strenger Strafe gewärtig sein...

„Der Hunger ist das zweite Leiden des Kindes im Gefängnis. Als Beköstigung erhält es zum ersten Frühstück um 7½ Uhr ein Stück Gefängnisbrot, das meistens schlecht gebacken ist, und eine Kanne Wasser. Um zwölf Uhr wird ihm sein Mittagessen zugeteilt, d. h. eine Satte mit grobem Maismehlbrei, und um fünfeinhalb Uhr gibt es ein Stück trockenes Brot und eine Kanne Wasser zum Abendessen. Diese Kost hat, wenn sie einem kräftigen Mann verabreicht wird, stets irgendeine Erkrankung zur Folge, meistens natürlich Durchfall mit den darauffolgenden Schwächezuständen. Und tatsächlich wird in einem großen Gefängnis die regelmäßige

Verteilung adstringierender Mittel durch die Wärter als etwas Selbstverständliches betrachtet. In der Regel ist ein Kind gar nicht imstande, diese Kost zu sich zu nehmen. Jeder, der mit Kindern einigermaßen vertraut ist, weiß, daß durch gewaltsames Weinen, durch Aufregungen und seelischen Kummer irgendwelcher Art sehr leicht Verdauungsstörungen hervorgerufen werden. Und ein Kind, das den ganzen Tag und möglicherweise die halbe Nacht in einer einsamen, spärlich beleuchteten Zelle geweint hat und von Grauen gepackt ist, kann eine so grobe, abscheuliche Kost ganz einfach nicht zu sich nehmen. Nun hatte das kleine Kind, dem der Wärter Martin die Zwiebäcke gab, am Dienstagmorgen vor Hunger geweint und war ganz außerstande, das Brot und Wasser zu genießen, das ihm zum Frühstück gereicht wurde.

„Nachdem das Frühstück ausgeteilt worden war, ging Martin hinaus und zog es vor, ein paar süße Zwiebäcke zu kaufen, als das Kind verhungern zu lassen. Von ihm war es eine schöne Tat, und auch das Kind teilte diese Auffassung. Und da es von den Vorschriften der Gefängnisverwaltung gar keine Ahnung hatte, erzählte es einem der Oberwärter, wie gütig sein jüngerer Kollege zu ihm gewesen war. Die Folge war selbstverständlich, daß er angezeigt und entlassen* wurde.

„Ich kenne Martin besonders gut und habe während der letzten sieben Wochen meiner Gefangenschaft unter seiner Aufsicht gestanden ... Über seine einzigartige Freundlichkeit und Menschlichkeit im Verkehr mit mir und den anderen Gefangenen bin ich ganz erstaunt gewesen. Gute Worte bedeuten viel in einem Gefängnis, und ein freundliches ‚Guten Morgen' oder ‚Guten Abend' kann den Menschen so froh stimmen, wie es im Gefängnis eben möglich ist. Er war stets milde und rücksichtsvoll ...

„Es ist neuerdings über den verderblichen Einfluß des Gefängnislebens auf junge Kinder viel gesprochen und geschrieben worden. Alles, was man gesagt hat, entspricht vollkommen der Wahrheit. Aber dieser verderbliche Einfluß geht nicht von den

---

* Als der Minister des Innern, Sir Matthew White Ridley, am 25. Mai 1897 im Unterhause von Mr. Michael Davitt zur Rede gestellt wurde, erklärte er, daß diese Entlassung eines Wärters, der einem kleinen hungrigen Kind auf eigene Kosten etwas zu essen gegeben hatte, „vollkommen gerechtfertigt" und eine „angemessene Maßnahme" sei. Und derselbe Innenminister ernannte seinen gänzlich unbefähigten Bruder zum Richter beim obersten Reichsgericht.

Gefangenen, sondern von dem gesamten Gefängnissystem — vom Direktor, dem Geistlichen, den Wärtern, der Einzelzelle, der Einsamkeit, der ekelerregenden Kost, den Gesetzen der Gefängnisverwaltung, der sogenannten methodischen Zucht und der Lebensform aus.

„Selbstverständlich dürfte überhaupt kein Kind unter vierzehn Jahren ins Gefängnis kommen. Es ist sinnlos, und wie vieles Sinnlose von geradezu tragischen Folgen . . ."

Wie ich gehört habe, hat dieses Schreiben dahin gewirkt, daß die jungen Kinder in den britischen Gefängnissen etwas besser behandelt werden. Aber für die Erwachsenen sind sie noch immer dieselben Folterkammern geblieben wie zu Wildes Zeiten. Die Gefangenen werden dort noch immer mit der größten Roheit behandelt, die in der ganzen zivilisierten Welt zu finden ist. Die Beköstigung ist die schlechteste in Europa, tatsächlich ist sie so unzureichend, daß man dabei nicht gesund bleiben kann; und viele werden nur dadurch vor dem Hungertode bewahrt, daß sie in die Krankenabteilung kommen. Obgleich diese Tatsachen allgemein bekannt sind, hat sich das Lieblingsorgan des britischen Mittelstandes, der „Punch", vor kurzer Zeit nicht geschämt, irgendeine in Vorschlag gebrachte Reform zur Zielscheibe seines Spottes zu machen. Denn er veröffentlichte das Bild eines britischen Sträflings, der Bill Sykes* schurkisches Gesicht zur Schau trug und eine Zigarre rauchend auf dem Sofa seiner Zelle lag, während der Champagner in der Nähe stand. Solche Dinge geschehen nicht lediglich aus Dummheit, wie Oscar Wilde es sich einreden wollte, sondern aus durchdachter Selbstsucht. Der „Punch" und die Kreise, für deren Vergnügen er sorgt, wollen sich einreden, daß viele Sträflinge für das Leben nicht taugen, während sie in Wahrheit zum großen Teil viel menschlicher geartet sind als die Leute, von denen sie bestraft und verunglimpft werden.

Während Oscar auf das Eintreffen seiner Frau wartete, mietete er in Berneval, ungefähr zweihundert Meter vom Hotel entfernt, ein kleines Haus — das Châlet Bourgeat — und richtete es wohnlich ein. Hier verbrachte er den ganzen Sommer: er schrieb, er badete und plauderte mit den wenigen treuen Freunden, die ihn

* Dieb und Mörder in Dickens Roman „Oliver Twist".

von Zeit zu Zeit besuchten. Noch nie war er so glücklich und so vollkommen gesund gewesen. Er war von literarischen Plänen ganz erfüllt. Und in Wirklichkeit gab es in seinem ganzen Leben keinen Zeitabschnitt, der so reich an guten Leistungen war. Er wollte ein paar biblische Theaterstücke schreiben: zuerst eins mit dem Titel „Pharaoh" (Pharao), dann ein zweites: „Ahab and Jezebel" (Ahab und Jesabel), einen Namen, den er wie „Isabelle" aussprach. Auch mit tieferen Problemen beschäftigte er sich viel und hatte die „Ballade vom Zuchthaus zu Reading" bereits in Angriff genommen. Aber ehe ich mich dieser Dichtung zuwende, möchte ich zuerst noch schildern, wie glücklich der Singvogel war, wie herrlich er sang, als der furchtbare Käfig sich auftat und er seine Schwingen im Sonnenschein des Himmels entfalten durfte.

Der folgende Brief, den er kurz nach seiner Entlassung schrieb, gehört zu dem Köstlichsten, was er je geschaffen hat. Wie es sich gebührt, war er an seinen allerbesten Freund, Robert Roß, gerichtet, und ich kann nur meiner großen Dankbarkeit Ausdruck geben, daß der Adressat mir gestattet hat, ihn hier zu veröffentlichen*:

Berneval, bei Dieppe,
Hôtel de la Plage

Montag, den 31. Mai (1897), abends.

Liebster Robbie!

Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es nur eine Möglichkeit gibt, seine Schuhe richtig zu erhalten: man muß nach Frankreich fahren, um sie in Empfang zu nehmen. Ich habe beim Zollamt drei Francs Gebühren bezahlt. Weshalb hast Du mir solchen Schreck eingejagt? Wenn Du Dir das nächste Mal Schuhe bestellst, so komm' bitte nach Dieppe und laß sie Dir schicken. Es ist die einzige Möglichkeit und zugleich ein Vorwand, um Dich zu sehen.

Morgen trete ich eine Pilgerfahrt an. Ich habe mir ja immer gewünscht, ein Pilger zu sein, und bin entschlossen, mich morgen früh zum Heiligtum von Notre-Dame de Liesse zu begeben. Weißt Du, was Liesse bedeutet? Es ist ein alter Ausdruck für

* Die Veröffentlichung in deutscher Sprache erfolgt hier mit besonderer Erlaubnis von Dr. Max Meyerfeld. Alle Rechte vorbehalten.

das Wort „Freude". Vermutlich hat es denselben Stamm wie „Letizia, Laetitia". Durch einen Zufall, wie Du es nennen würdest, hat mir gerade heute abend die holdselige Wirtin, die gern möchte, daß ich für immer in Berneval bleibe, von dem Heiligtum oder der Kapelle erzählt. Sie sagt, daß Notre-Dame de Liesse Wunder wirkt und jedem Menschen das Geheimnis der Freude erschließt. — Ich weiß nicht, wie lange ich unterwegs sein werde, um zum Heiligtum zu gelangen, da ich zu Fuß gehen muß. Aber nach ihrer Auskunft werde ich mindestens sechs bis sieben Minuten für den Hinweg und ebensoviel für den Rückweg gebrauchen. Die Kapelle von „Notre-Dame de Liesse" liegt nämlich gerade fünfzig Meter vom Hotel entfernt. Merkwürdig, nicht wahr? Ich beabsichtige, mich nach dem Kaffee auf den Weg zu machen und dann erst zu baden. Brauche ich erst zu sagen, daß das ein Wunder ist? Ich wollte eine Pilgerfahrt antreten, und siehe da! die kleine graue Steinkapelle Unserer guten Frau zur Freude kommt zu mir. Wahrscheinlich hat sie während dieser langen purpurnen Jahre der Lust auf mich gewartet; nun naht sie mir, um mich mit der Botschaft der Freude (Liesse) zu empfangen. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Ich wünschte, Ihr würdet nicht so streng gegen die armen Ketzer* sein und zugeben, daß es selbst für das Schaf, das keinen Hirten hat, eine Stella Maris gibt, die es heimgeleitet. Aber Du und More — besonders More —, Ihr behandelt mich als Nonkonformisten. Das ist sehr schmerzlich und ganz ungerecht.

Gestern wohnte ich der 10 Uhr-Messe bei und nahm nachher mein Bad. Somit bin ich nicht als Heide ins Wasser gegangen, und infolgedessen wurde ich weder von den Sirenen noch von den Wassernixen oder irgendeinem anderen Mitglied aus Glaukos' grünhaarigem Gefolge in Versuchung geführt. Ich halte das wirklich für etwas Merkwürdiges. In meiner heidnischen Zeit wimmelte das Meer stets von Tritonen, die auf ihren Muscheln bliesen, und von anderen unfreundlichen Gestalten. Jetzt ist alles vollkommen anders. Und doch behandelst Du mich wie den Rektor von Mansfield College, — und das, nachdem ich Dich auch heiliggesprochen hatte.

* Der Adressat dieses Buches sowie der zweite Freund, auf den Wilde hier Bezug nimmt, sind römisch-katholisch.

Lieber Junge, sag' mir doch bitte, ob Dein Glaube Dich glücklich macht. Du verbirgst ihn vor mir in ungeheuerlicher Weise. Du machst es damit ebenso, als ob Du in Pollocks Auftrag etwas für die „Saturday Review" schreiben oder in der Wardour Street das entzückende Gericht zu Mittag essen wolltest, das mit Tomaten angerichtet wird und die Leute ganz verrückt* macht. Aber ich weiß, daß ich Dich vergebens danach frage, also behalt' es für Dich!

Gestern in der Kapelle hatte ich nicht gerade das Gefühl, ausgestoßen, aber doch ein bißchen heimatlos zu sein. Auf einem Getreideacker traf ich einen braven Landmann, der bot mir auf seiner Bank in der Kirche einen Platz an; und auf diese Weise hatte ich es ganz behaglich. Jetzt besucht er mich täglich zweimal, und da er kinderlos und reich ist, habe ich ihm das Versprechen abgenommen, drei Kinder zu adoptieren, — zwei Knaben und ein Mädchen. Ich habe ihm gesagt, daß er nur den Willen haben müßte, dann würden sich die Kinder schon finden lassen. Und als er seine Besorgnis äußerte, daß sie schlecht geraten könnten, habe ich ihm geantwortet, daß alle Menschen das befürchteten. Er hat mir wirklich versprochen, drei Waisen zu adoptieren, und ist nun von diesem Gedanken ganz begeistert. Er muß zum Curé gehen, um mit ihm zu sprechen. Dann hat er mir erzählt, daß sein eigener Vater eines Tages mitten im Gespräch durch einen Schlaganfall zusammengebrochen war, daß er ihn in seinen Armen aufgefangen und zu Bett gebracht hatte, wo er gestorben war. Und er selbst hätte häufig daran gedacht, wie schrecklich es wäre, daß niemand ihn in seinen Armen auffangen würde, wenn er einen Schlaganfall bekäme. Es liegt doch auf der Hand, daß er ein paar Waisenkinder adoptieren muß, nicht wahr?

Ich habe das Gefühl, daß Berneval mir zur Heimat werden soll; Du kannst es mir wirklich glauben. Notre-Dame de Liesse wird mir hold sein, wenn ich vor ihr niederknie, und wird mich erleuchten. Es ist merkwürdig, daß mich ein weißes Pferd hierhergeführt hat. Es stammt aus dem Ort, kennt Weg und Steg und wollte seine Eltern wiedersehen, die schon bei Jahren sind.

---

* Das bezieht sich auf eine Geschichte, für die Wilde damals großes Interesse hatte.

Und merkwürdig ist es auch, daß ich gewußt habe, daß es ein Berneval gibt und für mich geschaffen war.

M. Bonnet* will mir ein Châlet bauen — 1000 m Grund und Boden (ich weiß nicht, wieviel das ist, vermutlich sind es etwa 100 Meilen) — und ein Châlet mit einem Arbeitszimmer, einem Balkon, einer salle à manger, einer riesengroßen Küche und drei Schlafzimmern, — Aussicht auf das Meer und Baumbestand, das Ganze soll 12000 Franken, d. h. £ 480 kosten. Wenn ich ein Theaterstück schreiben kann, lasse ich mit dem Bau beginnen. Stell' Dir vor, daß man in Frankreich für £ 480 sein eigenes reizendes Haus nebst Grund und Boden ohne irgendwelche Abgaben haben kann! Bitte, überleg' es Dir und schreib' mir zustimmend, wenn es Dir richtig erscheint. Selbstverständlich muß ich erst mein Theaterstück geschrieben haben.

Hier im Hotel wohnt ein alter Herr, der in seinem Zimmer allein speist und sich nachher in die Sonne setzt. Er beabsichtigte, sich zwei Tage hier aufzuhalten, und ist zwei Jahre geblieben. Sein einziger Kummer ist, daß es kein Theater am Ort gibt. Monsieur Bonnet ist in diesem Punkt ein bißchen herzlos und sagt, daß ein Theater für den alten Herrn zwecklos sein würde, da er um acht Uhr zu Bett geht. Und der alte Herr behauptet, daß er eben nur um acht Uhr zu Bett geht, weil es kein Theater gibt. Gestern haben die beiden diese Frage eine ganze Stunde lang erörtert. Ich habe es mit dem alten Herrn gehalten, aber ich glaube, daß die Logik es mit Monsieur Bonnet gehalten hat.

Die Sphinx** hat mir einen lieben Brief geschrieben und mir in ganz köstlicher Weise berichtet, daß Ernest*** sich — während der Scheidungsprozeß spielte — bei Romeike auf Zeitungsausschnitte abonniert hatte und mit ein paar Notizen nicht einverstanden war. In Anbetracht der zunehmenden Würdigung, die Ibsen genießt, muß ich mich wundern, daß die Notizen nicht besser gewesen sind, aber heutzutage ist jeder auf den anderen eifersüchtig, — Eheleute bilden natürlich eine Ausnahme! Diese letzte Bemerkung werde ich mir wohl für mein Theaterstück aufheben.

---

* Der Hotelbesitzer.

** „Sphinx" ist ein Spitzname für Mrs. Leverson, Verfasserin von „The Eleventh Hour" und von anderen humoristischen Romanen.

*** „Ernest" war ihr Gatte.

Hast Du meinen silbernen Löffel* von Reggie bekommen? Du hast ja auch meine silbernen Bürsten von Humphreys** herausbekommen, der kahl ist, da wirst Du mit Leichtigkeit meinen Löffel von Reggie bekommen, der selbst so viele hat oder früher zu haben pflegte. Du weißt doch, daß mein Wappen darauf ist, und es ist ein Stückchen irisches Silber, das ich nicht einbüßen möchte. Es gibt aber einen ausgezeichneten Ersatz, das sogenannte Britannia-Metall, das im Adelphi und auch sonst sehr beliebt ist. Wilson Barrett schreibt: „Ich ziehe es dem Silber vor", und für den guten Reggie würde es wunderbar passen. Walter Besant schreibt: „Ich benutze nichts anderes", und Mr. Beerbohm Tree schreibt ebenfalls: „Seitdem ich einen Versuch damit gemacht habe, bin ich ein ganz anderer Schauspieler geworden; meine Freunde erkennen mich kaum wieder." Also ist augenscheinlich Nachfrage nach diesem Artikel.

In meinen ernsteren Stunden werde ich eine Staatswirtschaftslehre schreiben, und meine erste Regel wird lauten: „Stets wenn Nachfrage vorhanden ist, gibt's kein Angebot." Diese Regel allein kann den merkwürdigen Gegensatz zwischen der menschlichen Seele und der Umwelt des Menschen erklären. Die verschiedenen Formen der Zivilisation werden fortgesetzt, weil sie den Leuten zuwider sind. Ein modernes Gemeinwesen ist genau das Gegenteil von dem, was jeder sich wünscht. So ist die Mode des neunzehnten Jahrhunderts eine Folge unseres Widerwillens gegen das Stilgefühl. Der hohe Hut wird getragen werden, so lange er den Leuten mißfällt.

Lieber Robbie, bitte, sei ein wenig rücksichtsvoller und verlange nicht, daß ich bis in die späte Nacht aufbleibe, um mit Dir zu plaudern. Es ist zwar sehr schmeichelhaft für mich und so weiter, aber Du solltest daran denken, daß ich ruhebedürftig bin. Gute Nacht. Du wirst an Deinem Bett ein paar Zigaretten und ein paar Blumen finden. Der Kaffee wird unten um acht Uhr getrunken; wenn's Dir recht ist. Sollte es Dir aber zu zeitig sein, so habe ich gar nichts dagegen, noch eine Stunde länger im Bett zu liegen. Hoffentlich schläfst

---

* Der silberne Löffel ist der Entwurf für ein Theaterstück, den Turner (Reggie) von Roß erhalten hatte.

** Wildes Rechtsbeistand im Verfahren der Krone gegen Wilde.

Du gut. Das müßtest Du eigentlich, da Lloyd nicht auf der Veranda* ist.

Dienstag morgen 9½ Uhr.

Das Meer und der Himmel schillern wie Opal — da gibt's keine häßlichen Zwischenlinien wie von des Zeichenlehrers Hand —, nur ein einziges Fischerboot, das langsam dahingleitet und den Wind hinter sich herzieht. Ich will baden gehen.

6 Uhr.

Gebadet und hier ein Châlet besichtigt, das ich für den Sommer mieten möchte, — ganz reizend, mit herrlicher Aussicht: ein großes Arbeitszimmer, ein Speisezimmer und drei allerliebste Schlafzimmer, außerdem Dienerschaftszimmer und noch ein riesiger Balkon.

[In diesen freien Raum hatte er in flüchtigen Zügen den Grundriß des gedachten Châlets eingezeichnet.]

1. Salle à manger.
2. Salon.
3. Balkon.

Alles zu ebener Erde mit Stufen, die vom Balkon ins Freie führen. [Ich weiß mit dem Maßstab der Zeichnung nicht Bescheid, aber die Zimmer sind größer als der Grundriß.]

Rate mal, wie hoch die Miete für den Sommer oder für das Jahr ist? £ 32!

Selbstverständlich muß ich das Häuschen haben: hier werde ich meine Mahlzeiten — an einem besonderen und für mich belegten Tisch — einnehmen; ich brauche nur zwei Minuten zu gehen. Sag' mir, daß ich's mieten soll. Wenn Du wieder zu mir kommst, wird Dein Zimmer für Dich bereitstehen. Ich brauche nur noch eine Bedienung. Die Leute sind hier äußerst freundlich.

Ich habe meine Pilgerfahrt gemacht; — der Innenraum der Kapelle ist natürlich von einer fürchterlichen modernen Geschmacklosigkeit, — aber da hängt ein dunkles Bild von Notre-Dame de Liesse. — Die Kapelle ist so winzig wie ein Studentenzimmer in Oxford. Hoffentlich kann ich den Curé dazu bewegen, daß er dort so bald wie möglich die Messe liest, denn

* Eine Anspielung auf die „Vailima Letters" von Stevenson, die Wilde während seiner Gefangenschaft gelesen hatte.

in der Regel findet der Gottesdienst nur im Juli und August in der Kapelle statt; aber ich möchte mir eine Messe aus nächster Nähe ansehen.

Aber ich habe Dir auch noch etwas anderes zu sagen.

Ich vergöttere diesen Ort. Wunderschön ist die ganze Gegend mit den vielen Wäldern und hohen Wiesen — schlicht und gesund. Wenn ich in Paris lebe, so wird es vielleicht mein Verhängnis sein, Dinge zu tun, nach denen ich kein Verlangen habe. Ich fürchte mich vor der großen Stadt. Hier stehe ich um 7½ Uhr auf und bin den ganzen Tag froh. Um 10 gehe ich zu Bett. Ich habe Angst vor Paris und möchte hier leben.

Das „Terrain" habe ich besichtigt. Es ist das beste im Ort und das einzige, das noch zu haben ist. Ich muß mir ein Haus bauen. Wie glücklich würde ich sein, wenn ich ein Châlet für 12000 Franken, d. h. für £ 500 bauen und in meinem eigenen Heim wohnen könnte. Auf irgendeine Weise muß ich das Geld zusammenbringen. Da würde ich ein ruhiges, gesundes Heim haben, — abgelegen und doch in der Nähe von England. Ich weiß, wie sich mein Leben gestalten würde, wenn ich in Ägypten lebte, und ich weiß, daß ich träge und noch minderwertiger sein würde, wenn ich in Süditalien lebte. Hier möchte ich leben. Überleg' Dir das alles und schick' mir den Baumeister herüber*. Bonnet ist ein vortrefflicher Mensch und bereit, jeden beliebigen Plan auszuführen. Ich möchte ein kleines Châlet aus Holz und Stuckwänden haben; die hölzernen Balken müssen sichtbar sein und die weißen Stuckvierecke das Fachwerk mit ihren regelmäßig wiederkehrenden Formen unterbrechen — wie Shakespeares Haus, was ich aber nicht gern sagen möchte —, wie die altenglischen Landhäuschen im sechzehnten Jahrhundert. So sitze ich also und warte auf Deinen Baumeister, wie er auf mich wartet.

Hältst Du den Gedanken für unsinnig?

Ich habe die „Chronicle" erhalten, vielen Dank. Wie ich bemerke, ist mein Name in dem Aufsatz über Prince — A. 2. 11. nicht erwähnt worden. Er ist von einer Frau geschrieben, und es ist töricht von ihr.

---

* Ein Baumeister, der Wilde nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis Bücher geschickt hatte.

Da Du, der Du meines Lebens Dichtung bist, in der Ferne weilst, bin ich gezwungen zu schreiben. Und so habe ich etwas angefangen, das meines Erachtens sehr gut werden wird.

Morgen frühstücke ich bei Stannards; was für eine große, leidenschaftliche Seele und glänzende Schriftstellerin ist John Strange Winter! Und wie wenig Verständnis das Publikum für ihre Werke besitzt! „Bootle's Baby" ist eine „Oeuvre Symboliste", — in Wirklichkeit ist nur der Stil und das Thema falsch. Bitte, sprich nie wegwerfend über „Bootle's Baby" — bitte, sprich überhaupt gar nicht über dieses Buch, — ich tue es auch nicht.

Dein Oscar.

Sei so gut, meiner Frau die „Chronicle" zu schicken. Die Adresse lautet: Mrs. C. M. Holland, Maison Benguerel, Bevaix, près de Neuchâtel.

Du brauchst nur das betreffende Exemplar anzustreichen und den zweiten Brief ebenfalls, wenn er in der Zeitung erscheint.

Ferner bitte ich Dich, den Brief* auszuschneiden und in einem Umschlag mit nachstehenden Zeilen an Mr. Arthur Cruthenden, Poste Restante, G. P. O. Reading zu senden:

Lieber Freund!

Der einliegende Aufsatz wird Sie interessieren. Ein zweiter Brief, den ich Ihnen geschrieben habe, liegt für Sie auf dem Postamt und enthält etwas Geld. Fragen Sie nach, wenn Sie ihn nicht erhalten haben.

Ihr ganz ergebener
C. 3. 3.

Du bist der einzige, lieber Robbie, der etwas für mich tut. Selbstverständlich muß der Brief nach Reading sofort abgeschickt werden, da meine Freunde Mittwoch morgen schon zeitig herauskommen.

Aus diesem Briefe leuchtet Oscar Wildes Geistesart mit fast all ihren Vorzügen in voller Entfaltung: seine Heiterkeit, sein Frohsinn und seine feine Empfindsamkeit. Wer kann die Schilderung der

* Es handelt sich um den Brief über den Wärter Martin und die kleinen Kinder, der in der „Daily Chronicle" erschienen war.

kleinen, Notre-Dame de Liesse geweihten Kapelle lesen, ohne daß die erste Rührung gar bald in Fröhlichkeit verwandelt wird, wenn er in sonnigem Humor diese prächtige Selbstreklame anführt:

„Auch Mr. Beerbohm Tree schreibt: ‚Seitdem ich einen Versuch damit gemacht habe, bin ich ein ganz anderer Schauspieler geworden, meine Freunde erkennen mich kaum wieder.'"

Dieser Brief ist das Charakteristischste, was Oscar Wilde jemals geschaffen hat — etwas, das in voller Gesundheit und auf dem Höhepunkt seiner fröhlichsten Stunden geschrieben, — noch charakteristischer als sein Lustspiel „The Importance of being Earnest". Denn er enthält nicht nur den Humor dieses köstlichen, possenhaften Lustspiels, sondern läßt bereits unverkennbar jenes tiefere Gefühl durchblicken, das um dieselbe Zeit in einem Meisterwerk Gestalt gewann, welches für alle Zeiten zum dauernden Erbe der Menschen gehören wird.

„Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" stammt aus dem Sommer des Jahres 1897. Einem glücklichen Zusammenwirken äußerer Umstände: — der strengen Gefängniszucht, die jede Zügellosigkeit von selbst verbot, der Güte, die ihm während der letzten Zeit seiner Haft entgegengebracht wurde, und selbstverständlich der Freude des Freiheitsempfindens — verdankte er seine unbeeinträchtigte körperliche Gesundheit und überdies die Hoffnung, die Lust an der Arbeit. Und so war Oscar ein paar kurze Monate imstande, sich selbst zu übertreffen. Seine Versicherung, daß die Idee zu der Ballade im Gefängnis entstanden, daß sie durch die Milderung seiner Strafe und die ihm gewährte Erlaubnis, nach Belieben zu schreiben und zu lesen, veranlaßt worden ist, erscheint mir vollkommen glaubhaft. Dieses Werk ist eine göttliche Frucht, die unmittelbar aus seinem Mitleid mit anderen Menschen und dem ihm von anderen Menschen entgegengebrachten Mitleid erzeugt worden ist.

„Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading*" ist im Januar 1898

* Die Ballade wurde in Neapel beendigt, und Lord Alfred Douglas hat später behauptet, daß er Oscar dabei geholfen hat. Ich habe nicht die Absicht, das zu bestreiten. Alfred Douglas besaß eine ungewöhnliche, viel größere dichterische Begabung als Oscar Wilde. Das Gedicht ist im Gefängnis erdacht und zum großen Teil gedruckt worden, ehe Oscar zu Alfred Douglas ging. Einige der besten Strophen sind in diesem ersten Teil enthalten. Meines Erachtens hat Alfred Douglas kein Recht, den Ruhm in irgend einer Weise für sich in Anspruch zu nehmen.

mit der Unterschrift C. 3. 3 — eine Nummer, die Oscar im Zuchthaus erhalten hatte — veröffentlicht worden. Innerhalb weniger Wochen erlebte sie in England und Amerika Dutzende von Auflagen und wurde in fast sämtliche europäische Sprachen übersetzt, eine Tatsache, die weniger für die besonderen Vorzüge der Dichtung spricht als für die große Wichtigkeit, die dem Verfasser durch die Neugierde der Menschen beigemessen wurde. Die begeisterte Aufnahme, die sie in England fand, war geradezu erstaunlich. Ein Kritiker verglich sie mit Sophokles' besten Werken, während ein zweiter schrieb: „Keine Erscheinung unserer Zeit kann ihr an die Seite gestellt werden." Nicht ein einziges tadelndes Wort wurde laut, und das zurückhaltendste Urteil bezeichnete die Dichtung als „eine schlichte, ergreifende Ballade . . . eine der bedeutendsten in englischer Sprache". Dieses Lob ist gewiß nicht verschwenderisch. Aber selbst in dieser Form war es weniger durch das Verständnis für die Bedeutung des Werkes als durch einen Stimmungsumschwung bedingt, der Oscars Person galt. Die besten Elemente des Publikums hatten das Gefühl, daß seine Strafe furchtbar übertrieben und daß er zum Sündenbock für andere, schlimmere Missetäter benutzt worden war. Hier bot sich eine erwünschte Gelegenheit, um ihr eigenes Verschulden wieder gutzumachen; und in dieser Absicht wurde Oscars Reue von ihrer Seite übertrieben betont und die ersten Früchte des bekehrten Sünders, nach ihrer Meinung, übertrieben gerühmt.

„Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" ist weitaus das beste Gedicht, das Oscar jemals geschrieben hat; und wir müßten uns bemühen, sie so zu würdigen, wie die Zukunft sie würdigen wird. Ohne Scheu dürfen wir ihrem Ursprung nachspüren und das Schöpferische vom Entlehnten scheiden. Auch mit allen erforderlichen Einschränkungen wird die „Ballade" immer eine große und herrliche Leistung bleiben.

Kurze Zeit vor ihrer Entstehung veröffentlichte A. E. Housman, der meines Wissens zur Zeit Professor der lateinischen Sprache in Cambridge ist, einen kleinen Band Gedichte mit dem Titel „A Shropshire Lad". Das Büchlein umfaßt etwa hundert Seiten, aber es atmet die höchste Poesie — ein aufrichtiges und leidenschaftliches Empfinden, das in verschiedenen Tonarten zum Ausdruck kommt. Oscars Freund Reginald Turner sandte ihm ein Exemplar dieses Werkes, und insbesondere eins der Gedichte

machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Es wird behauptet, „daß das Gedicht ‚The Dream of Eugene Aram' (Eugen Arams Traum) mit dem aus technischen Gründen hineinverwobenen Lied ‚The ancient Mariner' (Der alte Seemann) sein wirkliches Vorbild für die Ballade vom Zuchthaus zu Reading gewesen ist." Aber ich glaube, daß Wilde seine dichterische Eingebung zum größten Teil dem „Shropshire Lad" zu verdanken hat.

Ich führe im folgenden einige Strophen aus Housmans Gedicht und einige Strophen aus der „Ballade" an:

Auf mondhellem Pfad an einsamer Statt,
Da halten die Lämmer zur Weide,
Dort ächzte vorzeiten der Galgen matt
Am Kreuzweg auf der Heide.

Ein lässiger Hirte im Mondenlicht
Hütet' hier einst seine Schar:
Luftschwebend zu Häupten der Lämmerschicht
Ein Toter mit starrendem Haar.

Jetzt ragt unser Galgen in Shrewsburys Bann;
Verwehend ein pfeifender Laut: —
Manch Eisenbahnzug grüßt klagend den Mann,
Der stirbt, wenn der Morgen graut.

Er schläft heut nacht in Shrewsburys Hut
Oder wacht — wie dem auch sei —,
Ein beßrer Bursch, wenn die Welt wär' gut,
Als mancher, des Weg blieb frei.

Den nackten Hals an des Henkers Strick,
Streift morgens der Klang der Uhr:
Für anderen Zweck schuf Gott sein Genick,
Als für die würgende Schnur!

Jäh reißt der Lebensfaden entzwei;
Starr in der Luft bald steht
Der Fuß, der schritt herfür so frei,
Wie man auf Erdland geht.

Hier harr' ich wachend die lange Nacht,
Zu schaun des Frühlichts Schein:
Er hört wohl noch den Schlag der Acht,
Doch nicht den Schlag der Neun!

Schlaf' tief, mein Freund, in Ewigkeit,
Wie mancher schon hundert Jahr',
Der hütete einst zu seinem Leid
Im Mondlicht der Lämmer Schar*.

„Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading"

Wohl ist es süß im Lebensmai,
Der uns lockt aus Wald und Kluft,
Bei Lautenschall und Flötenhall
Zu tanzen durch Glanz und Duft,
Doch süß ist es nicht, auf dem Hochgericht
Zu tanzen in der Luft.

Und wie wir im Traum wohl Schreckliches schaun
In der Spiegelbilder Flug,
So sahn wir den grauen hänfnen Strang,
Und den schwarzen Baum, der ihn trug,
Und hörten das Beten, das nun zum Schrei
Erstickte des Henkers Zug.

Und keiner fühlte aus diesem Schrei
So ganz wie ich seine Not,
Und die Reue so heiß und den blutigen Schweiß
Und die Wunden alle so rot:
Denn wer mehr Leben als eines lebt,
Stirbt mehr als einen Tod**.

„Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" enthält Besseres als die unter Housmans Einfluß entstandenen Verse, und die letzte der drei oben angeführten Strophen zeugt von einer gedanklichen Feinheit, die Housman kaum erreicht hat.

* Dieses Gedicht ist von der Übersetzerin gemeinsam mit Mrs. Ethel Talbot-Scheffauer ins Deutsche übertragen worden.

** Aus der deutschen Übersetzung von Otto Hauser.

„Denn wer mehr Leben als eines lebt,
Stirbt mehr als einen Tod."

Sie enthält auch manche Strophe, die er mit seinem Herzblut geschrieben hat und die eine erhabenere Wirkung ausübt als alles, was der Geist erzeugen kann.

Der Kaplan sprach kein Gebet am Grab
Und trug es zu segnen Scham,
Mit dem Kreuz zu segnen, das Jesus Christ
Für die Sünder auf sich nahm,
Weil dieser von jenen einer war,
Die der Heiland erlösen kam.

Und ich weiß auch dies — und wünschte wohl,
Es wüßte dies jeder so gut —,
Daß man Kerker baut aus Steinen der Schmach,
Die man kittet mit Menschenblut
Und so dicht vergittert, daß Christus nicht seh',
Wie Bruder an Bruder tut.

Und sperren sie Mond und Sonne aus,
— Hatte recht, wer sie so beriet? —
Da heimlich in ihrer Hölle Grund
So viel und so viel geschieht,
Das Gottessohn wie Menschensohn
Am besten niemals sieht!

Das Gemeinste schießt in Kerkerluft
Wie giftiges Kraut empor,
Und stets nur das Gute im Menschen war's,
Das hier welkte und erfror:
Verzweiflung und Furcht sind Wärter hier
Und bewachen das schwere Tor.

Und er mit dem roten Ring am Hals,
Dem so starr die Augen stehn,
Er harrt auf ihn, der den Schächer hieß
Zum Paradiese gehn;
Ein zerbrochen Herz und zerschlagen Gemüt
Wird nicht der Herr verschmähn.

„Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" ist ganz unstreitig die bedeutendste englische Ballade und eine der edelsten Dichtungen in dieser Sprache. Das hat der Kerker an Oscar Wilde bewirkt.

Ich entsinne mich eines späteren Gesprächs, das ich mit Oscar über diese Dichtung hatte: da äußerte ich die Vermutung, daß seine Erlebnisse im Gefängnis ihm dazu verholfen haben müßten, die Leiden des verurteilten Soldaten nachzuempfinden, und daß sie sicherlich sein Gedicht mit Leidenschaftlichkeit beseelt hatten. Aber davon wollte er nichts wissen und rief:

„Ach nein, Frank, ganz und gar nicht! Meine Erlebnisse im Gefängnis sind zu entsetzlich und zu schmerzlich gewesen, um Nutzanwendung zu finden. Ich habe sie samt und sonders aus meinem Leben gestrichen und mich gegen jede Erinnerung verwahrt."

Da fragte ich ihn: „Wie steht es aber mit folgender Strophe:

Wir nähten Säcke, wir zogen Zinn,
Wir klopften Kiesel klein,
Wir spannen am Spill, wir drehten den Drill
Und grölten Psalmodei'n:
Doch in jedes Herzen still und stumm
Lag schreckliche Angst und Pein."

„Das sind charakteristische Einzelheiten, Frank, nur der Dekor des Gefängnislebens, nicht wie es in Wirklichkeit ist. Das würde keiner zu schildern vermögen, nicht einmal Dante, der die Augen abwenden mußte, weil er eine Qual von geringerem Ausmaß nicht schauen konnte."

Als lehrreiches Beispiel für die gehässige Stimmung, die selbst nach Abbüßung seines Vergehens noch gegen den Namen und die Werke Oscar Wildes herrschte, möchte ich hier vermerken, daß der Herausgeber und der Verlagsbuchhändler sowohl in England als auch in Amerika sein bestes Werk durchaus nicht gut bezahlt hat. Sie hätten ganz gern ein Theaterstück erworben, weil sie wußten, daß es ihnen Geld einbringen würde, aber nach einer von ihm verfaßten Ballade schien niemand Verlangen zu haben. Der höchste Preis, der in Amerika für „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" geboten wurde, betrug einhundert Dollar, und Oscar

erhielt für die Rechte der englischen Ausgabe mit knapper Not £ 20 von dem Freunde, der die Veröffentlichung übernommen hatte. Dennoch ist die Ballade später in hunderttausend Exemplaren verkauft worden und wird zweifellos stets Absatz finden.

Ich fühle mich verpflichtet, hier einige Stellen aus einem zweiten Briefe von Oscar Wilde einzuschalten, der am 24. März 1898 in der „Daily Chronicle" abgedruckt worden ist und von den Grausamkeiten des englischen Gefängnissystems handelt. Er trägt die Überschrift: „Lest dieses nicht, wenn ihr heute froh sein wollt", und die Unterschrift: „Der Verfasser der Ballade vom Zuchthaus zu Reading." Dieser Brief war offenkundig das unmittelbare Ergebnis seiner Erlebnisse im Gefängnis; er war schlicht und ergreifend geschrieben, verfehlte jedoch seine Wirkung auf das Gewissen der Engländer. Der Minister des Innern trug sich gerade mit dem Gedanken, das Gefängnissystem dadurch zu reformieren, daß er die Aufsichtsbeamten vermehrte! Nun wies Oscar Wilde darauf hin, daß die Aufsichtsbeamten lediglich für die Beobachtung der Vorschriften sorgen konnten, und vertrat den Standpunkt, daß eben diese Vorschriften reformbedürftig waren. Seine Vorstellungen waren durch ihre maßvolle und schlichte Form unwiderlegbar. Aber sie gingen offenbar über das Begriffsvermögen eines englischen Innenministers hinaus, denn alle die von Oscar Wilde nachgewiesenen Mißbräuche stehen noch immer in voller Blüte. Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Auszüge dieser Anklageschrift wiederzugeben, die besondere Beachtung verdient, weil sie zurückhaltend, verständig und von jeder Bitterkeit frei ist.

„... Der Gefangene, dem die geringste Vergünstigung gewährt worden ist, fürchtet sich vor der Ankunft der Aufsichtsbeamten. Und am Tage einer Gefängnisbesichtigung pflegen die Gefängnisangestellten die Gefangenen roher als gewöhnlich zu behandeln. Natürlich ist es ihre Absicht, dadurch zu beweisen, daß sie für eine ganz herrliche Zucht und Ordnung sorgen.

„Die notwendigen Reformen sind sehr einfacher Art und betreffen die körperlichen und geistigen Bedürfnisse der einzelnen unglücklichen Gefangenen.

„In bezug auf den Körper gibt es drei Strafen, die in den englischen Gefängnissen dauernd zur Anwendung kommen und durch das Gesetz genehmigt sind:

1. Hunger.
2. Schlaflosigkeit.
3. Krankheit.

„Die Gefangenenkost ist vollkommen unangemessen, größtenteils ekelerregend und insgesamt unzureichend. Der Hunger plagt jeden Gefangenen Tag und Nacht ...

„Die Folgen dieser Kost — die meistens aus dünnen Mehlsuppen, schlechtgebackenem Brot, Talg und Wasser besteht — sind Krankheit in Gestalt einer dauernden Diarrhöe, die bei den meisten Gefangenen schließlich zu einem chronischen Leiden führt und in allen Gefängnissen zur Tagesordnung gehört. Als Beispiel möchte ich erwähnen, daß die Wärter im Gefängnis zu Wandsworth, wo ich zwei Monate in Haft war, bis ich auf weitere zwei Monate in die Krankenabteilung überführt werden mußte, zwei- bis dreimal täglich die Runde machen und ein adstringierendes Medikament an die Gefangenen verteilen, was als etwas ganz Selbstverständliches angesehen wird. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß das Mittel vollkommen versagt, wenn die Behandlung in dieser Weise ungefähr eine Woche fortgesetzt wird.

„So wird der unglückliche Sträfling dem entkräftendsten, niederdrückendsten und demütigendsten Leiden preisgegeben, das man sich vorstellen kann. Und wenn er, was häufig vorkommt, aus körperlicher Schwäche die vorgeschriebenen Strafübungen am Schaufelrad oder an der Tretmühle nicht zu Ende führen kann, wird er wegen Faulheit angezeigt und mit größter Strenge und Roheit bestraft. Aber nicht genug damit:

„Es kann nichts Schlimmeres geben als die hygienischen Einrichtungen in den englischen Gefängnissen... Die verpestete Luft in den Gefängniszellen, die durch ein vollkommen unwirksames Ventilationssystem noch verschlechtert wird, ist so ekelerregend und gesundheitswidrig, daß die Wärter nicht selten von heftiger Übelkeit befallen werden, wenn sie aus dem Freien ins Haus treten und die einzelnen Zellen aufschließen und einer Besichtigung unterziehen...

„Die andere Strafe, d. h. die Entziehung des Schlafes, ist nur in chinesischen und englischen Gefängnissen üblich. In China verfährt man dabei in der Weise, daß man den Sträfling in einen kleinen Bambuskäfig steckt, während in England die Lattenpritsche angewendet wird. Sie dient als Mittel zur Schlaflosigkeit

und hat keinen anderen Zweck, erreicht ihn aber mit unfehlbarer Sicherheit. Und wenn selbst im weiteren Verlaufe der Haft eine harte Matratze gestattet wird, leidet man weiter an Schlaflosigkeit. Es ist eine ebenso empörende wie einfältige Strafe.

„Nun möchte ich mir mit Ihrer Erlaubnis einige Bemerkungen über die geistigen Bedürfnisse gestatten.

„Es hat fast den Anschein, daß das bestehende Gefängnissystem sich die Schädigung und Vernichtung der geistigen Kräfte zum Ziel gesetzt hat. Die Entwicklung des Wahnsinns ist, wenn nicht sein Zweck, so doch zweifellos seine Folge. Das ist eine beglaubigte Tatsache, und ihre Ursachen sind klar ersichtlich. Ohne Bücher, ohne jeden Verkehr mit anderen Menschen, von jedem menschlichen und mildernden Einfluß abgeschnitten, zu ewigem Schweigen verdammt, jeden Verkehrs mit der Außenwelt beraubt, wie ein vernunftloses Tier behandelt und zu ärgerer Roheit erniedrigt als irgendein tierisches Wesen der Schöpfung, kann der Unglückliche, der in einem englischen Gefängnis eingesperrt ist, dem allmählich entstehenden Wahnsinn kaum entgehen."

Dieser Brief schloß mit der Bemerkung, daß immer noch genug zu wünschen übrigbleibe, selbst wenn alle angeregten Reformen zur Ausführung kommen würden. Es wäre überdies noch ratsam, „die Gefängnisdirektoren menschlicher, die Wärter zivilisierter und die Geistlichen christlicher zu machen."

Dieser Brief war der letzte Kraftaufwand des neuen Oscar, der sich mannhaft gemüht hatte, die Gefangenschaft zu überwinden und sich den Sinn des Leides und die Lehre der Liebe zu eigen zu machen, die Christus in die Welt gebracht hat.

Durch die herrlichen Worte über Jesu, die den größeren Teil seines Buches „De Profundis" ausfüllen und gleichfalls während der letzten hoffnungsvollen Monate im Zuchthaus zu Reading geschrieben worden sind, beweist Oscar meines Erachtens, daß er imstande gewesen wäre, viel Erhabeneres zu leisten als Tolstoi oder Renan, wenn er mit Ausdauer begonnen hätte, seine neue Erkenntnis in irgendeine künstlerische Form umzusetzen. Zuweilen hat er Jesu tiefstes Geheimnis erraten:

„Wenn er sagt: ‚Vergebet euren Feinden', so sagt er es nicht um des Feindes willen, sondern um unserer selbst willen, und weil Liebe etwas Schöneres ist als Haß. Und wenn er den Jüngling selbst eindringlich bittet: ‚Verkaufe, was du hast, und gib es den

Armen', so denkt er dabei nicht an die Lage der Armen, sondern an die Seele des Jünglings, die vom Reichtum verdorben wurde."

In vielen dieser Worte folgte Oscar Wilde wirklich des göttlichen Meisters Spuren: „Das Bild des Schmerzensreichen", sagt er, „hat die Kunst so bezaubert und beherrscht, wie keine griechische Gottheit es vermocht hat ..." Und an anderer Stelle:

„Aus der Zimmermannswerkstatt zu Nazareth war eine Persönlichkeit erstanden, die unvergleichlich größer ist als irgendeine mythische oder legendenhafte Gestalt: eine Persönlichkeit, die merkwürdigerweise dazu ausersehen war, der Welt die mystische Bedeutung des Weines und die wahre Schönheit der Lilien auf dem Felde zu offenbaren, wie es niemand — weder auf dem Kithäron noch in Enna — je zuvor getan hat. Jesaias' Lied: ‚Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg' — war ihm als Vorahnung seines eigenen Wesens erschienen, und die Weissagung wurde an ihm erfüllt."

In dieser Stimmung faßte Oscar den Entschluß, zwei Werke zu schreiben: „Christ as the Precursor of the romantic Movement in life" (Christus als Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben) und „The artistic life Considered in its Relation to Conduct" (Das künstlerische Leben in seiner Beziehung zur Lebensführung).

Durch bittere Leiden war er zu der Einsicht gelangt, daß der Zeitpunkt der Reue zugleich der Zeitpunkt der Heiligung und der seelischen Entfaltung ist, — daß unsere Tränen selbst Blut wegwaschen können. In der „Ballade vom Zuchthaus zu Reading" schrieb er:

Und mit blutigen Tränen wusch er rein
Die Hand, die geführt den Stahl,
Denn nur Blut tilgt Blut und nur Tränenflut
Lindert der Wunden Qual;
Und zu Christi schneeweißem Siegel ward
Das blutrote Kainsmal.

Das ist die höchste Warte, die Oscar Wilde jemals erreicht hat, und leider haftete sein Fuß nur einen kurzen Augenblick auf diesem Gipfel. Aber er sagt es ja selbst: „Vielleicht muß man ins Gefängnis kommen, um das zu verstehen. Und um diesen Preis verlohnt es sich vielleicht, ins Gefängnis zu kommen." Er war

nach seiner Veranlagung ein Heide, der auf wenige Monate zum Christen wurde, aber für diesen „zu spät geborenen Griechen" war es unmöglich, als liebender Jünger Jesu zu leben, und er hat nie — nicht einmal im Traum — an eine ausgleichende Synthese gedacht...

Durch den Stillstand in seiner Entwicklung wird er zu einem besseren Vertreter seines Zeitalters: er war der künstlerische Ausdruck der besten englischen Geistesart: ein Heide und Epikureer, dessen Lebensregel ein selbstsüchtiger Individualismus war: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Dieser Standpunkt muß eine furchtbare Vergeltung zur Folge haben: denn er bereitet jedem vierten Briten ein Armengrab. Und dieses Ergebnis wird den Gefühllosesten davon überzeugen, daß eine derartige Selbstsucht nicht ein Dogma ist, nach dem menschliche Wesen in Gemeinschaft leben können...

*

Diese Sommermonate des Jahres 1897 waren die Erntezeit, der goldene Spätsommer in Oscar Wildes Leben. Ihnen verdanken wir „De Profundis", das beste Prosawerk, das er jemals geschrieben hat, und „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading", seine einzige schöpferische Dichtung, die aber von bleibendem Werte sein wird, so lange es eine Sprache gibt. Auch den liebenswürdigen, bezaubernden Brief an Bobbie Roß, der uns Oscar Wilde in seinem Wesen so lebendig vor Augen führt, verdanken wir diesem Sommer. Ich will noch einige kleine Züge aus derselben Zeit berichten, um seine gewohnte Sinnesrichtung zu kennzeichnen.

Bei seiner Entlassung aus dem Zuchthaus und auch noch ein bis zwei Jahre lang nannte er sich Sebastian Melmoth. Aber man hatte noch nicht sechs Worte mit ihm gesprochen, da bat er gewöhnlich, ihn Oscar Wilde zu nennen. Ich entsinne mich, wie er einen Fremden zurechtwies, der ihm eben erst vorgestellt worden war und ihn dauernd Mr. Melmoth anredete:

„Nennen Sie mich Oscar Wilde", bat er, „denn niemand weiß doch, wer Melmoth ist."

„Ich habe geglaubt, es wäre Ihnen lieber", sagte der Betreffende, um sich zu entschuldigen.

„Ach Gott! nein", unterbrach Oscar ihn lächelnd. „Ich führe nur den Namen Melmoth, damit der Briefträger nicht zu errötен

braucht, — aus Rücksicht auf seine Keuschheit", und er lachte sein altes köstliches Lachen.

Die lebhafte Freude, mit der er den neuen Namen abschüttelte und den alten, der ihn berühmt gemacht hatte, wieder aufnahm, war für mich stets bezeichnend.

Und eine kleine Geschichte aus seinem damaligen Leben im Châlet bekundete, daß das alte humorvolle Heidentum noch nicht in ihm erloschen war.

Eine englische Dame, die Verfasserin zahlreicher Romane, die sich zufällig in Dieppe aufhielt, hörte von seiner Anwesenheit und sandte ihm — sei es aus Güte, sei es aus Neugierde, oder vielleicht auch durch eine Mischung dieser beiden Triebfedern bewogen — eine schriftliche Einladung zum Mittagessen, die er annahm. Die biedere Dame wußte nicht, was sie mit Mr. Sebastian Melmoth sprechen sollte, und die Zeit kroch träge dahin. Schließlich fing sie an, die billigen Preise in Frankreich mit der größten Ausführlichkeit zu erörtern: ob Mr. Melmoth wohl wußte, wie erstaunlich billig und gut man hier leben konnte?

„Sehen Sie", fuhr sie fort, „Sie würden es gewiß nicht für möglich halten, was der Rotwein kostet, den Sie da trinken."

„In der Tat?" fragte Oscar mit höflichem Lächeln.

„Selbstverständlich beziehe ich ihn in größeren Mengen", erklärte sie ihm, „aber eine Quartflasche kostet mich nur six pence."

„Ach, ich fürchte, daß Sie betrogen worden sind, verehrte Frau", rief er aus, „die Damen sollten wirklich keinen Wein kaufen. Ich fürchte, da sind Sie böse übervorteilt worden."

Der Humor kann wohl als Entschuldigung für die Unhöflichkeit gelten, aber Oscar war im Verkehr mit allen Menschen so gleichmäßig liebenswürdig, daß dieser Zwischenfall nur beweist, wie unsäglich er gelangweilt worden war.

Die Sommermonate des Jahres 1897 bildeten die entscheidende Zeit und den letzten Wendepunkt in Oscar Wildes Laufbahn. Solange das sonnige Wetter anhielt und ihn seine Freunde von Zeit zu Zeit besuchten, war Oscar mit seinem Leben im Châlet Bourgeat zufrieden. Aber als die Tage allmählich abnahmen und das Wetter unbeständig wurde, fand er die Eintönigkeit dieses einsamen, in seinen vier Wänden ohne Bücher verbrachten Lebens unerträglich. Und so fühlte er sich nach zwei entgegengesetzten Richtungen hingezogen. Damals wußte ich das noch nicht, er

hat es mir tatsächlich erst nach Monaten erzählt, als die Frage bereits unwiderruflich entschieden war. Aber in diesem Augenblick stand seine Seele am Scheidewege zwischen dem guten und dem bösen Element. Denn es handelte sich darum, ob seine Frau sich wieder mit ihm vereinigen, oder ob er Lord Alfred Douglas' dringendem Verlangen nachgeben und sein Leben mit ihm teilen würde.

Sherard hat in seinem Buche berichtet, daß er die erste Aussöhnung zwischen Oscar und seiner Gattin zuwege gebracht und unmittelbar darauf ein Schreiben von Lord Alfred Douglas mit der Drohung erhalten hatte, ihn wie einen Hund niederzuschießen, wenn er, Douglas, durch irgendwelche Bemerkungen von Sherards Seite Wildes Freundschaft einbüßen würde.

Unglücklicherweise waren Mrs. Wildes Angehörige gegen ihre Wiedervereinigung mit dem Gatten; sie baten sie, nicht zu ihm zurückzukehren, und stellten ihr vor, was sie ihren Kindern und sich selbst schuldig wäre. Zuletzt fügte sich Mrs. Wilde der Entscheidung ihrer Ratgeber und teilte Oscars Rechtsbeistand kurz vor seiner Entlassung aus dem Zuchthause mit, daß Oscar fürs erste eine einjährige Probezeit auferlegt werden sollte. Ich bin über Mrs. Wilde, über ihr Verhältnis zu den Verwandten und dem Gatten nicht genügend unterrichtet, um ihr passives Benehmen in irgendeiner Weise zu erörtern, und ich erlaube mir nicht, sie zu tadeln. Aber sie ging nicht zu ihrem Gatten und hätte ihn vielleicht damals retten können, wenn sie guten Mutes zu ihm gegangen wäre. Sie kannte den Einfluß, den Lord Alfred Douglas auf ihn ausübte, und wußte, daß er ihn bereits ins Unglück gebracht hatte. Gide sagt, daß Oscar mit dem Entschluß aus dem Zuchthause gekommen war, nicht mehr zu Alfred Douglas und zu seiner alten Lebensweise zurückzukehren, was Oscar mir gegenüber nachher bestätigt hat. Ich finde es bedauerlich, daß seine Frau nicht kurz entschlossen gehandelt hat; sie ließ sich einreden, daß eine Probezeit notwendig wäre. Oscar fühlte sich durch die ausbedungene Frist verletzt und kämpfte während der ganzen Zeit — wie ich etwas später aus seinem eigenen Munde gehört habe — gegen einen Einfluß, der sein vergangenes Leben beherrscht hatte.

„Frank, ich erhielt fast täglich einen Brief mit der Bitte, in die Villa auf dem Posilipo zu kommen, die Lord Alfred Douglas

gemietet hatte. Täglich hörte ich, wie seine Stimme mich rief: ‚Komm, komm in den Sonnenschein und zu mir. Komm nach Neapel mit seiner wundervollen Bronzensammlung, mit Pompeji und Pästum — Poseidons Stadt: Ich warte darauf, Dich willkommen zu heißen. Komm.‘

„Wer hätte da widerstehen können, Frank? Die Liebe rief, sie rief mit ausgebreiteten Armen. Wer hätte im öden Berneval bleiben und zusehen können, wie der Regen in Strömen eintönig niederging, wie der graue Nebel die graue See einhüllte, und dabei an Neapel, an Liebe und Sonne gedacht? Ich habe es nicht gekonnt, Frank, ich war so verlassen, und die Einsamkeit war mir verhaßt. Ich habe mich dagegen gewehrt, so lange es möglich war, aber als der frostige Oktober kam — und Bosie nach Rouen, um mich zu holen, da habe ich vom Kampfe Abstand genommen und nachgegeben.“

Hätte Oscar Wilde siegen und sich selbst ein neues und höheres Leben schaffen können? Die meisten Menschen neigen zu der Überzeugung, daß ein solcher Sieg ihm unmöglich war. Jeder weiß, daß er unterlegen ist, aber ich möchte wenigstens glauben, daß er zu siegen vermocht hätte. Seine Frau war, wie mir später erzählt worden ist, im Begriff, nachzugeben und sich vollständig mit ihm auszusöhnen, als sie erfuhr, daß er nach Neapel gegangen und seine alte Lebensweise wieder aufgenommen hatte; wenige Tage noch, — und alles wäre ganz anders gekommen.

Auf Lord Alfred Douglas' Betreiben strengte Oscar den unsinnigen Prozeß gegen Lord Queensberry an, er setzte seinen Erfolg, seine Stellung, seinen guten Namen und seine Freiheit aufs Spiel und verlor alles. Und zwei Jahre später unterlag er derselben Versuchung und beging einen seelischen Selbstmord.

Er war nicht nur in einer besseren gesundheitlichen Verfassung als je zuvor, auch seine Leistungen in Wort und Schrift waren besser, als sie jemals gewesen waren. Und er trug sich mit vielen literarischen Plänen, die ihm zweifellos zu Geld, zu Stellung und Glücksmöglichkeiten verholfen und überdies seinen Ruhm erhöht hätten. Von dem Augenblick an, als er nach Neapel ging, war er ein verlorener Mann, und das wußte er selbst. Er hat sich später nie mehr schriftstellerisch betätigt und konnte — nach seinen eigenen Worten — später nie mehr von Angesicht zu Angesicht in seine Seele blicken.

Die Welt behauptet, daß er sich nie wieder durchgerungen hätte, und zuckt die Achseln. Aber das ist eine oberflächliche, nicht zu rechtfertigende Schlußfolgerung. Manche von uns halten noch immer an der Überzeugung fest, daß Oscar Wilde mühelos zu siegen vermocht hätte und nie wieder ein Spiel jenes furchtbaren Sturmes geworden wäre, der die Opfer sinnlicher Begierde ohne Unterlaß umherpeitscht und sie ruhelos bald nach rechts und bald nach links treibt, — an jener grausigen Stätte, wo keine Hoffnung sie tröstet: „Nulla speranza gli conforta mai!"

XX

DIE FOLGEN SEINES ZWEITEN MORALISCHEN STURZES. SEINE GENIALITÄT

„Non dispetto, ma doglia". Dante

Oscar Wilde blieb nicht lange in Neapel: nur wenige schnell enteilende Monate; die verbotene Frucht wandelte sich bald zu Staub und Asche in seinem Munde.

Ich gebe im folgenden einige Stellen aus einem Briefe wieder, den er im Dezember 1897, kurz nach seiner Abreise aus Neapel, an Robert Roß richtete, weil er von der zweiten großen Krisis seines Lebens handelt. Überdies sind es die bittersten Worte, die er jemals geschrieben hat, und deshalb besonders bedeutsam:

„Was in Neapel geschah, ist sehr einfach. Vier Monate bot mir Bosie mit unablässigen falschen Vorspiegelungen ein Heim an. Er trug mir seine Liebe, seine Zuneigung und seine Fürsorge an und versprach mir, daß es mir nie an etwas fehlen sollte. Nach vier Monaten nahm ich sein Anerbieten an, aber als wir uns auf unserer Fahrt nach Neapel trafen, bemerkte ich, daß er weder Geld, noch bestimmte Absichten hatte und daß er von all seinen Versprechungen nichts wissen wollte. Er hatte nur den einen Gedanken, daß ich Geld für uns beide aufbringen sollte, und ich beschaffte eine Summe in Höhe von 120 Pfund. Davon lebte Bosie ganz sorglos. Als er dann schließlich sein Teil selbst bezahlen sollte, wurde er, wenn es nicht gerade sein eigenes Vergnügen galt, furchtbar lieblos und knauserig, und als meine Rente nicht mehr gezahlt wurde, reiste er ab.

„Hinsichtlich der 500 Pfund*, die er für eine Ehrenschuld

* Das war die Summe, die von der ganzen Familie Queensberry, und insbesondere von Lord Alfred Douglas, Oscar zugesagt worden war, um die Kosten für die erste Verleumdungsklage zu bestreiten, die er auf ihr Zureden gegen Lord Queensberry einreichte. Roß hat später vor Gericht ausgesagt, daß sie niemals bezahlt worden ist. Die Chronik der Gelder, die Oscar damals zugesagt und gegeben wurden, ist so eigenartig und so charakteristisch für die Zeit, daß sie wohl ein

erklärte, hat er mir geschrieben, daß er die Ehrenschuld zwar anerkennt, da aber unzählige Gentlemen ihre Ehrenschulden nicht bezahlen, ist das etwas ganz Alltägliches und niemand denkt deshalb schlechter über sie.

„Ich weiß nicht, was du zu Constance gesagt hast, aber die einfache Wahrheit ist die, daß ich das angebotene Heim annahm und dann bemerkte, daß ich das Geld aufbringen sollte. Und als ich dazu nicht mehr in der Lage war, wurde ich meinem Schicksal überlassen.

„Es ist die traurigste Erfahrung eines traurigen Lebens. Es ist ein ganz entsetzlicher Schlag. Er konnte nicht ausbleiben, aber ich weiß, daß es besser ist, wenn ich ihn niemals wiedersehe, ich will es nicht, — es graut mir!"

Ein erläuterndes Wort wird die Bemerkung über seine Frau Constance in diesem Briefe begreiflich machen: In einer am Schluß seiner Haft ausgefertigten Trennungsurkunde verbürgte sich Mrs. Wilde, Oscar eine jährliche Rente von 150 Pfund auf Lebenszeit auszusetzen, mit der Bedingung, daß Oscar der Rente verlustig gehen sollte, wenn er jemals unter einem Dach mit Lord Alfred Douglas wohnte. Als Oscar der Rente verlustig ging, veranlaßte er Robert Roß, seine Frau um Weiterzahlung zu ersuchen, und trotzdem sie verwirkt war, erhielt Oscar durch Robert Roß' Vermittlung andauernd Geld von Mrs. Wilde, die sich nur ausbedungen hatte, daß ihr Gatte über die Herkunft des Geldes nichts erfahren sollte. Auch Roß, der ihm ebenfalls jährlich 150 Pfund geschickt hatte, nahm seine monatlichen Zahlungen wieder auf, sobald er sich von Douglas getrennt hatte.

Meine Freundschaft mit Oscar Wilde, die nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause durch eine törichte Stichelei getrübt worden war, welche weniger seiner Person als dem Mittelsmann galt, den er zu mir geschickt hatte, wurde zu Beginn des Jahres 1898 in Paris wieder angeknüpft. Ich hatte stets nur die herzlichste Zuneigung für Oscar empfunden, und sobald ich mich nach Paris begab und mit Oscar zusammenkam, sprach ich mich mit ihm über das aus, was er als Lieblosigkeit betrachtet hatte. Als ich

---

Kapitel für sich bilden könnte. Hier genügt es eben, zu erwähnen, daß sich die Leute, die ihn mit Geld versorgen mußten, der Verpflichtung entzogen, während ihn andere, an die er keine Ansprüche zu stellen hatte, freigebig unterstützten; aber selbst große Summen glitten wie Wasser aus seinen unachtsamen Händen.

ihn fragte, wie sich sein Leben seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis gestaltet hatte, erzählte er mir nur, daß er sich mit Bosie Douglas entzweit habe.

Ich legte kein großes Gewicht auf diese Tatsache, aber die außerordentliche Veränderung, die seit seinem Aufenthalt in Neapel mit ihm vorgegangen war, konnte mir nicht entgehen. Sein Gesundheitszustand war fast ebensogut wie je zuvor; in der Tat war hm die Gefängniszucht mit der zweijährigen kargen Lebensform so gut bekommen, daß seine Gesundheit fast bis zum Schluß vortrefflich blieb.

Aber sein ganzes Wesen und seine Stellungnahme dem Leben gegenüber hatte sich wiederum gewandelt: er glich jetzt dem gefeierten Oscar in den ersten neunziger Jahren, und ich hörte auch aus seiner Sprache heraus, daß sein Charakter härter und kleinlicher geworden war; — „das Gerede von einer Besserung, Frank, ist reiner Unsinn; in Wirklichkeit bessert oder ändert sich kein Mensch. Ich bin derselbe, der ich immer gewesen bin."

Er irrte sich: er kam von neuem auf seinen alten heidnischen Standpunkt zurück; aber er war nicht derselbe, er war jetzt nicht unbesonnen, sondern achtlos und, sobald man ein wenig unter der Oberfläche schürfte, fast bis zur Verzweiflung niedergeschlagen. Er hatte gelernt, was Leiden und Mitleiden bedeutet, und ihren Wert empfunden; gewiß hatte er das alles hinter sich gelassen, aber er konnte die heidnische Sorglosigkeit und die leichtherzige Genußfähigkeit nicht wiederfinden. Er tat sein möglichstes und wäre beinahe zum Ziel gekommen, aber es war nicht mühelos. Sein jetziges Glaubensbekenntnis war dasselbe wie um das Jahr 1892: „Lasset uns in den schnell enteilenden Tagen so viel Lust als möglich genießen, denn die Nacht kommet und die Stille, die niemals gestöret werden kann."

Wir nennen die alte Lehre von der Erbsünde jetzt Rückschlag zur Urform: die entzückendste Edelrose wird, wenn man sie ohne Züchtung und sachverständige Behandlung wachsen läßt, nach wenigen Generationswechseln wieder zur gewöhnlichen, duftlosen wilden Heckenrose werden. Ein solcher Rückschlag zur Urform hatte sich bei Oscar Wilde vollzogen. Man muß vielleicht die Sohlußfolgerung ziehen, daß das alte heidnische Griechentum in ihm stärker war als die christlichen Tugenden, die durch die Zucht und die Leiden der Gefangenschaft erzeugt worden waren.

Und als er nun seine alte Lebensweise wieder aufnahm, schienen ihm die Lehren, die er im Gefängnis gelernt hatte, nach und nach zu entfallen und in Vergessenheit zu geraten. Aber in Wirklichkeit waren die edlen Gedanken, die ihn erfüllt hatten, nicht verloren; das göttliche Feuer hatte seine Lippen gestreift, seine Augen hatten in die Wunderwelt des Mitfühlens, des Mitleidens und der Liebe geblickt. Und ganz sonderbarerweise trug diese idealere Einsicht, wie wir bald sehen werden, dazu bei, seine Persönlichkeit in ihrem Gleichgewicht zu erschüttern, — sie vernichtete auf diese Weise seine Arbeitskraft und vollendete seine seelische Zerrüttung. Oscars zweiter moralischer Sturz, diesmal ein Sturz aus höheren Sphären, war verhängnisvoll und machte es ihm unmöglich, literarisch zu arbeiten. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, erscheint mir das alles ganz verständlich, obwohl ich es damals nicht begreifen konnte.

Als er zu Bosie Douglas ging, um sein Leben mit ihm zu teilen, schüttelte er die christlichen Formen ab, mußte aber später einsehen, daß „De Profundis" und „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" tiefer empfunden und wertvoller waren als alle seine früheren Schriften. Er kehrte zur heidnischen Weltanschauung zurück; äußerlich und unter den damaligen Umständen war er wieder der alte Oscar mit der Liebe des Griechen zur Schönheit und dem Widerwillen gegen körperliche Gebrechen, Mißgestaltung und Häßlichkeit. Und so oft er einen Gleichgesinnten fand, schwelgte er geradezu in heiteren Paradoxen und sprühenden Geistesblitzen. Aber er war mit sich selbst im Kampfe; wie Miltons Satan blieb er sich stets seines Sündenfalls bewußt, stets trauerte er um seine verlorene Würde, und durch diesen geistigen Zwiespalt war es ihm unmöglich, literarisch zu arbeiten. Vielleicht betäubte er sich aus diesem Grunde mehr denn je mit dem mündlichen Wort.

Er war ohne Frage der interessanteste Gefährte, den ich je kennen gelernt habe: meines Erachtens unzweifelhaft der geistreichste Plauderer, der je gelebt hat. Sicherlich erschloß sich kein anderer so restlos im Gespräche wie er. Zu wiederholten Malen hat er behauptet, daß er für seine Bücher und Theaterstücke nur sein Talent, aber für sein Leben seinen Genius hingegeben hat. Hätte er gesagt: für seinen mündlichen Ausdruck, so wäre es die unbedingte Wahrheit gewesen.

Als er aus dem Zuchthause kam, waren die Leute recht verschiedener Meinung über seine geistige und körperliche Verfassung. Wir alle, die ihn genau kannten, Roß, Turner, More Adey, Lord Alfred Douglas und ich selbst, — wir sind einstimmig der Meinung, daß sein Gesundheitszustand trotz seiner geringfügigen Schwerhörigkeit niemals besser und tatsächlich nie so gut gewesen ist. Aber ein paar französische Freunde wollten ihn absichtlich zum Märtyrer stempeln.

Gide, der uns Wildes letzte Lebensjahre geschildert hat, erzählt uns, daß er „zu schwer durch seine Gefangenschaft gelitten hatte... Sein Wille war gebrochen ... sein zerrüttetes Leben zeigte nur noch eine verfallende Ruine seiner einstigen Persönlichkeit, deren Anblick schmerzlich wirkte. Bisweilen wollte er anscheinend gern beweisen, daß sein Hirn noch rege war. Der Humor fehlte nicht, aber er war gesucht, erzwungen und verbraucht."

Diese Schattierungen sind vielleicht notwendig, um ein französisches Bild des von der Gesellschaft Geächteten zu vervollständigen. In bezug auf Oscar Wilde sind sie nicht nur unwahr, sondern eine vollkommene Verdrehung der Wahrheit; er hat nie so gut gesprochen, nie war er ein so bezaubernd liebenswürdiger Gefährte wie in seinen letzten Lebensjahren.

Im allerletzten Jahre sprach er geistreicher, witziger, lebendiger denn je, sein Ideenkreis war umfangreicher, seine Spannkraft stärker als zuvor. Er war der geborene Improvisator. Momentan wirkte er stets betörend auf die Überzeugung seiner Zuhörer. Ein Phonograph hätte die Wahrheit entschleiern können, denn seine Zauberkraft war zum großen Teil untrennbar mit seiner Person verknüpft; seine Worte waren häufig Purzelbaum-Paradoxe; der nichtige Gedankenschaum trug durch die leuchtenden, irrlichternden Augen, die heiter lächelnden Lippen und durch ein wohllautendes Organ den Preis davon.

Zumeist begann die Unterhaltung mit einem witzigen Wortspiel. Ein Mitglied der Gesellschaft machte wohl irgendeine selbstverständliche oder alltägliche Bemerkung, wiederholte ein Sprichwort oder ein abgedroschenes Schlagwort, wie z. B. „Genialität ist angeboren, nicht einstudiert" (Genius is born, not made). Dann sprühte es lächelnd aus Oscars Munde: „Nicht finanziert, mein lieber Junge, nicht finanziert (not ‚paid', my dear fellow, not ‚paid')."

Oder er gab eine interessante Bemerkung über irgendein Tagesereignis zum besten, ein ironisches Wort über eine beglaubigte Überzeugung, eine Parodie auf irgendeine bombastische Förmlichkeit, ein geflügeltes Wort über ein neues Buch oder einen neuen Verfasser. Und wenn alle in belustigter Stimmung lächelten, dann wurden die klaren Augen ganz versonnen, die wohllautende Stimme klang ganz ernst, und Oscar fing zu erzählen an, — eine Geschichte mit symbolischem Hintergrund, oder mit dem flüchtigen Schimmer eines neuen Gedankens. Und wenn alle wie gebannt lauschten, dann irrlichterten die Augen urplötzlich, wie Sonnenschein kam sein Lächeln wieder zum Vorschein und ein sprühender Witz rief allgemeines Gelächter hervor.

Der Zauber war gebrochen, aber nur einen kurzen Augenblick. Bald wurde ein neues Stichwort gegeben, und sogleich stürmte Oscar wieder mit erneutem Feuereifer zu glänzenderen Wirkungen.

Die eigenen Worte erwärmten und beflügelten ihn ungemein: es gefiel ihm, zu paradieren und seine Zuhörer zu verblüffen, und meistens sprach er nach ein bis zwei Stunden besser als zu Anfang. Unerschöpflich war seine Verve. Aber der Reiz lag stets zum großen Teil in dem raschen Umschwung vom Ernst zur Heiterkeit, vom Pathos zur Ironie, von der Philosophie zum Scherz.

Er besaß nur wenig Hang zum Schauspielerischen. Wenn er eine Geschichte vortrug, ahmte er die einzelnen Figuren niemals mimisch nach; sein Drama wurzelte weniger im Widerstreit der Temperamente als im Gedanklichen. Lediglich die Schönheit der Worte, die Harmonie der modulierten Stimme, die leuchtenden Augen bezauberten die Menschen und allezeit und vor allem der sprühende, blitzende Humor, der seine Monologe zu Kunstwerken steigerte.

Merkwürdigerweise sprach er selten von sich und den Geschehnissen seiner Vergangenheit. Nach seiner Haft hielt er sich stets für eine Art Prometheus und sein Leben für ein Symbol; aber seine früheren Erlebnisse wirkten nie als besonders bedeutsam auf ihn; die Ereignisse seines Lebens nach seinem moralischen Sturz dünkten ihn vorausbestimmt und schicksalhaft zu sein; und doch erwähnte er sie selten. Und wenn er sich selbst von der eigenen Beredsamkeit fortreißen ließ, wahrte er den Ton der guten Gesellschaft.

Wenn man später an einen dieser herrlichen Abende zurückdachte, an dem er fast ununterbrochen stundenlang gesprochen hatte, brachte man kaum mehr zusammen als ein Epigramm, einen flüchtigen Funken kritischen Scharfblicks, ein Gleichnis oder eine entzückend vorgetragene hübsche Geschichte. Und über alles hatte er die glitzernde, funkelnde Hülle seines keltischen Frohsinns, seines beredsamen Humors und seiner triebhaften Lebensfreude gebreitet. Alles wirkte wie Champagner, der gleich getrunken werden muß; wenn man ihn abstehen ließ, bemerkte man gar bald, daß mancher Wein, der nicht schäumte, auserlesenere Vorzüge besitzt. Aber stets umschwebte ihn der Zauber einer reichen und machtvollen Persönlichkeit; wie ein bedeutender Schauspieler eine schwache Rolle übernehmen und sie mit der Leidenschaftlichkeit und Lebendigkeit seines eigenen Wesens durchtränken kann, bis sie zum lebendigen, unvergeßlichen Kunstwerk wird.

Man hatte den Eindruck eines weiten geistigen Horizonts, — in Wirklichkeit war er nicht vielseitig; das Leben bildete nicht sein Studienfeld und das Weltgeschehen nicht sein Gebiet. Er sprach ausschließlich von Literatur und Kunst und von Nichtigkeiten; das leichte, fast possenartige Salonlustspiel war sein Königreich; dort herrschte er als unumschränkter Gebieter.

Jeder, der Oscar Wildes Theaterstücke, insbesondere „The Importance of being Earnest" (Bunbury), überhaupt aufmerksam gelesen hat, muß meines Erachtens erkennen, daß sein liebenswürdiger, lachender Humor in der Literatur ohnegleichen ist. Wie könnte man jemals den Auftritt zwischen dem Stadtfräulein und dem Landmädchen in dieser köstlichen lustigen Posse vergessen? Als die Londonerin gewahr wird, daß das Landmädchen kaum Gelegenheit hat, neue Freundschaften zu schließen oder fremde Männer kennen zu lernen, ruft sie:

„Ach! nun weiß ich, was gemeint ist, wenn von der agrarischen Depression die Rede ist."

Dieser sonnige Humor ist Wildes Sonderbeitrag zur Literatur: er zaubert ein Lächeln hervor, während die anderen sich mühen, zum Lachen zu reizen. Und doch nahm er es an Witz mit jedem auf, soweit unsere Erinnerung reicht, und einige der besten Epigramme in englischer Sprache sind sein Werk. Das Wort „The cynic knows the price of everything and the value of nothing"

(Der Zyniker kennt immer nur den Preis und nie den Wert) ist treffender als La Rochefoucaulds beste Sentenzen und kann den Vergleich mit Vauvenargues oder Jouberts besten Einfällen aushalten. Er besaß ebensoviel Kultur des Witzes wie Congreve. Aber so viel witzige Bemerkungen jemand auch machen kann, sie lassen sich doch immer an den Fingern abzählen. Durch seinen Humor war Wilde Alleinherrscher. Sein Humor verlieh seinen Worten ihre unvergleichliche Anziehungskraft. Er war unter allen, die ich je gekannt oder von denen ich je gehört habe, der einzige, der das heitere Lächeln seiner Zuhörer stundenlang fesseln konnte. Gewiß kam sein Humor zum großen Teil nur durch das gesprochene Wort zum Ausdruck, aber stets war er fröhlich und geistreich. Ich pflegte ihn mit einem Wetterleuchten zu vergleichen: überraschend, blendend, farbensatt und dennoch harmlos.

Ein paar flüchtige, schillernde Lichter dieses strahlenden Geistes möchte ich hier festzuhalten versuchen. Vor einigen Jahren hatte ich Mlle. Marie Anne de Bovet durch Sir Charles Dilke kennen gelernt. Mlle. de Bovet war eine begabte Schriftstellerin und beherrschte die englische Sprache außerordentlich gut. Aber trotz ihres reichen blonden Haares und ihrer lebensvollen Augen war sie unbedingt sehr unansehnlich. Sobald sie erfuhr, daß ich mich in Paris befand, bat sie mich, ihr Oscar Wilde vorzustellen. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, und so veranlaßte ich eine Zusammenkunft. Als er sie zu Gesicht bekam, stutzte er, und da sie sein Staunen bemerkte, rief sie ihm in ihrer raschen, sprunghaften Art zu:

„N'est-ce pas, Mr. Wilde, que je suis la femme la plus laide de France?“ (Nicht wahr, Mr. Wilde, ich bin die häßlichste Frau in ganz Frankreich?)

Oscar machte eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit lächelnder Höflichkeit:

„Du monde, Madame, du monde!“ (In der ganzen Welt, Madame, in der ganzen Welt!)

Keiner konnte sich des Lachens enthalten; die Antwort war unwiderstehlich. Er hätte „Au monde, madame, au monde“ sagen müssen, aber der Sinn war nicht mißzuverstehen.

Zuweilen mußte seine gedankliche Schlagfertigkeit und Treffsicherheit als Selbstverteidigungsmittel angewendet werden. Jean

Lorrain war der witzigste „causeur", den ich jemals in Frankreich gehört habe, und ein ganz glänzender Journalist. Aber seine Lebensweise war so verworfen, als es irgend denkbar ist; und er brüstete sich sogar mit seinen sonderbaren Lastern. Als Oscar auf der Höhe des Erfolges stand, gab er sich stets für seinen Freund und Verehrer aus. Damals wünschte Oscar, daß ich Stephane Mallarmé kennen lernte, und nahm mich eines Nachmittags in seine Wohnung mit, wo ein Empfang stattfand und sehr viele Leute anwesend waren. Als wir eintraten, stand Mallarmé am anderen Ende des Zimmers an den Kamin gelehnt. Lorrain befand sich neben der Tür, und wir gingen beide auf ihn zu. Oscar streckte ihm die Hände entgegen:

„Ich freue mich sehr, dich zu sehen, Jean."

Aus diesem oder jenem Grunde, höchstwahrscheinlich aus eitler Prahlerei, verschränkte Lorrain die Arme in theatralischer Gebärde und antwortete:

„Ich bedaure, das gleiche nicht von mir sagen zu können. Ich kann mich nicht mehr zu Ihren Freunden rechnen, Mr. Wilde."

Die Beleidigung war albern und grob, dennoch waren alle gespannt, wie Oscar sie erwidern würde.

„Sehr wahr", sagte er in voller Ruhe, so hurtig, als hätte er den Pfeil aus dem Hinterhalt erwartet; „sehr wahr und sehr traurig. Einmal im Leben müssen wir alle, die so etwas getan haben wie du, Lorrain, und ich, uns überzeugen, daß wir keine Freunde mehr, sondern nur noch Liebhaber auf dieser Welt besitzen." (Plus d'amis, seulement des amants.)

Ein Lächeln des Beifalls zeigte sich auf allen Gesichtern.

„Gut bemerkt, gut bemerkt", riefen alle. Sein Humor war fast unwandelbar vornehm und liebenswürdig.

Eines Tages bildete Marats Charakter das Gesprächsthema in einem Pariser Atelier: ein Franzose wollte ihn zum Teufel stempeln, der zweite erblickte die Verkörperung der Revolution in ihm, ein dritter behauptete, daß er nichts anderes als ein ausgewachsener Pariser Gassenjunge war. Plötzlich wandte sich jemand an den schweigsam dasitzenden Oscar und fragte ihn nach seiner Ansicht; er nahm sofort den Augenblick wahr und sprach mit ernster Miene: „Ce malheureux! Il n'avait pas de veine — pour une fois qu'il a pris un bain." (Der Ärmste hatte Pech — wenn er schon mal ein Bad genommen hat!)

Eine kurze Zeit lang interessierte sich Oscar für die Dreyfusaffäre und besonders für den Major Esterházy, der durch das berüchtigte Bordereau, das Dreyfus' Schuldspruch bewirkte, eine so bedeutende Rolle in dieser Angelegenheit spielte. Jetzt wissen die meisten Franzosen, daß das Bordereau eine Fälschung, ohne jeden positiven Wert, gewesen ist.

Es war interessant, Esterházy kennen zu lernen, und Oscar brachte ihn eines Tages zu Durand zur Mittagstafel mit. Er war fast mittelgroß, außerordentlich schmächtig und so brünett wie ein Italiener, mit riesiger Hakennase und stark ausgeprägten Kiefern. Mir kam er wie ein ekelhafter Raubvogel vor. Habgier und List in den dicht zusammenstehenden, unsteten braunen Augen; kühne Entschlossenheit in den ausladenden knochigen Kinnbacken und dem scharfen Kinn; aber offenbar ohne Begabung, ohne Verstand, dürftig in jeder Beziehung. Er langweilte uns ausgiebig mit seiner Behauptung, daß Dreyfus ein Verräter, ein Jude und ein Deutscher wäre, — seines Erachtens eine dreifache Sünde, während er — Esterházy — vollkommen unschuldig und sehr schlecht behandelt worden war. Schließlich neigte sich Oscar über den Tisch und sagte zu ihm in französischer Sprache, die merkwürdigerweise einen leichten irischen Anklang hatte, der nicht auffiel, wenn er sich englisch ausdrückte: „Der Unschuldige muß immer leiden, M. le Commandant, das ist sein ‚Metier'. Übrigens sind wir alle unschuldig, bis wir ertappt werden; es ist eine klägliche, alltägliche Rolle, sie liegt im Bereich des Allermittelmäßigsten. Es ist sicherlich etwas Interessantes, schuldig zu sein und dadurch den Reiz der Sünde als Heiligenschein zu tragen."

Esterházy schien einen Augenblick die Fassung zu verlieren, dann begriff er die geistreiche Scherzhaftigkeit des Verweises und die versteckte Anspielung. Aber seine Eitelkeit duldete nicht, daß er längere Zeit eine untergeordnete Rolle spielte, und so platzte er zu unserer Verwunderung heraus:

„Weshalb soll ich es Ihnen nicht beichten? Ja, ich werde es tun. Ich, Esterházy, bin der einzig Schuldige. Ich habe das Bordereau verfaßt. Ich habe Dreyfus ins Gefängnis gebracht, und ganz Frankreich kann ihn nicht befreien. Ich bin der Schöpfer des Komplotts und habe den Hauptanteil daran."

Zu seiner Verwunderung brachen wir beide in schallendes Gelächter aus. Die Macht des großzügigeren Charakters über den

kleinlicheren wirkte mit diesem ungewöhnlichen Ergebnis unwiderstehlich komisch. Denn damals hatte man noch nicht einmal den Verdacht, daß Esterházy mit dem Bordereau etwas zu tun habe.

Ein anderes Beispiel, diesmal eine Probe von Oscars Witz, soll hier vermerkt werden. Sir Lewis Morris war ein produktiver Verseschmied von recht alltäglicher Mentalität. Eines Tages langweilte er Oscar mit seinen Klagen, daß seine Bücher von der Presse boykottiert würden. Nachdem er mehrere Beweise dieser böswilligen Behandlung vorgebracht hatte, machte er sich mit den Worten Luft: „Das ist eine Verschwörung gegen mich, eine Verschwörung, um mich totzuschweigen; aber was kann man machen? Was soll ich machen?"

„Beteiligen Sie sich daran", erwiderte Oscar lächelnd.

Oscars Humor war größtenteils intellektueller Art — und auch bei anderen läßt sich etwas Ähnliches finden —, wenn auch der lachende Reichtum und der helle Frohsinn dem persönlichen Temperament eigen war und mit ihm unterging. Ich entsinne mich, daß ich einmal den Versuch machte, die Vielseitigkeit seines Humors wiederzugeben, lediglich um zu sehen, wie weit er sich nachahmen ließ.

Ich fingierte also, daß ich ihn nach seiner Entlassung aus Reading in Paddington empfangen hätte, obwohl er am 18. Mai von einem Wärter in seinen Zivilkleidern nach Pentonville gebracht und frühmorgens am nächsten Tage, genau zwei Jahre nach dem Beginn der Gerichtsverhandlungen, entlassen wurde, in deren Verlauf er am 25. Mai schuldiggesprochen worden war. Das Gesetz bestimmt, daß man aus dem Gefängnis entlassen werden muß, in das man zuerst überwiesen wird. Ich wollte ihn jedoch angeblich empfangen haben und erzählte, daß der Zug frühmorgens in die Paddington Station eingelaufen und ich ihm entgegengegangen war, als er aus dem Abteil stieg. Graue Dämmerung lag über dem großen hallenden Raum, ein paar Gepäckträger waren hier und da zu sehen; alles war frostig und bedrückend.

„Willkommen, Oscar, willkommen!" rief ich und streckte ihm die Hände entgegen. Es tut mir leid, daß du mit mir fürlieb nehmen mußt. Du solltest von blumenbekränzten Knaben und Mädchen in ganzen Scharen empfangen werden, aber leider wirst du dich mit einem Verehrer mittleren Alters begnügen müssen."

„Ja, es ist wirklich furchtbar, Frank", erwiderte er mit ernster Miene. „Wenn England seine Verbrecher weiter so behandelt, verdient es überhaupt nicht, welche zu haben . . ."

„Ach", sagte eine alte Dame eines Tages beim Mittagessen zu ihm, „ich kenne solche Leute, wie Sie, die sich immer sehr viel schlechter machen, als sie sind, ich kenne Euch. Ich fürchte mich nicht vor Euch!"

„Natürlich machen wir uns schlecht, verehrte Frau", erwiderte er, „das ist die einzige Möglichkeit, Ihr Interesse zu erwecken. Jeder hält einen Menschen, der sich für gut ausgibt, für einen recht langweiligen Kauz, aber keiner glaubt einem Menschen, der selbst sagt, daß er schlecht ist. Das macht ihn interessant."

„Ach! Sie sind mir zu klug", erwiderte die alte Dame und nickte mit dem Kopfe. „Wissen Sie, zu meiner Zeit ging keine von uns nach Girton und Newnham. Es gab damals noch keine Schulen für die bessere Frauenbildung."

„Wie widersinnig solche Schulen sind, nicht wahr?" rief Oscar. „Wenn ich Selbstherrscher wäre, würde ich sofort Schulen für die primitivere Frauenbildung einrichten. Das ist's, was ihnen nottut. Gewöhnlich braucht's ein zehnjähriges Zusammenleben mit dem Manne, um die Bildung der Frau zu vollenden."

„Was würden Sie denn für die primitivere Bildung des Mannes tun?" fragte jemand.

„Dafür ist bereits gesorgt, mein lieber Junge, ausreichend gesorgt; zu diesem Zweck haben wir unsere höheren Schulen und Universitäten. Wir brauchen Schulen zur besseren Bildung des Mannes und zur elementaren Bildung der Frauen."

Diese Form des feinen Spottes war seine besondere Stärke, gleichviel, ob meine Nachahmung mir gelungen ist oder nicht.

Sein gütiges Wesen war tief verwurzelt. Ich habe aus seinem Munde niemals ein rohes oder gar ein gemeines Wort und wohl kaum eine scharfe oder unfreundliche Bemerkung gehört. Ob er in größerer Gesellschaft war oder nur zu zweit, er hatte stets nur anregende, gütige und liebenswürdige Gedanken im Sinne. Er verabscheute Grobheiten, Auseinandersetzungen oder Eindringlichkeiten ebenso, wie er Häßlichkeit oder Mißgestaltung verabscheute.

In demselben Sommer belehrte mich eines Abends ein unbedeutendes Vorkommnis, daß er im honigsüßen Pfuhl des Lebens tiefer sank.

Im Théâtre Français war eine Erstaufführung in Vorbereitung, und da er den Wunsch geäußert hatte, das Stück zu sehen, besorgte ich zwei Eintrittskarten. Wir betraten den Zuschauerraum, und er bat mich, meinen Platz mit ihm zu tauschen, damit er mit mir plaudern konnte, denn sein krankes Ohr ertaubte immer mehr. Nach dem ersten Akt gingen wir hinaus, um eine Zigarette zu rauchen.

„Ist das dumm", nahm Oscar das Wort, „stell' dir vor, daß wir beide hierher gekommen sind, um das mitanzuhören, was dieser alberne Franzose über die Liebe sagt; er hat ja keine Ahnung; wir beide wären viel eher befugt, über dieses Thema zu schreiben. Komm, wir wollen hier in der Halle auf und ab gehen und plaudern."

Das Publikum begab sich schon wieder in den Zuschauerraum zurück, und als es allmählich verschwand, sagte ich:

„Es ist doch eigentlich schade, unsere Billette verfallen zu lassen; wie viele Leute würden sich das Stück gern ansehen!"

„Es wird sich schon jemand finden, dem wir sie geben können", sagte er gleichgültig und blieb an einem Pfeiler stehen.

In demselben Augenblick tauchte, wie herbeigezaubert, ein etwa fünfzehn- oder sechzehnjähriger junger Mensch, einer von den Pariser Sumpfvögeln, auf. Zu meiner Verwunderung sagte er:

„Bon soir, Monsieur Wilde."

Lächelnd wandte sich Oscar zu ihm mit der Frage:

„Vous êtes Jules, n'est-ce-pas?"

„Oui, M. Wilde!"

„Hier hast du deinen Mann", rief Oscar, „wir wollen ihm die Billette geben, er wird sie verkaufen und dabei sein Geschäft machen." Und Oscar drehte sich um und begann dem Jungen auseinanderzusetzen, daß ich 200 Francs für die Billette bezahlt hatte, und daß sie selbst jetzt noch einen oder zwei Louis wert waren.

„Des jaunets" (Goldfüchse), rief der Jüngling, sein schmales Gesicht verklärte sich plötzlich, und wie der Blitz war er mit den Billetten verschwunden.

„Er kennt mich nämlich, Frank", sagte Oscar in der kindlichen Freude befriedigter Eitelkeit.

„Nun", erwiderte ich kühl, „ich sollte meinen, das ist keine Bekanntschaft, auf die man stolz sein kann."

„Ich bin nicht deiner Meinung, Frank", sagte er etwas empfindlich über meine Tonart, „hast du auf seine Augen geachtet? Er ist einer der schönsten Knaben, die ich je gesehen habe, das richtige Gegenstück zu Émilienne d'Alençon*. Ich nenne ihn Jules d'Alençon, und ich sage ihr immer, daß er ihr Bruder sein muß. Sie haben einmal beide zusammen mit mir gespeist; der Junge ist hübscher als das Mädchen, er hat einen viel schöneren Teint.

„Übrigens", fuhr er fort, als wir die Avenue de l'Opéra hinaufgingen, „wir sollten uns doch Emilienne ansehen, sie könnte doch mit uns Abendbrot essen, dann kannst du die beiden vergleichen. Sie tritt im Olympia-Theater, dicht neben dem Grand-Hôtel, auf. Wir wollen hingehen und Aspasia mit Agathon vergleichen, diesmal werde ich Alcibiades sein und du der Moralphilosoph Sokrates."

„Ich möchte lieber mit dir plaudern", erwiderte ich.

„Wir können später plaudern, Frank, wenn alle Sterne zum Vorschein kommen, um zuzuhören; um diese Zeit soll man leben und genießen."

„Wie du willst", sagte ich. Wir gingen ins Spezialitätentheater und nahmen eine Loge, und er schrieb ein paar Zeilen an Émilienne d'Alençon, die uns später zum Nachtessen begleitete. Trotz ihres hübschen Gesichts war sie höchst stumpfsinnig und uninteressant und hatte kaum einen eigenen Gedanken in ihrem Spatzengehirn. Sie war aus Habgier und Eitelkeit zusammengesetzt und sprach von nichts anderem als von der Aussicht, in London ein Engagement zu finden: ob er ihr behilflich sein, oder ob Monsieur — das galt mir in meiner Eigenschaft als Journalist — im voraus ein bißchen Reklame für sie machen wollte? Oscar versprach alles mit ernster Miene.

Während wir im Zimmer speisten, sah Oscar plötzlich den jungen Mann den Boulevard entlang gehen. Sofort klopfte er an die Fensterscheibe, und zwar so laut, daß er aufmerksam wurde. Der Junge war durchaus nicht abgeneigt, hereinzukommen, und so nahmen wir alle vier — als eigenartiges Quartett — das Nachtessen zusammen ein.

„Nun, Frank", sagte Oscar, „vergleiche die beiden Gesichter, und du wirst die Ähnlichkeit bemerken." Und in der Tat besaßen

---

* Damals eine der hübschesten Liebespriesterinnen in Paris.

beide die gleiche griechische Schönheit, — die gleiche Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, die gleiche niedrige Stirn, dieselben großen Augen und dasselbe reine Oval.

„Ich mache meinen Freund darauf aufmerksam", sagte Oscar auf Französisch zu Émilienne, „wie ähnlich Ihr Euch beide seht, echte Geschwister in der Schönheit und in der feinsten aller Künste, der Lebenskunst." Da lachten die beiden.

„Der Junge ist hübscher", wandte er sich dann auf Englisch zu mir. „Sie hat einen gewöhnlichen, derben Mund und plumpe Hände, während der Junge vollendet schön ist."

„Findest du nicht, daß er ziemlich schmutzig aussieht?" konnte ich nicht umhin zu bemerken.

„Natürlich ist er schmutzig, aber darauf kommt es nicht an; nichts ist so unwesentlich wie die Farbe; Form ist alles, und seine Formen sind vollendet schön, so auserlesen wie beim David von Donatello. Dem sieht er ähnlich, Frank, dem David von Donatello", und er zupfte sich am Unterkinn, hocherfreut, daß er den plastischen Ausdruck gefunden hatte.

Sobald Émilienne bemerkte, daß wir über den Jungen sprachen, verging ihr Interesse an der Unterhaltung noch schneller als ihr Appetit. Sie erklärte plötzlich, nicht länger bleiben zu können; es täte ihr sehr leid, — und die unbefriedigte Neugierde ihres Gesichtsausdruckes wich wieder dem Lächeln der gekünstelten Höflichkeit.

„Au revoir, n'est-ce-pas? à Charing-Cross, n'est-ce-pas, Monsieur? Vous ne m'oublierez pas?..." (Auf Wiedersehen in Charing Cross, nicht wahr, Monsieur? Sie werden an mich denken, nicht wahr?)

Als wir uns anschickten, den Boulevard entlang zu gehen, entdeckte ich, daß der Knabe ebenfalls verschwunden war. Das Mondlicht trieb sein Spiel mit den Blättern und Zweigen der Platanen und zeichnete ihre Silhouetten als japanische Schattenbilder auf das Pflaster: ich war in meine Gedanken vertieft. Augenscheinlich glaubte Oscar, daß ich böse wäre, denn er stimmte plötzlich ein Loblied auf Paris an.

„Die herrlichste Stadt der Welt, die einzige zivilisierte Großstadt, der einzige Ort auf der ganzen Erde, wo eine unbedingte Nachsicht gegen alle menschlichen Schwächen, vereint mit leidenschaftlicher Bewunderung für alle menschlichen Tugenden und Fähigkeiten, zu Hause ist.

„Kannst du dich noch auf Verlaine besinnen, Frank? Er führte ein unbeschreibliches, ein fürchterliches Leben. Alles tat er im Übermaß, er trank, er war schmutzig und ausschweifend. Und doch saß er da in einem Café auf dem Boulevard Michel, und jeder, der hereinkam, grüßte ihn und nannte ihn ‚maître' und war stolz auf das kleinste Zeichen der Anerkennung von seiner Seite, weil er ein großer Dichter war.

„In England hätte man Verlaine umgebracht, und Männer, die sich ‚Gentlemen' nennen, hätten sich besondere Mühe gegeben, ihn öffentlich zu beleidigen. England ist noch immer nur halb zivilisiert; die Engländer kommen mit dem Leben an einer oder der anderen Stelle in Berührung, ohne seine Vielseitigkeit zu ahnen. Sie sind roh und plump."

Die ganze Zeit über mußte ich an Dante denken, an seine Verurteilung von Florenz und dessen „hartherzige, böswillige Bevölkerung", die noch etwas von „dem gebirgigen und steinigen Boden" ihrer Heimat an sich hatte. „E tiene ancor del monte e del macigno."

„Nicht wahr, Frank, du bist mir doch nicht böse, daß ich dich mit zwei Karyatiden aus dem Pariser Freudentempel zusammengebracht habe?"

„Ganz gewiß nicht", rief ich, „ich habe nur daran gedacht, wie Dante Florenz und seine Bevölkerung, seine undankbare, böswillige Bevölkerung verurteilt hat, und wie er, als sein Lehrer Brunetto Latini und seine Gefährten zu ihm in die Unterwelt kamen, das Gefühl hatte, daß auch er sich mit ihnen in den Höllenschlund stürzen müßte. Nur die Furcht, selbst ebenso geröstet und gebraten zu werden wie sie, verhinderte ihn, seine gute Absicht (buona voglia) auszuführen. Ich habe gerade daran gedacht, daß seine große Liebe zu Latini ihm die unsterblichen Worte eingab:

„... Non dispetto, ma doglia
La vostra condizion dentro mi fisse.'

„Nicht Verachtung, sondern Schmerz."

„Ach, Frank", rief Oscar, „was für ein reizender Zufall. Ich entsinne mich ganz genau. Das habe ich diesen Winter in Neapel gelesen ... Natürlich war Dante sehr mitfühlend wie alle großen Dichter, denn sie kennen die Schwäche des menschlichen Charakters."

Aber selbst der „Schmerz", von dem Dante sprach, schien einen leisen Tadel zu enthalten, denn nach einer Pause fuhr Oscar fort:

„Du darfst mich nicht richten, Frank; du weißt nicht, was ich gelitten habe. Kein Wunder, daß ich jetzt mit beiden Händen nach der Freude hasche. Man hat mir Furchtbares angetan. Wußtest du, daß die Polizei nach meiner Verhaftung die Zeitungsberichterstatter in meine Zelle kommen ließ, um mich anzuglotzen? Bedenke nur, welche Erniedrigung und welche Schande, — als wäre ich ein zur Schau gestelltes Ungeheuer gewesen. Ach, du hast es gewußt! Dann weißt du auch, daß ich in Wirklichkeit verurteilt worden bin, ehe ich verhört wurde, und was für eine Komödie mein Verhör war. Dieser schreckliche Richter, der die Leute beschimpfte, die er zu seinem Bedauern nicht aufs Schafott schicken konnte.

„Ich habe dir das Schlimmste, was mir widerfahren ist, nie erzählt. Als ich von Wandsworth nach Reading überführt wurde, hatten wir in Clapham Junction Aufenthalt und mußten fast eine Stunde auf den Zug warten. Da saßen wir auf dem Bahnsteig; ich in den abscheulichen Sträflingskleidern mit Handschellen zwischen zwei Wärtern. Wie du weißt, laufen ununterbrochen Züge ein. Ich wurde fast auf den ersten Blick erkannt; die Männer und Knaben gingen in endlosen Scharen an mir vorüber, und einer nach dem andern beehrte mich mit einer gemeinen Stichelei oder mit Spott und Hohn. Sie stellten sich vor mich hin, Frank, sie beschimpften mich und spuckten auf die Erde — es war eine Qual ohne Ende."

Sein Schicksal griff mir ans Herz.

„Ich möchte wohl wissen, ob man diesen Leuten etwas Menschlichkeit oder das Bewußtsein ihrer eigenen Niederträchtigkeit beibringen könnte, wenn sie selbst bestraft würden."

Nachdem wir ein paar Schritte gegangen waren, wandte er sich wieder an mich:

„Du darfst mich nicht schelten, Frank, und auch nicht schlecht von mir denken. Du hast kein Recht dazu. Du kennst mich noch nicht. Eines Tages wirst du mehr erfahren, und dann wird es dir leid tun, so leid, daß kein Grund mehr zum Tadel übrigbleibt. Wenn ich dir erzählen könnte, was ich in diesem Winter gelitten habe!"

„In diesem Winter!" rief ich aus. „In Neapel?"

„Ja, im lustigen, lachenden Neapel. Im vorigen Herbst bin ich wirklich zusammengebrochen. Mit guten Absichten, mit lauter guten Vorsätzen war ich aus dem Gefängnis gekommen. Meine Frau hatte mir versprochen, zu mir zurückzukehren, und ich hoffte, daß das sehr bald sein würde. Wenn sie gleich gekommen wäre, ach! hätte sie es nur getan, dann wäre alles vielleicht anders geworden. Aber sie kam nicht. Ich zweifle nicht, daß sie von ihrem Gesichtspunkt aus im Recht war. Sie war immer im Recht.

„Aber ich war da drüben in Berneval allein, und Bosie verlangte immer wieder nach mir, und wie du weißt, ging ich zu ihm. Zuerst war alles ganz herrlich. Die zerdrückten Blätter entfalteten sich allmählich im Licht und in der Wärme der Liebe; das schmerzhafte Gefühl erlosch allmählich in meinem Innern.

„Aber plötzlich wurde die Zahlung der mir von meiner Frau ausgesetzten Rente eingestellt. Ja, Frank", sagte er mit einem Schimmer seines alten Humors; „anstatt sie zu verdoppeln, haben sie sie mir entzogen. Ich habe mir nichts daraus gemacht. Wenn ich Geld hatte, gab ich es ihm ungezählt, und als ich nicht mehr zahlen konnte, glaubte ich, daß Bosie es tun würde, und war zufrieden. Aber plötzlich bemerkte ich, daß er darauf rechnete, ich würde Geld beschaffen. Ich tat mein möglichstes; aber als meine Mittel erschöpft waren, da fing die schlimme Zeit an. Er rechnete darauf, daß ich Theaterstücke schreiben und Geld für uns beide verdienen sollte, wie in früheren Tagen, aber es war mir unmöglich, es war mir ganz unmöglich. Und als die Gläubiger uns drängten, kam er ganz aus der Fassung. Er hat ja niemals wirkliche Entbehrungen kennen gelernt. Du hast keine Ahnung von diesem ganzen Elend. Er hat ein schreckliches, herrschsüchtiges, reizbares Temperament."

„Er ist der Sohn seines Vaters", warf ich ein.

„Ja", sagte Oscar. „Ich glaube wohl, daß es sich so verhält, Frank, er ist der Sohn seines Vaters, gewalttätig und reizbar; seine Worte sind wie Peitschenhiebe. Sobald die Mittel zum Lebensunterhalt knapp wurden, fing er an, verdrießlich zu werden und mir Vorwürfe zu machen, weshalb ich nicht arbeitete. Weshalb ich kein Geld verdiente? Wozu ich denn zu gebrauchen wäre? Als ob ich unter diesen Verhältnissen imstande gewesen wäre, zu arbeiten! Frank, kein Mensch hatte jemals eine größere Schmach und Demütigung zu ertragen.

„Schließlich war eines Tages eine Wäscherechnung fällig, Bosie wurde zur Zahlung gedrängt, und als ich dazukam, tobte er und überfiel mich mit Schimpfworten. Er war entsetzlich; ich hatte alles für ihn getan, ich hatte ihm alles gegeben und alles verloren, und nun blieb mir nichts anderes übrig als stillzuhalten und zuzusehen, wie die Liebe sich in Haß verwandelte. Je stärker der Wein der Liebe ist, desto giftiger der Bodensatz. Dann verließ er mich, Frank, und nun bleibt mir keine Hoffnung mehr. Ich bin gebrochen, erledigt, ein Wrack, das ziel- und planlos der Strömung preisgegeben ist . . . Und was das schlimmste ist, weiß ich — wenn die Menschen schlimm mit mir umgegangen sind, so bin ich noch schlimmer mit mir umgegangen: die Sünden, die wir gegen uns selbst begangen haben, die können wir nie verzeihen. Wunderst du dich, daß ich nach jedem Vergnügen hasche?"

Er wandte sich um und blickte mich ganz zermürbt an. Ich sah Tränen über seine Wangen strömen.

„Ich kann nicht mehr sprechen, Frank", sagte er mit versagender Stimme. „Ich muß fort."

Da rief ich eine Droschke herbei. Mein Herz war so schwer, so wund, daß ich keinen Versuch machte, ihn zurückzuhalten. Er hob die Hand zum Abschiedsgruß, und ich machte mich wieder allein auf den Heimweg und begriff zum erstenmal in meinem Leben die ganze Bedeutung jener wunderbaren Worte, mit denen Shakespeare seine Anklage gegen die Welt und seine eigene Rechtfertigung zusammenfaßt: die einzige Rechtfertigung für uns alle, die wir sterblich sind:

„Ein Mann, an dem man mehr gesündigt,
Als er sündigte."

XXI

SEINE EIFERSÜCHTELEI, SEINE LIEBE ZUM LEBEN UND SEIN HANG ZUR TRÄGHEIT

Je mehr ich mir die Angelegenheit überlegte, um so deutlicher erkannte oder glaubte ich zu erkennen, daß Oscar nur gerettet werden könnte, wenn es gelang, ihn zur Arbeit zu bewegen und ihm einen Lebenszweck zu schaffen. Der Leser darf dabei nicht vergessen, daß ich damals „De Profundis" noch nicht gelesen hatte und nicht wußte, daß Oscar im Gefängnis diese Notwendigkeit selbst eingesehen hatte. Trotz allem, sagte ich mir, ist nichts verloren, wenn er nur zu arbeiten anfängt. Ein Mensch könnte ja imstande sein, Glück und Hoffnung in den Wind zu schlagen, die Verzweiflung zu seiner Eheliebsten zu wählen und von seiner rauhen Gefährtin Mut zu erlernen. Glück ist für den Künstler keine unerläßliche Notwendigkeit; Glück erzeugt niemals etwas anderes als Erinnerungen. Wenn Oscar arbeitete und nicht mehr über Vergangenes nachgrübelte, wenn er sich nicht in Selbstbetrachtungen vertiefte wie ein indischer Fakir, so würde er vielleicht noch seelisch gesunden und etwas leisten. Er könnte alles wiedererlangen: die Selbstachtung und die Achtung seiner Mitmenschen, wenn das wirklich der Mühe wert war. Ich wußte, daß ein Künstler zum mindesten die Selbstverleugnung eines Helden und die heroische Energie besitzen muß, unablässig zu ringen, ohne die er es niemals — nicht einmal in seiner Kunst — weit bringen wird. Wenn es mir nur gelänge, Oscar zur Arbeit zu bewegen, so glaubte ich, daß alles noch in Ordnung kommen würde. Ich verlebte eine Woche mit ihm, wir speisten mittags und abends zusammen, und ich setzte ihm das alles ausführlich auseinander.

Wie ich bemerkte, genoß er gutes Essen und Trinken ebenso intensiv wie je zuvor. Meines Erachtens trank er sogar zu viel und wurde wieder dick und schlaff; aber das üppige Leben war ihm ein Bedürfnis, und sicherlich hinderte es ihn nicht, entzückend

zu plaudern. Aber sobald ich ihn zur schriftstellerischen Betätigung spornte, schüttelte er den Kopf:

„Ach, Frank, ich kann nicht, du kennst ja meine Wohnung, wie soll ich da wohl schreiben? Ein fürchterliches Schlafzimmer düster wie eine Zelle, und ein kleines Wohnzimmer ohne jede Aussicht. Voller Bücher und kein Platz zum Schreiben; wenn ich aufrichtig sein soll: ich kann da nicht mal lesen. Bei solcher elenden Armseligkeit kann ich gar nichts leisten."

Er kam immer wieder darauf zurück und betonte seine Dürftigkeit, so daß ich die Absicht nicht verkennen konnte. Er war bereits bewandert in der Kunst, sich Geld zu verschaffen, ohne darum zu bitten. Mein Herz litt um seinetwillen; man gleitet mit so gefährlicher Geschwindigkeit und Leichtigkeit bergab, und der Schlamm in der Tiefe ist so ekelhaft. Und ich beeilte mich, ihm zu sagen:

„Du kannst etwas Geld bekommen; aber du müßtest arbeiten, Oscar. Weshalb soll dir schließlich jemand anders helfen, wenn du dir nicht selbst helfen willst? Wenn ich dir nicht behilflich sein kann, dich selbst zu erretten, so schädige ich dich nur."

„Du weißt, Frank, daß das ein elender Sophismus ist, nichts als Sophisterei; ein gutes Mittagessen ist jedem lebendigen Menschen zuträglicher als ein schlechtes."

Ich lächelte: „Du darfst dir nicht selbst zu nahe treten. Du könntest mühelos Tausende verdienen und wieder wie ein Fürst leben. Weshalb willst du dich nicht dazu aufraffen?"

„Wenn ich eine freundliche, sonnige Wohnung hätte, würde ich's versuchen ... Es ist schwieriger, als du glaubst."

„Unsinn, es ist eine Leichtigkeit für dich. Deine Zuchthausstrafe hat deinen Namen in der ganzen Welt verbreitet. Ein Buch von dir würde reißend verkauft werden, ein Theaterstück von dir in jeder Großstadt zugkräftig sein. Du könntest hier wie ein Fürst leben. Shakespeare hat Liebe und Freundschaft verloren und die Hoffnung und Gesundheit dazu — er hat alles verloren — und doch von selbst so viel Kraft aufgebracht, um den ‚Sturm' zu schreiben. Weshalb kannst du es nicht?"

„Ich will's versuchen, Frank, ich will's versuchen."

Ich möchte hier nur kurz erwähnen, daß jedes Lob, das einem anderen galt, selbst wenn es Shakespeare war, unweigerlich dazu angetan war, Oscar zum Wetteifer anzuspornen. Er wollte keine

Überlegenheit gelten lassen. So hatte ich in einem in der „Saturday Review" erschienenen Aufsatz die Beobachtung zum Ausdruck gebracht, daß kein anderer Mensch jemals ein so lückenloses Bild seiner Persönlichkeit gegeben hat wie Shakespeare.

„Wir kennen ihn besser als unsere eigenen Zeitgenossen", fuhr ich fort, „und es lohnt sich mehr, daß man ihn kennt." Sofort schrieb Oscar an mich und erhob Einspruch gegen diese Bemerkung. „Du hast mich wohl vergessen, Frank. Es lohnt sich doch wohl mehr, daß man mich kennt als Shakespeare?"

Die Frage war so befremdend für mich, daß ich nicht unverzüglich eine Antwort fand; aber als er später nicht nachließ, mußte ich ihm sagen, daß Shakespeare in seinem Denken und Fühlen einen stolzeren Gipfel erreicht hatte als alle Modernen, obwohl meine Behauptung, ihn besser zu kennen als einen lebenden Menschen, wahrscheinlich nicht ganz richtig war.

Ich mußte dann wieder nach England reisen, und es verging einige Zeit, ehe ich nach Paris zurückkehren konnte; aber im Frühsommer fuhr ich nochmals hinüber und bemerkte, daß er nichts geschrieben hatte.

Häufig sprach ich mit ihm über diese Angelegenheit, aber jetzt stellte er sich auf einen etwas anderen Standpunkt:

„Ich kann nicht schreiben, Frank. Wenn ich die Feder zur Hand nehme, wird die ganze Vergangenheit wieder wach: ich kann die Gedanken nicht ertragen ... Gram und Reue liegen wie ein paar Hunde auf der Lauer, um mich in jedem müßigen Augenblick zu packen. Ich muß ausgehen, ich muß Leben sehen, mich amüsieren und für etwas interessieren, sonst werde ich verrückt. Du weißt nicht, wie weh mir's ums Herz ist, sobald ich allein bin. Ich erblicke meine eigene Seele von Angesicht zu Angesicht: der Oscar, der ich vor vier Jahren war, mit seinem schönen, gesicherten Leben und seinen glänzenden, mühelosen Erfolgen steht vor mir, und ich kann den Gegensatz nicht ertragen ... Meine Augen sind von Tränen wund. Wenn du es gut mit mir meinst, Frank, mußt du nicht verlangen, daß ich schreibe."

„Du hast versprochen, daß du es versuchen willst", sagte ich etwas scharf, „und ich will, daß du es versuchst. Du hast nicht mehr gelitten, als Dante in der Verbannung und Verarmung gelitten hat, und du weißt es doch, daß er sich alles vom Herzen heruntergeschrieben haben würde, auch wenn er zehnmal mehr

gelitten hätte. Tränen! Fürwahr! Die Glut in seinen Augen würde die Tränen getrocknet haben."

„Ganz richtig, Frank, aber Dante war ganz aus einem Guß, während es mich nach zwei Richtungen drängt. Ich bin dazu geboren, die Freude und Herrlichkeit des Lebens, die Lust am Leben, die Wonne an allem Schönen in dieser wunderschönen Welt zu besingen, und da haben sich die Menschen über mich hergemacht und mich gefoltert, bis ich Mitleid und Kummer kennen lernte. Jetzt kann ich die Freude nicht mehr von Herzen besingen, weil ich das Leid kenne, und ich bin nicht dazu geschaffen, das Leid zu besingen. Ich verabscheue es, und ich möchte Liebeslieder singen, die von Lust und Freude handeln. Nur die Freude spricht zu meinem Herzen, die Freude am Leben, an der Schönheit und Liebe — ich könnte das Lied des Sonnengottes Apollo singen —, und die Menschen möchten mich zwingen, das Lied des gemarterten Marsyas zu singen."

Das war meines Erachtens sein wahres und letztes Bekenntnis. Sein zweiter moralischer Sturz nach der Entlassung aus dem Zuchthause hatte ihn „zum Kampfe mit sich selbst" gebracht. Das ist, wie ich glaube, die tiefinnerste Wahrheit über seinen seelischen Zustand; das Lied vom Kummer, vom Mitleid und vom Verzichten war nicht seine Sache, und die Bekanntschaft mit dem Leid machte es ihm unmöglich, die Wonne am Leben und die Freude, die er an der Schönheit empfand, zu besingen. Es schien ihm niemals in den Sinn zu kommen, daß er sich zu einem Glaubensbekenntnis aufschwingen könnte, das sowohl die Gewährung der eigenen Neigungen als auch die Entsagung in einer großherzigeren Lebensauffassung in sich schließen könnte.

Trotz seiner sonnigen Natur war er in gewisser Hinsicht nicht frei von Eifersucht und Neid, was stets zum Durchbruch kam, wenn Leute, die er kennen gelernt und über die er sich ein Urteil gebildet hatte, öffentliche Erfolge erzielten. Ich entsinne mich, einmal aus seinem Munde gehört zu haben, daß er sein erstes Theaterstück geschrieben hatte, weil es ihn verdroß, daß Pinero so viel Ruhm erntete — „Pinero, der überhaupt kein Schriftsteller ist: ein Theaterzimmermann ist er, weiter nichts. Seine dramatischen Charaktere sind verpfuscht; und ein so minderwertiger Stil, oder vielmehr ein so vollkommener Mangel an Stil ist überhaupt noch nicht dagewesen; er schreibt wie ein Krämergehilfe!"

Jetzt bemerkte ich, daß dieser Hang zur Eifersucht stärker denn je bei ihm hervortrat. Eines Tages zeigte ich ihm eine illustrierte englische Zeitschrift, die ich gekauft hatte, als ich zum Mittagessen ging. Sie brachte ein Bild von George Curzon (Verzeihung! von Lord Curzon) als Vizekönig von Indien. Die Aufnahme stellte ihn im Wagen, neben seiner Gattin, dar: der prächtige vierspännige Galawagen mit Vorreitern, von berittenen Soldaten und der jubelnden Menge geleitet, — mit dem ganzen Prunk und Pomp der Herrschermacht.

„Hast du das gesehen?“ rief Oscar gereizt, „stell' dir George Curzon vor, der so gefeiert wird. Ich kenne ihn gut, ein typischeres Exemplar schwerfälliger Mittelmäßigkeit hat es in der Welt noch nie gegeben. Er konnte nie einen Gedanken und einen Satz zusammenbringen, der über das Alltägliche hinausgeht.“

„Ich kenne ihn auch ziemlich gut“, lautete meine Antwort. „Seine unheilbare Alltäglichkeit ist die Erklärung für seinen Erfolg. Er ‚äußert‘, wie er sich wohl selbst ausdrücken würde, die Anschauungen des Durchschnittsmenschen auf allen Gebieten. Er könnte Leitartikel für die ‚Daily Mail‘ oder die ‚Times‘ schreiben. Was verstehst du vom Durchschnittsmenschen oder von seinen Anschauungen? Aber der Mann der Straße, wie man heutzutage sagt, kann nur von dem Manne lernen, der höchstens eine kleine Stufe über ihm steht, und so kommen Leute wie George Curzon im Leben zu Ehren. Auch ist das eine Erklärung für die Volkstümlichkeit mancher Schriftsteller. Hall Caine ist sogar ein größeres Format von George Curzon, — die besser ausstaffierte Mittelmäßigkeit.“

„Aber weshalb soll ihm Ruhm und Rang und Macht zuteil werden?“ rief Oscar unwillig.

„Rang und Macht, weil er George Curzon ist, — aber Ruhm wird ihm nie zuteil werden; und ich vermute, wenn man die Wahrheit wüßte, daß er in den Augenblicken, in denen auch er, wie du sagst, seine eigene Seele von Angesicht zu Angesicht erblickt, viel von seinem Rang und seiner Macht für einen winzigen Bruchteil deines Ruhmes hergeben würde.“

„Das kann wohl wahr sein, Frank“, rief Oscar, „das ist mit ziemlicher Sicherheit der einzige Dorn in seinem Rosenbett. Aber wie arg wird er überschätzt und über Gebühr belohnt ... Kennst du Wilfred Blunt?“

„Ich bin mit ihm zusammengetroffen", erwiderte ich, „aber ich kenne ihn nicht. Wir trafen uns einmal, und er prahlte in alberner Weise mit seinen arabischen Ponys. Ich war damals Redakteur der ‚Evening News', und Mr. Blunt gab sich die größte Mühe, sein Gespräch auf mein Niveau herunterzuschrauben."

„Er hat das Zeug dazu, ein Dichter zu sein, und besitzt eine ganz echte Liebe zur Literatur."

„Das weiß ich", sagte ich, „ich kenne seine Arbeiten von Grund auf und bin über ihn ziemlich genau unterrichtet. Ich kann die Art, wie er sich für Ägypten einsetzt, nur rühmen und seine Dichtungen, sofern er etwas zu sagen hat."

„Weißt du, Frank, er hatte so eine Art Klub in Crabbett Park eingerichtet, einen Dichterklub, zu dem nur Dichter Zutritt hatten, und er war ein ganz vorzüglicher und tadelloser Wirt. Lady Blunt konnte nie in Erfahrung bringen, was er eigentlich vorhatte. Er ließ uns alle nach Crabbett kommen, und der Dichter, der das vorige Mal als Mitglied aufgenommen worden war, mußte eine Rede auf den neuen Dichter halten, — eine Rede, in der er die Wahrheit über den neuen Gast sagen sollte. Blunt hatte diesen Gedanken wohl von der französischen Akademie übernommen, wo diese Sitte üblich ist. Nun, ich wurde nach Crabbett Park eingeladen, und denke dir nur: George Curzon war der Dichter, der dazu ausersehen wurde, die Rede auf mich zu halten!"

„Großer Gott", rief ich, „Curzon als Dichter! Ebensogut könnte man Kitchener für einen bedeutenden Heerführer oder Salisbury für einen Staatsmann halten."

„Er macht Verse, Frank, aber natürlich hat er nicht einen dichterischen Zug. Seine Verse sind immerhin nicht schlecht, d. h. gut in der Form und treffend, vielleicht sogar witzig. Also Curzon mußte nach dem Essen seine Rede auf mich halten. Das Essen war köstlich, ganz ausgezeichnet, und zum Schluß erhob sich Curzon von seinem Platz. Offenbar hatte er seine Rede sorgfältig ausgearbeitet, sie war mit versteckten Anspielungen, mit höhnischen Randbemerkungen über heimliche Sünden gespickt. Jeder sah seinen Nachbar an und hielt die Rede für den Gipfel der Geschmacklosigkeit.

„Stets haßt die Mittelmäßigkeit das Talent und verabscheut das Genie; Curzon wollte sich selbst beweisen, daß er mir wenigstens auf moralischem Gebiete überlegen war.

„Als er sich wieder setzte, mußte ich ihm antworten. Das war im Programm vorgesehen. Natürlich war ich nicht darauf vorbereitet, ich hatte mich weder mit Curzon, noch mit dem beschäftigt, was er vorbringen würde, aber ich stand auf, Frank, und sagte die liebenswürdigsten Wahrheiten über seine Person. Alle Anwesenden hielten sie für die bitterste Ironie und jubelten mir ohne Ende zu, obgleich alles, was ich anführte, nur der Wahrheit entsprach. Ich erzählte, wie schwierig es Curzon geworden war, in Oxford zu arbeiten und zu studieren. Jeder wünschte, ihn um seiner Stellung willen kennen zu lernen, weil er Parlamentarier werden wollte und zweifellos eine große Rolle spielen würde, und alle suchten eifrig seinen Verkehr. Aber er wußte, daß er dieser Versuchung nicht unterliegen durfte; er setzte sich mit einem nassen Tuch um den Kopf in sein Zimmer und arbeitete, arbeitete unaufhörlich.

„Bei den Vorprüfungen, die nur ein gutes Gedächtnis erfordern, trug er den ersten Preis davon. Aber selbst der Erfolg konnte ihn nicht dazu bewegen, in seinem Eifer nachzulassen; so verlebte er arbeitsreiche Tage und nahm jede Klassenprüfung ernst; er zog Jahreszahlen mit roter Tinte aus und heftete die Tabelle an seine Zimmerwand. Er lernte ganze Seiten mit unwichtigen Begebenheiten auswendig und prägte sie mit blauer Tinte seinem Gedächtnis ein und erhielt schließlich beim Schlußexamen den zweiten Preis. ‚Und nun', mit diesen Worten beendete ich meine Rede, ‚tritt dieser Musterknabe ins Leben, er wird es sicherlich ernst auffassen und wenigstens immer den zweiten Preis davontragen und eine bedeutende, rühmliche Laufbahn haben.'

„Sie lachten schallend, Frank, und um Curzon Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich erwähnen, daß er zuletzt zu mir kam, sich entschuldigte und ganz reizend war. Alle waren wirklich sehr zuvorkommend, und wir verlebten eine festliche Nacht.

„Ich entsinne mich, daß wir die ganze Nacht verplauderten, oder vielmehr ich plauderte, und alle anderen hörten zu, denn die englische Gesellschaft gewinnt jetzt allmählich Verständnis für das wichtige Prinzip der Arbeitsteilung. Der Wirt bietet vorzügliches Essen, vortreffliche Weine, vortreffliche Zigaretten und übervortrefflichen Kaffee, — das ist seine Pflicht, und alle hören zu, — das ist ihre Pflicht: während ich plaudere und die Sterne funkelnd ihrer Freude Ausdruck geben.

„Auch Wyndham war zugegen, du kennst doch George Wyndham mit dem hübschen Gesicht und der schönen Figur: er ist bei weitem klüger als Curzon, aber er hat nicht Curzons Stoßkraft und Energie, oder es fehlt ihm vielleicht — wie du es nennst — an der engen Fühlung mit dem Durchschnittsmenschen, die Curzon besitzt; er war reizend zu mir.

„Morgens schwärmten wir alle aus, um den Sonnenaufgang zu sehen, und ein paar von den jungen Leuten, die vor jugendlicher Ausgelassenheit überschäumten — Curzon war natürlich mit dabei —, zogen die Kleider aus, rannten zum See hinunter und fingen wie eine Horde Schulknaben an, zu schwimmen und zu tauchen. Die Engländer haben überhaupt viel Knabenhaftes an sich, daher sind sie so liebenswürdig. Als sie aus dem Wasser kamen, liefen sie über den Rasen, um trocken zu werden, und dann begannen Englands künftige Gebieter — wie sie dastanden, splitternackt — Lawn-tennis zu spielen. Das Bild wird mir stets unvergeßlich sein. Wilfred Blunt war in die Zimmer seiner Frau hinaufgegangen, hatte sich umgekleidet und ein phantastisches Pyjama angezogen; plötzlich öffnete er oben eine Glastür, trat heraus, kauerte sich mit untereinandergeschlagenen Beinen auf den Balkon und blickte — genau wie eine Buddhagestalt in Grün und Rosa — auf das tolle Lawn-tennis-Spiel hinab, während ich mit irgend jemand umherschlenderte, frischen Kaffee bestellte und plauderte, bis die Morgendämmerung auf leisen silbernen Sohlen nahte und das schöne Grün des Parks in ihr Licht tauchte ...

„Jetzt spielt sich George Curzon in Indien als König auf, Wyndham macht Karriere, und ich lebe in Schande und Armut verborgen als Verbannter und Verfemter hier in Paris. Wunderst du dich, daß ich nicht schreiben kann, Frank? Die furchtbare Ungerechtigkeit des Lebens macht mich rasend. Was haben diese Leute denn schließlich im Vergleich zu mir geleistet?

„Wenn wir alle jetzt die Augen schließen, wird in fünfzig oder in hundert Jahren kein Mensch mehr etwas von Curzon oder Wyndham oder Blunt wissen, es wird allen ganz gleichgültig sein, ob sie gelebt haben oder gestorben sind, aber Millionen von Menschen werden meine Lustspiele und meine Erzählungen und ‚Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading' kennen und lesen, und selbst mein unseliges Schicksal wird das Mitgefühl der ganzen Welt erwecken."

Das war alles recht wahr und wohl der Beachtung wert; aber auch wenn Oscar von Männern sprach, die ihm überlegen waren, verhielt er sich ebenso: sein Selbstgefühl war ungewöhnlich stark. Er fand seine Leistungen unvergleichlich und war nicht darauf bedacht, den ihm gebührenden Platz einzunehmen, wie es sogar bei Shakespeare der Fall war. Von Anfang an, von Jugend auf, war er überzeugt, daß er eine Größe sei und Großes vollbringen werde. Viele von uns besitzen dieselbe Zuversicht und sind ebenso überzeugt, aber diese Zuversicht steht uns nicht so unentwegt zur Seite, wie sie Oscar erfüllte, dessen ganzes Tun sie beherrschte. So machte ich zum Beispiel einmal die Bemerkung, daß seine Handschrift unverkennbar und charakteristisch sei. „Ich habe sie mir als Knabe einstudiert", sagte er zu mir, „ich wollte eine besondere Handschrift haben; sie mußte deutlich und schön und eigenartig sein. Endlich brachte ich es soweit, aber es gehörte Zeit und Geduld dazu. Ich wollte immer, daß alles an mir besonders ist", fügte er lächelnd hinzu.

Er war stolz auf seine äußere Erscheinung, freute sich grenzenlos über seine stattliche Größe und bildete sich sogar etwas darauf ein. „Eine große Figur sieht vornehm aus", behauptete er, und einmal verstieg er sich sogar zu der Meinung: „Man kann sich Napoleon nicht klein vorstellen; man denkt nur an seinen prachtvollen Kopf und vergißt die unbedeutende, untersetzte Gestalt; es muß ihm sehr fatal gewesen sein: kleine Männer haben keine Würde."

Und dabei hatte er gar keine Ahnung von der Tatsache, daß die meisten hochgewachsenen Menschen ihre Körpergröße nicht andauernd als Überlegenheit empfinden. Aber im allgemeinen wird Montaignes Anschauung geteilt, daß Körpergröße die Hauptschönheit des Mannes ist: sie hat etwas Imponierendes.

Oscar hat sich nie eine Kritik zur Lehre dienen lassen; er hatte ziemlich viel persönliche Würde, trotz seiner Liebenswürdigkeit, und wenn seine Leistungen getadelt wurden, lächelte er versonnen oder ging vom Thema ab, als ob er kein Interesse dafür hätte.

Immer wieder reizte ich sein Selbstgefühl, um ihn zum Schreiben zu bewegen, und erhielt stets dieselbe Antwort:

„Ach, Frank, es ist mir ganz unmöglich, unter diesen erbärmlichen Verhältnissen zu arbeiten."

„Aber deine Verhältnisse können jetzt besser werden, und du kannst Geld in Fülle bekommen, wenn du nur anfängst zu arbeiten."

Er schüttelte mit verzweifelter Miene den Kopf. Immer von neuem machte ich den Versuch, aber es gelang mir nicht, ihn aufzurütteln, auch nicht, als ich das Geld als Lockmittel benutzte. Damals wußte ich nicht, daß er regelmäßig jedes Jahr über £ 300 erhielt. Ich glaubte, daß er ganz mittellos und von der gelegentlichen Unterstützung abhängig war, die seine Freunde ihm gewähren konnten. Ich besitze einen aus dieser Zeit stammenden Brief von ihm, in dem er mich sogar um £ 5 bittet, als hätte er sich in höchster Not befunden.

Als ich mich wieder einmal in Paris aufhielt, konnte ich, nachdem wir seine Lage erörtert hatten, die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Das einzige, was dich zum Schreiben bringen wird, Oscar, ist gänzliche, nackte Armut. Die Not ist letzten Endes der schärfste Sporn."

„Du verkennst mich", erwiderte er gereizt. „Ich würde mir das Leben nehmen. Ich kann's bis zum Ende ertragen, aber bei gänzlicher Mittellosigkeit würde ich den Selbstmord als offene Tür benutzen."

Plötzlich schlug seine niedergeschlagene Stimmung um, und sein ganzes Gesicht verklärte sich.

„Ist's nicht komisch, Frank, auf welche Art die Engländer von der ‚offenen Tür' sprechen, während ihre Türen, selbst die Kirchentüren, stets verschlossen und vergittert und verriegelt sind? Und doch handelt es sich bei ihnen nicht um Heuchelei; sie können sich nur nicht selbst so sehen, wie sie sind; sie haben keine Phantasie."

Eine lange Pause — dann fuhr er in ernstem Tone fort:

„Selbstmord, Frank, ist stets eine Versuchung für den, der unglücklich ist, eine große Versuchung."

„Selbstmord ist das natürliche Ende des Weltmüden", erwiderte ich; „du aber genießt das Leben intensiv. Es ist lächerlich, wenn du von Selbstmord sprichst."

„Weißt du, daß meine Frau gestorben ist, Frank?"

„Ich habe es erfahren", sagte ich.

„Der Weg, der mich zur Hoffnung und zu einem neuen Leben zurückführen sollte, mündet in ihr Grab", fuhr er fort. „Alles, was ich tue, Frank, ist unabänderlich."

Er sprach mit einer unverkennbaren, ernsten Aufrichtigkeit.

„Die großen Tragödien in der Welt sind alle endgültig und unabwendlich. Sokrates wollte sich dem Tode nicht entziehen, obwohl Crito ihm das Gefängnistor öffnete. Ich konnte mich dem Gefängnis nicht entziehen, obwohl du mir den Weg zur Rettung gewiesen hast. Glaubst du nicht, daß wir vom Schicksal berufen sind zu leiden, — als Beispiel für die Menschheit, als Echo und Leuchte in alle Ewigkeit?"

„Ich glaube, es wäre schöner, anstatt dich niederzulegen und die Strafe hinzunehmen, sie mit dem Fuße niederzutreten und zum Sprungbrett zu benutzen."

„Ach, Frank, du würdest alle Tragödien in Siege verwandeln, du bist eine Kämpfernatur. Mein Leben ist erledigt."

„Du liebst das Leben ebenso wie je zuvor", rief ich, „mehr als irgend jemand, den ich je gekannt habe."

„Das ist wahr", rief er; und sein Gesicht verklärte sich plötzlich, „mehr als irgend jemand, Frank. Das Leben ist mir eine Wonne: die Leute, die über die Boulevards gehen, das Sonnenlicht, das auf den Bäumen spielt, das laute Getriebe, die schnelle Fahrt der Droschken, die Tracht der ‚cochers' und der ‚sergents-de-ville'; Arbeiter und Bettler, Kuppler und Dirnen, — alle erfreuen mein Herz und bezaubern mich, und wenn du mich nur reden lassen würdest, anstatt mich mit dem Schreiben zu quälen, wäre ich ganz zufrieden. Weshalb soll ich noch mehr schreiben? Ich habe für den Ruhm genug getan.

„Ich will dir eine Geschichte erzählen, Frank", unterbrach er seinen Gedankengang und erzählte mir eine unbedeutende Anekdote, die von Judas handelte. Die kleine Erzählung wurde entzückend mit ausdrucksvollen stimmlichen Modulationen und noch ausdrucksvolleren Pausen vorgetragen . . .

„Das Ende vom Liede ist, daß du nicht schreiben willst?" sagte ich vor meiner Rückkehr nach London.

„Aber nein, Frank", sagte er, „daß ich unter diesen Verhältnissen nicht schreiben kann. Wenn ich genug Geld hätte, wenn ich von Paris fort könnte, — wenn ich meine gräßliche Wohnung vergessen, zum Winteraufenthalt nach der Riviera gehen und in irgendeinem Latinerdorfe am Meeresstrande mit dem blauen Meer zu meinen Füßen, mit dem blauen Himmel über mir und Gottes Sonne ringsumher ohne Geldsorgen leben könnte, würde ich mit derselben Selbstverständlichkeit schreiben, wie

der Vogel singt, weil ich glücklich wäre, — weil ich nicht anders könnte . . .

„Du schreibst Geschichten, die aus dem Kampf des Lebens entnommen sind; dir ist deine Umwelt gleichgültig. Ich bin ein Dichter und kann nur im Sonnenschein singen, wenn ich glücklich bin."

„Gut", sagte ich und klammerte mich an diese halbe Zusage. „Es ist wohl möglich, daß ich im Laufe der nächsten Monate über etwas Geld verfügen kann, und wenn es der Fall ist, so sollst du zum Winter nach dem Süden gehen und ohne Geldsorgen so leben, wie es dir gefällt. Wenn du nur in einem schönen, von Sonnenlicht durchfluteten Käfig singen kannst, weiß ich den richtigen Ort für dich."

Mit dieser etwas unbestimmten Vereinbarung trennten wir uns für einige Monate.

XXII

„EINE GROSSE ROMANTISCHE LEIDENSCHAFT“

Es gibt für den Schriftsteller kein schwierigeres Problem und keine peinlichere Aufgabe als die Entscheidung, wie weit er sich bei der Darstellung menschlicher Schwächen vorwagen darf. Wir alle stammen vom Tiere ab und können uns alle, ohne die Wissenschaft zu Hilfe zu nehmen, die Folgen einer hemmungslosen Befriedigung der eigenen Leidenschaften ohne jede Schwierigkeit vorstellen. Dennoch ist die Beobachtung, daß die Schwächen des Menschen gern zu beherrschenden Leidenschaften werden, sobald der Pflichtanker des festen Willens nicht mehr vorhanden ist, lehrreich und enthält viele Warnungen. Unsere gesamte Zivilisation ist mit dem Aufgebot unserer Kräfte künstlich erbaut; jedes hochgeartete Menschentum ist der Lohn dauernden Kampfes gegen angeborene Begierden.

Im Herbst des Jahres 1898 verkaufte ich die „Saturday Review“ an Lord Hardwicke und seine Freunde, und sobald der Kauf abgeschlossen war — ich glaube, es war im November —, telegraphierte ich Oscar, daß ich sehr bald in Paris eintreffen und bereit sein würde, mit ihm nach dem Süden zu fahren, wo er seine Erholungszeit verbringen sollte. Ich sandte ihm auch etwas Geld, um den Weg zu ebnen.

Einige Tage später fuhr ich hinüber und bat ihn telegraphisch von Calais aus, mit mir bei Durand zu speisen, und wenn meine Ankunft sich verspäten sollte, schon mit dem Essen zu beginnen.

Als wir nun auf das Essen warteten, sagte ich zu ihm:

„Ich möchte zwei bis drei Tage in Paris bleiben, um mir ein paar Bilder anzusehen. Kannst du am nächsten Donnerstag zur Abreise nach dem Süden bereit sein?“ Ich glaube, das besprachen wir an einem Montag.

„Am Donnerstag?“ wiederholte er. „Ich glaube wohl, Frank.“

„Hier hast du etwas Geld, wenn du dir noch irgend etwas kaufen willst“, sagte ich und reichte ihm einen Scheck, den ich

für eigene Rechnung ausgestellt und unterschrieben hatte, denn er wußte, wo er ihn einlösen konnte.

„Wie gut du bist, Frank, ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll. Du reist am Donnerstag ab", fügte er hinzu, als ob er sich das überlegte.

„Wenn du lieber noch ein bißchen warten möchtest, sage es nur, ich bin ganz damit einverstanden", gab ich zur Antwort.

„Nein, Frank, ich glaube, es wird sich Donnerstag machen lassen. Wir gehen also wirklich den ganzen Winter über nach dem Süden. Wie herrlich; wie prachtvoll es da sein wird."

Das Essen war festlich, und wir plauderten ohne Ende. Er sprach über ein paar moderne Franzosen und sehr ausführlich über Pierre Louys, den er als seinen Schüler hinstellte.

„Ich bin es gewesen, Frank, der ihn dazu bestimmt hat, seine ‚Aphrodite' in Prosa zu schreiben." Er sprach auch vom Grand Guignol-Theater.

„Das Grand Guignol-Theater ist das beste in ganz Paris. Es sieht aus wie eine Nonkonformistenkapelle, — ein scheunenartiger Raum mit einer Galerie im Hintergrunde und einer kleinen Holzbühne. Da kannst du die schlichten Tragödien des wirklichen Lebens sehen. Sie sind so häßlich und so reizvoll wie das Leben selbst. Das mußt du sehen, und wir wollen auch ins Antoine-Theater gehen. Du mußt Antoines neues Stück sehen; er leistet Vorzügliches."

Wir dehnten das Abendessen unvernünftig lange aus. Ich hatte viel aus London zu erzählen und viel aus Paris zu hören. Wir plauderten und tranken Kaffee bis ein Uhr, und als ich den Vorschlag machte, einen Nachtimbiß einzunehmen, fand diese Idee bei Oscar begeisterten Beifall.

„Ich habe oft mit dir von zwei bis neun Uhr Mittagbrot gegessen, Frank, nun werde ich mit dir von neun Uhr bis zum nächsten Morgenfrühstück Abendbrot essen."

„Was wollen wir trinken?" fragte ich.

„Bleiben wir bei demselben Champagner, Frank, wenn es dir recht ist", sagte er und zupfte sich am Unterkinn. „Kein anderer Wein ist so begeisternd wie dieser herbe Champagner mit der köstlichen Blume. Du warst der erste, der gesagt hat, daß meine Theaterstücke der Champagner der Literatur sind."

Es war drei Uhr geworden, als wir aufbrachen; ich war von der Reise ermüdet und schläfrig, und Oscar hatte vielleicht mehr

getrunken, als ihm gut war. Da ich wußte, wie verhaßt es ihm war, wenn er zu Fuß gehen mußte, ließ ich eine „voiture de cercle“ kommen und bat ihn, den Wagen zu benutzen, ich würde zu Fuß nach meinem Hotel gehen. Er dankte mir, schien aber noch zu zögern.

„Was denn nun?“ fragte ich, da ich mich nach meinem Bett sehnte.

„Ich möchte dir nur noch ein Wort sagen“, und er zog mich vom Wagen fort, an dem der „Chasseur“ mit der wollenen Decke wartete. Als er mich drei oder vier Schritte weiter geführt hatte, sagte er zögernd:

„Frank, könntest du . . . kannst du mir ein paar Pfund geben. Ich bin arg in Verlegenheit.“

Ich blickte ihn erstaunt an; denn ich hatte ihm doch zu Beginn des Abendessens einen Scheck gegeben, hatte er denn das vergessen? Oder wollte er vielleicht die hundert Pfund aus irgendeinem Grunde nicht angreifen? Plötzlich kam mir der Gedanke, daß er vielleicht nicht einmal genug hatte, um den Wagen zu bezahlen. So nahm ich einen Hundert-Francs-Schein heraus und gab ihm das Geld.

„Vielen, vielen Dank“, sagte er und steckte es in die Westentasche. „Es ist sehr gütig von dir.“

„Willst du dich morgen um ein Uhr zum Mittagessen einfinden?“ sagte ich, als ich ihm beim Einsteigen in den kleinen Brougham behilflich war.

„Ja, ja, natürlich“, rief er, und ich ging fort.

Am nächsten Tage beim Mittagessen schien er mir mit einer gewissen Verlegenheit entgegenzukommen.

„Ich möchte dich etwas fragen, Frank. Ich bin wirklich beschämt wegen der Sache am gestrigen Abend; wir haben mit ‚großem Verstand, doch zuviel gespeist‘*. Heute morgen habe ich entdeckt, daß du mir einen Scheck gegeben hast, und außerdem entdeckte ich in meiner Westentasche einen Hundert-Francs-Schein. Habe ich dich zum Schluß darum gebeten? ‚Angezapft‘, wie die Franzosen es nennen?“ fügte er hinzu und versuchte zu lachen.

---

* „We dined most wisely, if too well“. — Anspielung auf Shakespeares Othello, Akt V, Szene II, „who loved not wisely, but too well“.

Ich nickte.

„Wie schrecklich!“ rief er. „Wie schrecklich die Armut ist! Ich hatte vergessen, daß du mir einen Scheck gegeben hattest, und ich war so arg in Verlegenheit und in Angst, du könntest fortgehen, ohne mir etwas zu geben, daß ich dich darum gebeten habe. Ist die Armut nicht schrecklich?“

Ich nickte. Ich konnte kein Wort sprechen; die Tatsache war so vielsagend.

Die demütige Stimmung der Selbstverdammung hielt bei ihm nicht lange vor und saß nicht tief. Bald plauderte er ebenso lustig und heiter wie je.

Ehe wir auseinandergingen, sagte ich zu ihm:

„Du vergißt doch nicht, daß du am Donnerstag abend abreist?“

„Ach! wirklich!“ rief er zu meiner Verwunderung. Es ist ja schon sehr bald Donnerstag; ich weiß nicht, ob ich es ermöglichen kann, mitzufahren.“

„Was in aller Welt meinst du damit?“ fragte ich.

„Weißt du, um die Wahrheit zu sagen, ich habe Schulden zu bezahlen und nicht genug Geld.“

„Aber ich werde dir mehr geben“, rief ich, „wieviel brauchst du, um ins reine zu kommen?“

„Ich glaube noch einmal fünfzig, — das wird genügen. Du bist wirklich zu gut.“

„Ich werde sie dir morgen früh mitbringen.“

„Bitte in Scheinen und in französischem Geld, wenn es dir recht ist. Es fällt mir ein, daß ich es brauchen werde, um ein paar Kleinigkeiten gleich zu bezahlen, und die Zeit ist kurz.“

Ich dachte nicht weiter über die Angelegenheit nach. Am nächsten Tage beim Mittagessen gab ich ihm die Summe in französischem Papiergeld. Und an demselben Abend sagte ich zu ihm:

„Du weißt doch, daß wir morgen abend abreisen; hoffentlich bist du fertig? Ich habe Billette für den ‚Train de Luxe‘ besorgt.“

„Ach, es tut mir zu leid!“ rief er, „ich werde nicht fertig.“

„Was soll denn das nun?“ fragte ich.

„Nun, es handelt sich um Geld. Es sind noch ein paar Schulden hinzugekommen.“

„Weshalb bist du mir gegenüber nicht offen und sagst mir, wieviel du schuldig bist? Ich werde dir einen Scheck über das Ganze geben; denn ich möchte dich nicht im einzelnen mühselig danach

ausfragen. Nenne mir eine Summe, die dich von allen Verbindlichkeiten befreit, und ich gebe sie dir. Ich will, daß du ein ganz glückliches halbes Jahr verlebst, und wie kannst du das, wenn dir deine Schulden Sorgen machen?"

„Wie gütig du zu mir bist. Ist das wirklich dein Ernst?"

„Aber selbstverständlich."

„Wirklich?" sagte er.

„Gewiß", antwortete ich, „sag' mir, wieviel es ist."

„Ich denke, ich glaube . . . noch einmal fünfzig, wäre das wohl zuviel?"

„Ich werde sie dir morgen geben. Ist das auch ganz bestimmt genug?"

„Ach ja, Frank; aber laß uns erst Sonntag fahren. Der Sonntag ist ein so guter Reisetag, da ist's immer überall so langweilig, daß wir ihn ebensogut im Eisenbahnzuge verbringen können. Außerdem reist in Frankreich kein Mensch am Sonntag, da werden wir es uns ganz sicher in unserem Zuge bequem machen können. Geht's nicht Sonntag, Frank?"

„Natürlich geht's", erwiderte ich lachend, aber nach ein bis zwei Tagen war er wieder ganz verlegen und erzählte mir wieder, es handle sich um Geld. Und dann gestand er mir, er habe zuerst befürchtet, ich würde nicht seine gesamten Schulden bezahlen, wenn ich die ganze Summe gewußt hätte. Und so hielt er es für ratsam, sie mir nach und nach mitzuteilen, so daß er wenigstens mit Sicherheit auf etwas rechnen konnte. Dieses klägliche und beklagenswerte Geständnis wirkte um seinetwillen niederdrückend auf mich. Es bewies, daß er Übung in solchen kleinlichen Winkelzügen und allzuwenig Stolz besaß. Selbstverständlich wurde meine Bewunderung für seine Vorzüge dadurch nicht verringert und mein Entschluß nicht erschüttert, ihm alle Möglichkeiten zu bieten. Wenn er gerettet werden konnte, so war ich dazu entschlossen.

Wir trafen uns am Sonntag abend auf der „Gare de Lyon". Wie ich bemerkte, hatte er im Wartesaal gespeist, denn leere Flaschen in erstaunlich großer Zahl standen auf dem Tisch. Er schien furchtbar niedergedrückt zu sein.

„Ich habe mit jemand — mit einem Freunde gespeist, Frank", führte er als Erklärung an.

„Weshalb ist er nicht hiergeblieben? Ich hätte ihn gern kennen gelernt."

„Ach, du hättest dir nichts aus ihm gemacht, Frank", erwiderte er.

Ich setzte mich zu ihm und trank eine Tasse Kaffee, während wir auf den Zug warteten. Er war in die tiefste Schwermut versunken und sprach tatsächlich kaum ein Wort. Ich konnte mir das nicht erklären. Von Zeit zu Zeit seufzte er tief, und ich bemerkte, daß seine Augen rot waren, als ob er geweint hätte.

„Was ist dir?" fragte ich.

„Vielleicht werde ich's dir später erzählen. Es ist sehr schwer; Abschied nehmen — das ist wie sterben", und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Bald saßen wir im Zuge, der ins Dunkel hinausrollte. Ich war so froh gestimmt, wie ich es nur sein konnte in dem Gedanken, daß ich nun endlich von der journalistischen Tätigkeit befreit war und nach dem Süden fuhr, um mein Buch über Shakespeare zu schreiben, und daß Oscar auch arbeiten würde, wenn die Verhältnisse erfreulich waren. Aber ich konnte ihm kein Lächeln abgewinnen; er saß niedergeschlagen da und seufzte von Zeit zu Zeit wie verzweifelt.

„Was ist dir denn, um alles in der Welt?" rief ich. „Nun fährst du dem Sonnenschein, dem blauen Himmel und dem weinfarbenen Mittelländischen Meere zu und bist doch nicht zufrieden. In einem Hotel dicht bei einem kleinen sonnendurchglühten Tale, das bis zum Meer hinabführt, werden wir wohnen. Vom Hotel aus schreitest du über einen Teppich aus Fichtennadeln, und wenn du aufs freie Feld kommst, blühen Veilchen und Anemonen um deine Schritte, und du wirst den Duft von Rosmarin und Myrten einatmen. Aber anstatt vor Freude zu singen, läßt der Vogel die Flügel hängen und senkt den Kopf, als hätte er den ‚Pips'."

„Ach, nicht doch!" rief er, „nicht doch!" und er sah mich mit tränenerfüllten Augen an. „Du weißt nicht, Frank, was eine große romantische Leidenschaft ist."

„Das ist es, was dich quält?"

„Ja, eine große romantische Leidenschaft."

„Großer Gott!" sagte ich lachend, „wer hat dich denn zu dieser neuen Anbetung begeistert?"

„Du darfst dich nicht über mich lustig machen, sonst erzähle ich dir nichts; wenn du mir aber zuhörst, will ich versuchen, dir alles zu erzählen, denn ich glaube, du mußt es erfahren. Und außerdem

glaube ich, daß es meinen Schmerz mildert, wenn ich's erzähle. Komm also und höre zu.

„Entsinnst du dich, daß du mir einmal im Sommer aus Calais telegraphiert hast, dich im Restaurant Maire zu erwarten, um nachher ins Antoine-Theater zu gehen, und daß ich mich sehr verspätete? Du entsinnst dich doch, — an dem Abend speiste Rostand am Nebentisch. Nun also, an diesem Abend ist's geschehen. Ich fuhr pünktlich ins Restaurant und stieg gerade aus der Victoria, als ein kleiner Soldat vorüberging und unsere Blicke sich trafen. Mir stockte das Herz; er hatte große, dunkle Augen und ein köstliches Gesicht von olivenfarbenem Kolorit — eine Florentiner Bronze, Frank, von Meisterhand geschaffen. Er sah aus wie Napoleon, als er Konsul wurde, — nur weniger herrisch und viel schöner . . .

„Wie hypnotisiert stieg ich aus und folgte ihm wie im Traum den Boulevard hinunter. Ich entsinne mich, daß der ‚cocher' mir nachlief, und daß ich ihm ein Fünf-Francs-Stück gab und ihm winkte zu gehen. Denn ich hatte keine Ahnung, was ich ihm schuldig war; ich wollte nur seine Stimme nicht hören, sie hätte den Zauber brechen können. Stumm folgte ich meinem Schicksal. Nach kurzer Zeit holte ich den jungen Mann ein und forderte ihn auf, ein Glas mit mir zu trinken. Und in seiner wunderlichen französischen Art antwortete er mir:

„‚Ce n'est pas de refus!' (Da kann ich nicht nein sagen.)

„Wir gingen in ein Kaffeehaus, ich bestellte etwas — ich habe vergessen, was es war —, und dann fingen wir an zu plaudern. Ich sagte ihm, daß mir sein Gesicht gefiele; ich hätte einmal einen Freund gehabt, der ihm ähnlich sah. Nun wollte ich alles über sein Leben wissen. Ich hatte Eile, um meine Verabredung mit dir einzuhalten, aber vorher mußte ich mit ihm Freundschaft schließen. Er erzählte mir zuerst alles über seine Mutter, ja, Frank, über seine Mutter." Hier mußte Oscar wider Willen lächeln.

„Aber schließlich brachte ich in Erfahrung, daß er jeden Donnerstag frei war und sich dann sehr freuen würde, mich zu sehen, obwohl er nicht wußte, weshalb ich an ihm Gefallen finden könnte. Ich hörte heraus, daß ein Zweirad sein sehnlichster Wunsch auf der Welt war; er sprach da von vernickelter Lenkstange und Ketten, — und endlich sagte ich ihm, daß sich das wohl machen ließe. Er war mir sehr dankbar, wir verabredeten noch ein

Zusammensein am nächsten Donnerstag, und ich ging schleunigst, um mit dir zu speisen."

„Du meine Güte!" rief ich lachend, „ein Soldat, ein vernickeltes Zweirad und eine große romantische Leidenschaft!"

„Wenn ich von einer Brosche, einer Halskette oder irgendeinem anderen Schmuckstück gesprochen hätte, das zehnmal soviel kostete, so würdest du es ganz natürlich finden."

„Gewiß", gab ich zu, „aber ich glaube nicht, daß ich die Halskette gleich am ersten Abend angebracht hätte, wenn an der Sache etwas Romantisches war, und das vernickelte Zweirad kommt mir unwiderstehlich komisch vor."

„Frank", rief er vorwurfsvoll, „ich kann nicht mit dir reden, wenn du lachst; mir ist es ganz ernst. Ich glaube nicht, daß du weißt, was eine große romantische Leidenschaft ist; ich werde dich davon überzeugen, daß du nicht weißt, was das bedeutet."

„Nur zu", erwiderte ich, „ich bin ja hier, um mich überzeugen zu lassen. Aber ich glaube, du wirst mich nicht lehren können, daß es überhaupt etwas Romantisches gibt, wenn es sich nicht um das andere Geschlecht handelt."

„Sprich mir nicht von dem anderen Geschlecht", rief er, und seine Stimme und Gebärde drückten Widerwillen aus. „Vor allem ist vom Schönheitsstandpunkt aus ein Knabe nicht mit einem Mädchen zu vergleichen. Denk' nur an die ungeheuerlichen, dicken Hüften, die jeder Bildhauer mildern und leichter formen muß, und an die großen, schwer-hängenden Brüste, die der Künstler klein, rund und fest nachbilden muß, und stell' dir dann die köstlichen schlanken Linien eines Knabenkörpers vor. Kein Mensch, der die Schönheit liebt, kann einen Augenblick im Zweifel sein. Das wußten die Griechen; sie hatten Verständnis für plastische Schönheit und sahen ein, daß es da keinen Vergleich gibt."

„Das darfst du nicht sagen", erwiderte ich. „Du gehst zu weit. Die Venus von Milo, ist, rein als Schönheit betrachtet, so vollendet wie irgendeine Apollogestalt; die milden, weichen Rundungen sagen mir mehr als deine hageren Linien."

„Das kann wohl sein, Frank", gab er zurück, „aber du mußt einsehen, daß der Knabe sehr viel schöner ist. Dein Geschlechtstrieb, dein sündiger Geschlechtstrieb ist es, der dich hindert, die höhere Schönheitsform zu verehren. Eine hohe Gestalt und lange

Glieder verleihen Vornehmheit, und Schlankheit verleiht Anmut. Die Frauen sind gedrungen gebaut! Du mußt zugeben, daß der Knabenkörper schöner und der Eindruck, den er erweckt, viel edler und geistiger ist."

„Eins ist so gut wie das andere", grollte ich. „Dein Bildhauer weiß, daß es genau so schwer ist, einen idealen Knabenkörper wie einen idealen Mädchenkörper zu finden. Und wenn er an dem allervollendetsten Mädchenkörper etwas modeln muß, so muß er das auch bei dem allervollendetsten Knabenkörper tun. Wenn er die Brüste und Hüften des Mädchens verfeinert, so muß er auch die Rippen des Knaben abrunden und die großen, spitzen Kniescheiben und die unschönen, breiten Knöchel mildern. Aber bitte, sprich weiter. Deine Sophisterei macht mir Spaß, und deine romantische Leidenschaft interessiert mich, obwohl du bis jetzt noch nicht zur Romantik gekommen bist, geschweige denn zur Leidenschaft."

„Ach, Frank", rief er, „die Geschichte ist ganz romantisch, jedes Zusammensein wurde mir zum Erlebnis. Du hast ja keine Ahnung, wie klug er ist; jedesmal, wenn wir einen Abend zusammen verbrachten, zeigte er sich von einer anderen Seite. Er war gereifter und entwickelter. Ich lieh ihm Bücher, die er las, und sein Geist entfaltete sich wie eine Blume von Woche zu Woche, bis er nach kurzer Zeit, nach ein paar Monaten, ein vorzüglicher Gefährte und Schüler war. Kein Mädchen reift so schnell, Frank, sie haben keinen Geist, und ihre ganze Klugheit verwenden sie für elende Eitelkeiten und persönliche Eifersüchteleien. Mit ihnen ist eine geistige Kameradschaft unmöglich. Sie wollen von Kleidern und nicht von Ideen sprechen, sie wollen darüber reden, wie die Leute aussehen, und nicht, was sie sind. Wie kann es die Blume der Romantik ohne Verbrüderung der Seelen geben?"

„Ich finde eine Verschwisterung der Seelen bei weitem schöner", sagte ich, „aber sprich weiter."

„Ich werde dich überzeugen", erklärte er, „ich muß das fertigbringen, denn alle Vernunft ist auf meiner Seite. Ich möchte dir ein Beispiel erzählen. Selbstverständlich erhielt mein Knabe sein Zweirad; er pflegte es zu benutzen, wenn er zu mir kam, und fuhr auch nach der Kaserne hin und zurück. Als du im September nach Paris kamst, ludest du mich eines Abends zum Essen ein, — gerade an einem Donnerstagabend, als er mich besuchen sollte.

Ich sagte ihm, daß ich ausgehen müßte, um mit dir zu speisen, und er machte keine Einwendungen. Er freute sich, als er hörte, daß ich mit einem englischen Redakteur befreundet war und daß ich mit jemand über London und meine früheren Bekannten plaudern konnte. Hätte es sich um eine Frau gehandelt, die ich liebte, so hätte ich sie belügen müssen, denn sie wäre auf meine Vergangenheit eifersüchtig gewesen. Ihm sagte ich die Wahrheit, und als ich von dir sprach, zeigte er großes Interesse und wurde ganz aufgeregt, und schließlich trug er mir einen Wunsch vor. Er wollte wissen, ob er hinkommen, sein Zweirad draußen stehen lassen und ins Fenster des Restaurants gucken dürfte, nur um uns bei Tisch zu sehen. Ich sagte ihm, daß möglicherweise auch Frauen eingeladen wären. Er aber erwiderte, daß er mich so gern im Gesellschaftsanzug mit Herren und Damen plaudern sehen würde.

„Und er blieb dabei: ‚Ob er hinkommen dürfte?'

„Selbstverständlich sagte ich ja, und er kam hin, aber ich habe ihn gar nicht gesehen.

„Und als wir das nächste Mal zusammenkamen, erzählte er mir die ganze Geschichte; daß er dich nach meiner Beschreibung herausgefunden, daß er Henri Bauer an der Ähnlichkeit mit dem älteren Dumas erkannt hatte, und daß er von allem ganz entzückt gewesen war.

„Glaubst du, Frank, daß irgendein Mädchen hingekommen wäre, um zuzusehen, wie du es dir mit anderen Leuten schmecken läßt, daß ein Mädchen durchs Fenster gestarrt und sich gefreut hätte, wenn du dich im Restaurant mit anderen Männern und Frauen amüsierst? Du weißt, daß kein Mädchen auf Erden einer so selbstlosen Hingebung fähig ist. Ich sage dir, es gibt keinen Vergleich zwischen dem Knaben und dem Mädchen. Und ich wiederhole noch einmal mit voller Überlegung, du weißt nicht, was eine große romantische Leidenschaft oder die edle Selbstlosigkeit wahrer Liebe ist."

„Du hast das mit außerordentlicher Geschicklichkeit zum Ausdruck gebracht", sagte ich, „was ich dir natürlich auch zugetraut habe. Ich glaube, ich kann den Reiz einer solchen Kameradschaft begreifen, aber nur vom Standpunkt des jungen Mannes, nicht von deinem Standpunkt aus. Ich kann begreifen, daß du ihm einen neuen Himmel und eine neue Erde erschlossen hast, — was

aber hat er dir gegeben? Nichts. Andererseits hätte jedes feinbegabte Mädchen dir etwas gegeben. Hättest du wirklich ihr Herz bewegt, so würdest du bei ihr eine gewisse instinktmäßige Zärtlichkeit, irgendeinen Beweis selbstloser, zarter Hingebung bemerkt haben, so daß dir im Gefühl deiner Minderwertigkeit die Augen übergegangen wären.

„Letzten Endes ist es der Kernpunkt der Liebe, der edelste Sinn jener Kameradschaft, von der du sprichst — der Verschwisterung der Seelen —, daß dieses andere Wesen auch dich anregt, auch dir neue Horizonte erschließt und neue Möglichkeiten entschleiert. Wie konnte denn dein Soldatenjüngling dich auf irgendeine Weise fördern? Er bot dir keine neuen Ideen und Gefühle und konnte dir keine neuen Gedanken offenbaren. In einem solchen Verhältnis kann ich keine Romantik, keine seelische Entfaltung entdecken. Aber das Mädchen ist in jeder Weise anders geartet als der Mann. Du hast von ihr ebensoviel zu lernen, wie sie von dir, und keines von euch kann auf irgendeine andere Weise zur idealen Entfaltung gelangen. Ihr seid die beiden Hälften der Menschheit, — die gegenseitige Ergänzung, und ihr braucht einander."

„Du hast das sehr schlau zum Ausdruck gebracht, Frank, was ich auch — um dir dein Kompliment zurückzugeben — von dir nicht anders erwartet habe. Aber du mußt zugeben, daß du jedenfalls bei dem Knaben keine Eifersucht, keine kleinlichen Neidgefühle, keine törichten Nichtigkeiten findest. Das ist's ja eben, Frank, mancher Mensch kann die ‚Katzen' nicht leiden. Ich habe Gründe für meine Abneigung, die für mich entscheidend sind."

„Der Knabe, der um ein Zweirad bittet, ist wohl schwerlich von kleinlichen Neidgefühlen frei", erwiderte ich. „Nun hast du von Romantik und Kameradschaft gesprochen", fuhr ich fort, „aber kannst du wirklich Leidenschaft empfinden?"

„Was für eine törichte Frage, Frank! Entsinnst du dich, was, wie er sagt, Sokrates empfand, als die Chlamys auseinandergeweht wurde und Charmides' Glieder enthüllte? Entsinnst du dich nicht, wie das Blut in seinen Adern klopfte und daß er vor Verlangen mit Blindheit geschlagen war, eine Szene, die dämonischer wirkt als Sapphos leidenschaftliche Liebeslieder?

„Keine andere Leidenschaft kann mit dieser verglichen werden. Die Leidenschaft der Frau ist erniedrigend. Sie verlockt dich unablässig. Sie braucht deine Begierde zur Befriedigung ihrer

Eitelkeit mehr als irgend etwas anderes, und ihre Eitelkeit ist unersättlich, wenn ihre Begierde weniger stark ist. Und so verlockt sie dich unablässig bis zum Übermaß und schilt dich dann um deines körperlichen Überdrusses und Ekels willen, die sie selbst hervorgerufen hat. Bei einem Knaben ist keine Eitelkeit und keine Eifersucht im Spiel, daher gibt es keine Lockungen und zehnmal weniger Gemeinheit. Folglich bleibt das Verlangen stets rege und stark. Ach, glaube mir, Frank, du weißt nicht, was eine große romantische Leidenschaft ist."

„Was du sagst, beweist nur, wie wenig du die Frauen kennst", erwiderte ich. „Wenn du das alles dem Mädchen auseinandersetztest, das dich liebt, würde sie es sofort einsehen, und ihre Zärtlichkeit würde mit ihrer Selbstverleugnung größer werden. Wir alle werden größer, wenn wir schenken. Eine Frau hat mehr Sinn für Liebkosungen und Freundlichkeiten, weil sie eben mehr Zärtlichkeit empfindet und innigerer Hingebung fähig ist."

„Frank, du weißt nicht, worüber du sprichst", gab er zurück. „Du wiederholst die alten beglaubigten Gemeinplätze. Der Junge begleitete mich heute abend zum Bahnhof und wußte, daß ich sechs Monate fortbleiben würde. Sein Herz war schwer wie Blei; er konnte den Tränen nicht gebieten, die unablässig seine Augen füllten, und doch bemühte er sich um meinetwillen, heiter und fröhlich zu sein. Er wollte mir zeigen, wie er sich freute, daß ich eine glückliche Zeit verleben sollte, wie dankbar er für alles war, was ich ihm angetan, und für das neue geistige Leben, das ich in ihm wachgerufen hatte. Er tat sein möglichstes, um meine Stimmung zu heben. Ich weinte, er aber unterdrückte seine Tränen. ‚Sechs Monate gehen schnell vorüber', sagte er, ‚und vielleicht kommst du zu mir zurück, und dann kann ich wieder froh werden.' Inzwischen wird er mir gewiß reizende Briefe schreiben.

„Würde irgendein Mädchen so Abschied nehmen? Nein; sie wäre eifersüchtig und neidisch, sie würde wissen wollen, weshalb du dir im Süden die Zeit vertreibst, während sie dazu verurteilt ist, im regnerischen, kalten Norden zu leben. Würde sie dich etwa bitten, ihr von allen schönen Mädchen zu erzählen, die du kennen gelernt hast, ob sie lieb und fröhlich waren, — wie der Knabe mich gebeten hat, ihm von allen interessanten Leuten zu erzählen, die ich kennen lernen werde, damit auch er sich für sie interessieren kann? Ein Mädchen wäre an seiner Stelle vor Neid, vor Bosheit

und Eifersucht vergangen. Ich wiederhole es noch einmal. Du weißt nicht, was eine edle, romantische Leidenschaft ist."

„Deine Argumente sind unlogisch", rief ich, „ein Mädchen ist eifersüchtig, weil sie sich restloser hingegeben hat: ihre Ausschließlichkeit ist die Kehrseite ihrer Anhänglichkeit und ihrer zärtlichen Liebe. Sie will alles für dich tun, sie will bei dir sein und dir in jeder Weise zur Seite stehen. Und wenn du erkrankst, verarmst oder in Gefahr kommst, würdest du sehen, wie viel mehr sie dir zu bieten hat als dein Soldat mit seinen roten Hosen."

„Das ist nur eine plumpe Anzüglichkeit, Frank, aber kein Argument."

„Ein ebenso gutes Argument wie deine ‚Katzen'", erwiderte ich. „Über deinen kleinen Soldatenjüngling mit seinem vernickelten Zweirad kann ich nur grinsen." Und ich grinste wirklich.

„Du benimmst dich unverzeihlich", rief er, „unverzeihlich, und in deinem Herzen weißt du, daß die ganze Wucht der Argumente für mich spricht. In deinem Herzen mußt du es wissen. Wodurch wird die Leidenschaft genährt, Frank? Durch die Schönheit, durch die Schönheit allein und allezeit, und bei der Formenschönheit und Lebenskraft gibt es keinen Vergleich. Wenn du die Schönheit so innig liebtest wie ich, würdest du ebenso empfinden wie ich. Die Schönheit ist es, die mir Freude beschert, die mich berauscht wie Wein, die mich vor unersättlicher Begierde mit Blindheit schlägt . . ."

XXIII

SEIN URTEIL ÜBER SCHRIFTSTELLER UND FRAUEN

Er war ein unvergleichlicher Gefährte, restlos liebenswürdig und doch lebensvoll und eifrig wie ein Kind. Er war stets angeregt und anregend. In Avignon wurden wir wach und stiegen im Pyjama und Überzieher aus, um uns die Füße ein bißchen zu vertreten und uns auf dem Bahnsteig im perlgrauen Lichte der frühen Morgenstunde eine Tasse Kaffee geben zu lassen. Und als wir Kaffee getrunken und eine Zigarette geraucht hatten, führte er mich auf die andere Seite des Bahnsteigs, damit wir einen Blick auf die Stadtmauer werfen konnten, die zwar furchtbar schlecht erneuert ist, aber, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, dennoch den Beschauer um fünfhundert Jahre — in das Zeitalter des Rittertums — zurückversetzt.

„Wie gern wäre ich ein Troubadour oder ‚trouvère' gewesen, Frank; es war mein eigentliches ‚Metier', von einem Schloß zum anderen zu ziehen, Liebeslieder zu singen und romantische Geschichten zu erzählen, um den vornehmen Leuten die Langeweile zu vertreiben. Denk' nur, welchen Empfang sie mir bereitet hätten, wenn ich neuen Frohsinn, neue Gedanken und neue Leidenschaften in die Einsamkeit ihrer Burgen gebracht hätte, — ein bißchen Klatsch und Lästerung als Luftzug aus der Außenwelt, um den unerträglichen Stumpfsinn des Mittelalters angenehm zu unterbrechen. Am Hofe zu Aix würde ich geblieben sein: ich glaube, da hätten sie mich mit Blumenketten festgebunden, und mein Ruhm wäre über die sonnigen Weinberge und die grauen Olivenhügel der Provence gedrungen."

Als wir dann wieder in den Zug stiegen, bemerkte er:

„Die nächste Station ist Marseille, nicht wahr, Frank? Seit nahezu dreitausend Jahren steht diese große historische Stadt. Wenn man sich damit vergleicht, hat man wirklich das Gefühl, ein Barbar zu sein, und doch weiß ich nichts weiter von Marseille,

als daß es wegen seiner ‚bouillabaisse*' berühmt ist. Was meinst du dazu, wenn wir dableiben und uns ein bißchen geben lassen?"

„‚Bouillabaisse' ist keine besondere Spezialität von Marseille und von der ‚Rue Canebière'", erwiderte ich. „Die kannst du hier an der ganzen Küste bekommen. Dazu braucht man nur eins, und zwar den ‚rascasse', einen Fisch, der zwischen den Klippen gefangen wird. An unserem Ziel wirst du ganz vorzügliche Bouillabaisse zum Mittagessen bekommen."

„Welches ist denn unser Ziel? Das hast du mir noch gar nicht gesagt."

„Darüber hast du zu bestimmen", antwortete ich. „Wenn du dich nach vollkommener Ruhe sehnst, so gibt es zwei Orte im Esterel-Gebirge: Agay und La Napoule. Agay liegt mitten in den Bergen. Da würdest du unbedingt allein sein, es sei denn, daß sich gelegentlich ein französischer Maler dort einfindet. Und La Napoule liegt acht bis zehn Meilen von Cannes entfernt, so daß die Stadt mit ihren Zerstreuungen für dich erreichbar ist. Es gibt auch noch einen dritten Ort, an den ich gedacht hatte, der ist stiller als beide und liegt in den Bergen hinter Nizza."

„Nizza, — das klingt wundervoll, Frank, aber da würde ich zu viele Engländer treffen, die mich kennen, und die sind furchtbar ungeschliffen. Ich denke, wir wählen lieber La Napoule."

So stiegen wir denn gegen zehn Uhr in La Napoule aus und ließen uns in dem kleinen Hotel nieder, wo wir zur großen Freude des Wirtes drei der besten Zimmer im zweiten und zugleich höchsten Stockwerk mieteten. Um zwölf Uhr frühstückten wir im Freien unter einem großen Sonnenschirm und genossen die Aussicht aufs Meer. Ich hatte den Wirt aufgefordert, uns seine ganze Kunst zu zeigen, und so brachte er uns ein gebackenes Gericht kleiner roter Seebarben, die uns darüber belehrten, wie nüchtern unsere Weißfische schmecken. Dann gab es ein einfaches Beefsteak „aux pommes", ein Stückchen Käse und einen Eierkuchen. Und wir waren beide ganz einig, daß wir ganz vorzüglich gefrühstückt hatten. Der Kaffee ließ zwar ziemlich viel zu wünschen übrig, und die Weinliste hatte keinen trinkbaren Champagner

* „Bouillabaisse" ist eine Art Fischsuppe, die besonders in der Provence gegessen wird.

aufzuweisen. Aber diesen beiden Mängeln konnte am nächsten Tage abgeholfen werden, was denn auch geschah.

Wir benutzten die Nachmittags- und Abendstunden, um zwischen der Meeresküste und den Fichtenhügeln umherzustreifen. Am nächsten Morgen machte ich mich ein bißchen an die Arbeit, aber am Nachmittag blieb mir Zeit, um zu wandern und alles gründlich zu erforschen. Auf einer meiner ersten Fußtouren entdeckte ich ein Kloster, das fünfhundert Fuß über dem Meer zwischen den Hügeln lag und von einem italienischen Mönch, dem jetzigen Prior, erbaut worden war. Ich machte Père Vergiles* Bekanntschaft und plauderte lange mit ihm. Er war weise und energisch zugleich und hatte ein gewinnendes, mildes Wesen. Wenn er als Kind aus seinem kleinen Fischerdorf nach Neuyork oder Paris gekommen wäre, hätte er es sicherlich zu Macht und Ehren gebracht. Eines Nachmittags nahm ich Oscar mit, um ihn zu besuchen; wir brauchten von unserem Hotel bis zum Kloster nur dreiviertel Stunde gemächlich zu gehen; aber Oscar brummte über den „unangenehmen" Weg, der ihm meilenweit erschien, und fand außerdem, daß die Straße holprig und die Sonne glühend war. Aber in Wirklichkeit war er über die Maßen träge. Dennoch bestrickte er den Italiener durch sein liebenswürdiges Wesen und seine lebendige Rede. Und sobald der Abbé mit mir allein war, erkundigte er sich nach Oscar und sagte:

„Er muß ein vornehmer Mann sein, er trägt das Gepräge eines vornehmen Mannes und muß bei Hofe gelebt haben: denn er besitzt die bezaubernde, anmutige, lächelnde Liebenswürdigkeit der vornehmen Leute."

„Ja", nickte ich geheimnisvoll, „ein vornehmer Mann — incognito."

Der Abbé forderte uns auf, zum Abendessen zu bleiben, und gab uns seine ältesten Weine und einen besonderen Likör zu kosten, den er selbst herstellte. Dabei erzählte er uns, daß er das Kloster ohne Geld erbaut hatte, und als wir unserer Verwunderung lauten Ausdruck gaben, wies er uns sanft zurecht:

„Alles Große wird durch den Glauben erbaut, und nicht mit dem Gelde; ist's da verwunderlich, daß dieses kleine Bauwerk auf jener ewigen Grundlage sicher steht?"

---

* Er lebte bis zum November 1910.

Als wir das Kloster verließen, war es bereits Nacht, und der Mond zeichnete die Blätter der Bäume als phantastische Schattenbilder auf den Pfad, während wir durch die Waldallee zur Meeresküste hinabstiegen.

Da sagte Oscar zu mir: „Frank, entsinnst du dich der Virgilschen Worte: ‚per amica silentia lunae?' — Ich finde sie immer so unbeschreiblich schön; der zauberhafteste Ausdruck, der jemals für den Mond gefunden worden ist, abgesehen von Brownings Worten in dem Gedicht, in dem er ‚sogar Keats' erwähnt. Ich liebe diese Formel ‚amica silentia'. Was für eine schöne Wesensart dem Manne eigen war, der ‚des Mondes freundwilliges Schweigen' empfinden konnte!"

Als wir den Fuß des Hügels erreicht hatten, erklärte Oscar, daß er müde war.

„Nach einer Meile bist du müde?" fragte ich ihn.

„Ja, todmüde und ganz erschöpft", sagte er und lachte über seine eigene Trägheit.

„Wollen wir uns ein Boot nehmen und über die Bucht rudern?"

„Wie herrlich! Gewiß, das wollen wir machen." Und so gingen wir zur Landungsstelle hinab. Ich hatte das Meer noch nie so still gesehen. Die Bucht war zur Hälfte vom Berge verhangen und undurchsichtig wie matter Stahl. Und etwas weiter draußen sah das Wasser wie ein purpurfarbenes Wappenschild aus, das mit schimmerndem Silber verziert ist. Wir riefen einen Fischer herbei, setzten ihm unsere Wünsche auseinander und stiegen ins Boot. Zu meiner Überraschung fing Oscar an, den Fischerknaben beim Namen zu nennen; offenbar war er sehr gut bekannt mit ihm. Sobald wir landeten, ging ich vom Boot zum Hotel hinauf und ließ Oscar mit dem Knaben allein ...

In vierzehn Tagen lernte ich Oscars Wesen, wie es sich damals zeigte, ziemlich gründlich kennen: er war im höchsten Grade schlaff und recht froh, wenn er die Zeit in stundenlangen Gesprächen mit den Fischerjungen hinbringen konnte. Oder er nahm sich einen kleinen Wagen und fuhr nach Cannes, um sich in irgendeinem Kaffeehaus an der Landstraße zu vergnügen.

Er war nie gern spazieren gegangen, während ich täglich meilenweit wanderte. Auf diese Weise verbrachten wir nur einen, im Höchstfalle zwei Nachmittage in der Woche zusammen und sahen uns so wenig, daß unsere Gespräche fast immer eine gewisse

Bedeutung hatten. Wiederholentlich wurden zeitgenössische Namen erwähnt, und zum erstenmal fiel es mir geradezu auf, daß er in der Tat fast über jeden einzelnen geringschätzig dachte und über viele, mit denen er angeblich befreundet war, eine scharfe Bemerkung zu machen hatte. So sprachen wir eines Tages von Ricketts und Shannon, und ich sagte, daß Ricketts sich einen großen Namen gemacht haben würde, wenn er in Paris gelebt hätte: denn ich fand viele seiner Ideen ungewöhnlich, und seine Geistesart war eigenartig französisch, ja sogar „mordante". Aber Oscar liebte es nicht, wenn irgend jemand gerühmt wurde.

„Kennst du die Bezeichnung, die ich für die beiden gefunden habe, Frank? Mir gefällt sie: ich nenne sie ‚Hitzige Temperatur und Temperament' (Temper and Temperament)."

War Oscar durch die Zuchthausstrafe ein bißchen hämisch geworden, oder konnte er der Versuchung des witzigen Wortspiels nicht widerstehen?"

„Was hältst du von Arthur Symons?" fragte ich ihn.

„Ach, Frank, schon vor langer Zeit habe ich von ihm gesagt: er ist das traurige Exemplar einer selbstsüchtigen Person ohne Persönlichkeit."

„Und was hältst du von deinem Landsmann George Moore? Der ist doch recht populär", fuhr ich fort.

„Populär — Frank, das will doch nichts besagen. George Moore hat seinen ganzen Bildungsgang vor den Augen der Öffentlichkeit durchgemacht. Er hatte zwei oder drei Bücher geschrieben, ehe er ausfindig machte, daß es etwas gibt, was man englische Grammatik nennt. Dann kündigte er sofort seine Entdeckung an und errang auf diese Weise die Bewunderung der Ungebildeten. Nach ein paar Jahren entdeckte er, daß die schriftstellerische Ausdrucksform etwas Architektonisches an sich habe, daß die Sätze zu einem Abschnitt — und die Abschnitte zu Kapiteln zusammengefügt werden mußten, usw. Selbstverständlich posaunte er auch diese Offenbarung von den Dächern in die Welt hinein und errang dadurch die Bewunderung der Journalisten, die während ihres ganzen Lebens Bruchsteinhäufchen zusammengetragen hatten, ohne es zu wissen. Ich fürchte sehr, Frank, daß er trotz all seiner Bemühungen sterben wird, ehe er die Stufe erreicht, wo der Schriftsteller erst anfängt. Es ist schade, weil er unstreitig ein Fünkchen echtes Talent hat. Von Symons unterscheidet er sich

dadurch, daß er eine Persönlichkeit besitzt, aber seine Persönlichkeit hat fünf Sinne und keine Seele."

„Und wie steht's mit Bernard Shaw?" forschte ich weiter, „letzten Endes wird er doch wohl mitzählen?"

„Ja, Frank, der Mann hat wirklich Begabung, aber eine trockene Geistesart. Seine humoristischen Lichtstrahlen wirken wie die Wintersonne auf einer kahlen, starren Landschaft. Er hat keine Leidenschaftlichkeit, kein Gefühl, und wie kann man Künstler sein, ohne leidenschaftlich zu fühlen? Er glaubt an nichts und liebt nichts, nicht einmal Bernard Shaw, und im Grunde genommen wundere ich mich wirklich nicht über seine Gleichgültigkeit." Und er lachte mutwillig.

„Und Wells?" fragte ich.

„Ein Jules Verne in wissenschaftlicher Ausgabe", erwiderte er achselzuckend.

„Hast du überhaupt an Hardy Gefallen gefunden?" fragte ich weiter.

„Nicht sonderlich. Bei ihm hat's gerade dazu gereicht, um ausfindig zu machen, daß die Frau ein paar Beine unter dem Rock hat, und diese Entdeckung hat sein Leben fast zugrunde gerichtet. Ich glaube, in seinen Mußestunden schreibt er Gedichte, und ich fürchte, es wird ein Stück Arbeit sein, sie zu lesen. Er versteht nichts von der Liebe und hält die Leidenschaft für eine Kinderkrankheit, wie z. B. die Masern — ein armseliger, unglücklicher Geist!"

„Deine Schilderung würde auf Mrs. Humphry Ward zutreffen", meinte ich.

„Gott behüte, Frank!" rief er mit so gut gespieltem Entsetzen, daß ich lachen mußte. „Letzten Endes ist Hardy doch ein Schriftsteller und ein bedeutender Landschaftsmaler.

„Ich weiß nicht, woher es kommt", fuhr er fort, „aber wenn ich von englischen Berühmtheiten spreche, werde ich immer zum Heiratsvermittler. Gar zu gern hätte ich Mrs. Humphry Ward als errötendes achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen mit Swinburne bekannt gemacht, der sie gewiß mit einem wilden Kuß in den Hals gebissen hätte. Dann wäre sie davongelaufen und hätte ihn bei Gericht angezeigt, oder aber schweigend Qualen erduldet, — halb aus Lust und halb aus Scham!

„Und wenn man nur Thomas Hardy mit Victoria Croß verheiraten könnte, würde er vielleicht ein Quentchen wahre Leidenschaft

bekommen haben, um seinen kleinen gezierten Almanach-Damenbildern etwas Leben einzuhauchen. Ich glaube, daß sehr viele Schriftsteller auf diese Weise gerettet werden könnten, aber da blieben immer noch die Leute vom Schlage Corelli und Hall Caine übrig; mit ihnen läßt sich nichts anderes anfangen, als sie Rücken an Rücken zusammenzubinden — was ihnen nicht einmal besondere Pein bereiten würde — und sie in den Fluß zu werfen, um eine moderne ‚noyade' zu veranstalten*: ich glaube, die Themse bei Barking wäre zu diesem Zweck ganz geeignet . . ."

„Wo gehst du eigentlich nachmittags immer hin?" fragte ich ihn gelegentlich einmal.

„Nach Cannes, Frank, da setze ich mich in ein Kaffeehaus und schaue übers Meer nach Capri, wo Tiberius wie eine lauernde Spinne zu sitzen pflegte. Und dann bilde ich mir ein, daß ich ein Verbannter, das Opfer einer seiner unergründlichen Verdächtigungen bin. Oder ich versetze mich nach Rom und schaue den Leuten zu, die bei den ‚Floralien' mit nacktem Körper, aber vergoldeten Lippen, durch die Straßen tanzten. Ich nehme das Nachtmahl mit dem ‚arbiter elegantiarum' ein und" — er zupfte sich am Unterkinn —„dann kehre ich nach La Napoule zurück, Frank, — zu dem schlichten Leben und dem Reiz der geruhigen Freundschaft."

Immer deutlicher erkannte ich, daß die Anstrengung und ausdauernde Arbeit der literarischen Betätigung ganz und gar über seine Kräfte ging. Jetzt glich Oscar Wilde einem jener genialen Männer, die nur das mündliche Wort beherrschen, die halb Künstler und halb Träumer sind, — von denen Balzac verächtlich sagt, daß sie ihr Leben damit vergeuden, „zu reden, um sich reden zu hören". Sie sind wohl imstande, feine Gedanken zu ersinnen und gelegentlich feine Worte zu prägen, aber nicht imstande, die schwere Mühe der Ausarbeitung zu leisten, — entzückende Gefährten, deren Schicksal es am Ende doch ist, in Not und Armut zu geraten.

Unablässiges Schaffen ist die erste Bedingung der Kunst, wie es die erste Bedingung zum Leben ist.

---

* Während der Schreckensherrschaft wurden in Nantes Tausende von Menschen auf diese Weise ums Leben gebracht.

Eines Tages fragte ich ihn, ob er sich der schrecklichen Bemerkung über die sogenannten „Kunst-Eunuchen" in Balzacs Roman „La Cousine Bette" entsinnen könnte.

„Gewiß, Frank", erwiderte er, „aber Balzac war vermutlich auf den Künstler des mündlichen Wortes neidisch. Auf jeden Fall dürften wir, die wir das Wort in dieser Form meistern, nicht von den Leuten verurteilt werden, denen unsere Begabung zugute kommt. Es sollte der Nachwelt überlassen bleiben, uns zu tadeln. Aber bei alledem habe ich doch auch ziemlich viel geschrieben. Besinnst du dich darauf, wie Brownings Sarto sich selbst verteidigt:

‚Mag doch ein beßrer Erbe
Zweihundert meiner Bilder malen, — laßt's ihn versuchen'."

Oscar hatte kein Verständnis dafür, daß Balzac — nach Théophile Gautiers Anschauung einer der größten Künstler des gesprochenen Wortes, die je gelebt haben — die Versuchung verurteilte, der er selbst zweifellos allzuoft unterlegen war. Zu meiner Überraschung las Oscar nun auch nicht mehr viel; er hatte kein Verlangen, neue Gedanken zu hören, und widersetzte sich gewissermaßen jedem neuen geistigen Einfluß. Vermutlich hatte er seinen Höhepunkt erreicht und fing an zu verknöchern, wie es bei Menschen zu sein pflegt, deren Wachstum zu Ende ist.

Eines Tages fragte ich ihn beim Mittagessen: „Du hast mir doch einmal gesagt, daß du dich immer in die Rolle jeder geschichtlichen Persönlichkeit hineindenkst. Angenommen, du wärst Jesus gewesen, welche Religion hättest du wohl gelehrt?"

„Das ist eine erstaunliche Frage!" rief er. „Welches ist denn meine Religion? Was habe ich für einen Glauben?

„Ich glaube zuvörderst an die persönliche Freiheit der Menschenseele. Jeder Mensch sollte das tun, was ihm beliebt, und sich entwickeln, wie er will. England — oder vielmehr London, denn außer London kenne ich England nur wenig — war für mich ein idealer Ort, bis sie mich bestraft haben, weil ich ihre Neigungen nicht teilte. Wie widersinnig ist das alles gewesen, Frank: wie durften sie es wagen, mich für etwas zu strafen, das in meinen Augen gut ist? Wie durften sie es nur wagen?" Und er versank in trübes Sinnen ... Der Gedanke an ein neues Evangelium besaß für ihn keine wirkliche Anziehungskraft.

Ungefähr um dieselbe Zeit erzählte er mir zum erstenmal, daß er beabsichtige, ein neues Theaterstück zu schreiben.

„Es enthält eine großartige Szene, Frank", sagte er. „Stell' dir einen fünfundvierzigjährigen verheirateten Lebemann vor. Natürlich ist der Mann unverbesserlich, — ein hoher Adliger, der die Frau, in die er verliebt ist, überredet, zu ihm aufs Land zu kommen und bei ihm zu wohnen. Eines Abends klagt seine Frau über Kopfschmerzen und geht in das obere Stockwerk, um zu ruhen. Nun liegt sie in einem der Zimmer hinter einem Wandschirm im Halbschlaf und wird durch die Liebesworte geweckt, die ihr Mann mit seiner Freundin tauscht. Sie kann sich nicht regen: atemlos ist sie an ihr Lager gefesselt und hört alles. Und dann, Frank, geht der Gatte der anderen zur Tür und findet sie verschlossen. Da er aber weiß, daß seine Frau sich mit dem Gastgeber im Zimmer aufhält, schlägt er mit Gewalt gegen die Tür und verlangt Einlaß. Während nun die Schuldigen flüsternd miteinander sprechen, — während die Frau dem Manne Vorwürfe macht und der Mann sich bemüht, einen Vorwand, eine Möglichkeit zu finden, um aus der Schlinge herauszukommen —, steht seine Frau ganz gelassen auf und schaltet das Licht ein, und die beiden Feiglinge starren sie an — mit rasendem Verdacht. Sie gleitet zur Tür und öffnet sie, der Gatte stürzt ins Zimmer und findet die Gastgeberin nebst dem Gastgeber — und seine Frau. Ich finde, das ist ein großartige Szene, Frank — ein großartiges Bühnenbild!"

„Ja", sagte ich, „das ist eine großartige Szene, weshalb arbeitest du sie nicht schriftlich aus?"

„Das werde ich vielleicht nächster Tage tun, Frank, aber jetzt habe ich ein Gedicht im Kopf, eine ‚Ballade vom Fischerknaben', gewissermaßen ein Gegenstück zu der ‚Ballade vom Zuchthaus zu Reading'. Da will ich von der Freiheit singen, und nicht von der Gefangenschaft, — von der Lust, und nicht vom Schmerz, — von einem Kuß, und nicht vom Hochgericht. Und dieses Lied von der Lust wird mir viel besser gelingen als das Lied vom Schmerz und von der Verzweiflung."

„Wie Davidsons ‚Ballad of a Nun' (Ballade von der Nonne)", sagte ich, nur um etwas zu sagen.

„Es war ganz natürlich, daß Davidson die ‚Ballade von der Nonne' geschrieben hat, seine Begabung ist echt schottisch und

herbe, ich aber möchte die ‚Ballade vom Fischerknaben' schreiben", — und er versank in Träumerei.

Der Gedanke an die verbüßte Strafe beschäftigte ihn häufig. Er hielt sie für schrecklich unrecht und ungerecht, ohne jemals zu bestreiten, daß die Gesellschaft die Berechtigung habe, zu strafen. Und er empfand es nicht, daß man durch dieses Zugeständnis das an ihm begangene Unrecht verteidigen konnte.

„Ich habe mich immer für einen Meister des Lebens gehalten", sagte er. „Wie durften diese kleinen Wichte sich erdreisten, mich zu verurteilen und zu bestrafen, da jeder einzelne von ihnen mit sinnlichen Trieben besudelt ist, vor denen ich Ekel empfinde."

Um ihn von diesem bitteren Rückblick abzulenken, sprach ich die Worte aus Shakespeares Sonett:

„Warum auch schauen fremde Blickverdreher
Mit falschen Augen auf mein frohes Blut?
Was lauern meiner Schwächen schwächre Späher
Und machen schlecht, was meines Wissens gut?"*

„Das klingt genau wie deine eigene Klage, Oscar."

„Es ist erstaunlich, Frank, wie gut du ihn kennst, und doch willst du seine vertraulichen Beziehungen zu Pembroke leugnen. Für dich ist er ein lebendiger Mensch, du sprichst immer von ihm, als wäre er eben aus dem Zimmer gegangen, und doch glaubst du beharrlich an seine Unschuld."

„Du verstehst mich falsch", erwiderte ich, „die leidenschaftliche Liebe seines Lebens galt Mary Fitton, um sie mit Namen zu nennen: ich meine die ‚dunkle Dame' in den Sonetten — Beatrice, Cressida und Kleopatra. Und du gibst doch selbst zu, daß ein Mann, der eine Frau rasend liebt, für andere Einflüsse ‚immun' ist, wie die Ärzte das wohl nennen."

„Ach ja, Frank, selbstverständlich; wie aber konnte Shakespeare mit seiner schönen Wesensart eine Frau in dieser rasenden Maßlosigkeit lieben?"

„Shakespeare empfand eben für die plastische Schönheit nicht eine solche überwältigende Liebe wie du", erwiderte ich. „Er

* Aus der im Insel-Verlag erschienenen deutschen Übersetzung von Eduard Saenger.

verliebte sich in eine kraftvolle Persönlichkeit, welche die Ergänzung seines eigenen fügsamen, liebenswürdigen Gemütes bildete."

„So ist es", unterbrach er mich, „unsere Gegensätze ziehen uns unwiderstehlich an, — es ist der Reiz des Fremdartigen."

„Du redest jetzt oft so, als hättest du nie eine Frau geliebt", fuhr ich fort, „und doch mußt du — mehr als eine geliebt haben."

„Das war ‚meine Milchzeit', Frank", zitierte er lächelnd, „als mein Verstand noch grün*, mein Herz noch kalt."

Aber ich ließ mich nicht beirren: „Nein, nein, es ist noch gar nicht lange her, daß du Lady Soundso und die beiden Terrys begeistert gerühmt hast."

„Lady . . .", sprach er in ernstem Ton (und es fiel mir geradezu auf, daß der Titel an sich ihn zu einer förmlichen, dichterischen Ausdrucksweise verlockte), „Lady . . . rührt mein Herz wie eine Lilie im Wasser, — ich stelle sie mir stets als Lilie vor; ebenso wie ich mir Lily Langtry immer als Tulpe mit den Formen einer elfenbeingeschnitzten griechischen Urne vorgestellt habe. Aber die Terrys habe ich stets angebetet: Marion ist eine bedeutende Schauspielerin, sie hat einen einschmeichelnden Zauber und rätselhaften Reiz: das Vorbild meiner ‚Frau ohne Bedeutung' — kunstvoll und bestrickend; sie gehört zu meinem dramatischen Werk —"

Und da er den Faden verloren zu haben schien, fragte ich von neuem:

„Und Ellen?"

„Ach! Ellen ist ein vollkommenes Wunder", rief er überströmend, „ein großer Mensch. Kennst du ihre Geschichte?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, ging es weiter:

„Im Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren fing sie ihre Laufbahn als Modell bei dem Maler Watts an. Und nach Verlauf einer Woche las sie so mühelos in seiner Seele wie in einem gedruckten Buch. Er behandelte sie mit herablassender Liebenswürdigkeit: ‚en grand seigneur', und dafür hat sie sich selbstverständlich an ihm gerächt.

„Eines Tages kam ihre Mutter ins Atelier und fragte Watts, was er mit Ellen zu tun beabsichtige, worauf Watts erwiderte, daß er diese Frage nicht verstände. ‚Ellen hat sich in Sie verliebt',

---

* Shakespeare: „Antonius und Kleopatra".

sagte die Mutter, ‚und das wäre unmöglich geschehen, wenn Sie ihr keine Aufmerksamkeiten erwiesen hätten.‘

„Der arme Watts verwahrte sich immer von neuem dagegen, aber die Mutter war wie aufgelöst und sagte schluchzend, daß ihrem Kinde das Herz brechen würde. Schließlich fragte Watts ganz verzweifelt, was er denn tun solle, und da konnte die Mutter nur zu einer Heirat raten.

„So heirateten sie denn zu guter Letzt.“

„Das ist nicht dein Ernst“, rief ich, „ich habe nie gewußt, daß Watts sich mit Ellen Terry verheiratet hatte.“

„Aber gewiß“, erwiderte Oscar, „sie waren regelrecht verheiratet. Die Mutter hat dafür gesorgt, und wenn man gerecht sein will, muß man sagen, daß Watts sich der ganzen Familie gegenüber wie ein Gentleman benommen hat. Aber als Idealist — oder wie ein welterfahrener Mann sagen würde: als Tor, der er war, schämte er sich seiner Frau. Er war in seinem Verkehr mit ihr sehr zurückhaltend, und wenn er seine üblichen Abendessen und Empfänge veranstaltete, lud er nur Herren ein und schaltete sie auf diese Weise vorsichtshalber aus.

„Eines Abends hatte er sehr viel bekannte Persönlichkeiten zum Essen eingeladen, und zur Rechten des Gastgebers saß ein Bischof. Da — zwischen Obst und Käse, wie die Franzosen sich ausdrücken — kommt Ellen in rosa Trikotbeinkleidern mit einem Rosenkorb am Gürtel plötzlich ins Zimmer getänzelt und fängt an, die Gäste mit ihren Blumen zu bombardieren. Watts war entsetzt, aber alle anderen waren entzückt, und besonders der Bischof soll erklärt haben, daß er noch nie etwas so märchenhaft Schönes gesehen hätte. Watts bekam fast einen Schlaganfall, aber Ellen tänzelte aus dem Zimmer und nahm in ihrem Körbchen statt der Rosen alle Herzen mit.

„Für mich ist das Ellen Terrys wahre Lebensgeschichte. Mag sie in Wirklichkeit wahr oder unwahr sein, ich glaube, daß sie als Tatsache und als Symbol wahr ist, denn sie ist nicht nur ein Bild ihres Lebens, sondern auch ihrer Kunst. Kein Mensch weiß, auf welche Weise sie mit Irving zusammengekommen ist oder die Schauspielkunst erlernt hat, obwohl sie, wie du weißt, eine der besten Schauspielerinnen war, die jemals der englischen Bühne zur Zierde gereicht haben. Sie war eine bedeutende Persönlichkeit, und auch ihre Kinder haben ihr Talent zum Teil geerbt.“

Nur für berühmte Schauspielerinnen, wie Ellen Terry und Sarah Bernhardt, oder für vornehme Damen hatte Oscar ein Lob übrig. Er war ein geborener Snob, und das war tatsächlich das wesentlichste Bindemittel zwischen ihm und der englischen Gesellschaft. Nebenbei war er ein überzeugter Verächter der Frauen und insbesondere ihrer geistigen Fähigkeiten. Und in diesem Sinne machte er einmal über irgend jemand folgende Bemerkung: „Er ist wie eine Frau, — er wird unweigerlich das Unbedeutende im Gedächtnis behalten und das Wichtige vergessen."

Diese Geringschätzung des weiblichen Geschlechts veranlaßte ihn später, unsere ganze Meinungsverschiedenheit noch einmal zur Sprache zu bringen.

„Ich habe über unsere Erörterungen in der Eisenbahn nachgedacht", begann er, „es war wirklich verkehrt von mir, daß ich dich aus einem unentschiedenen Kampf entschlüpfen ließ; entweder mußtest du besiegt oder gezwungen werden, deine Flagge zu streichen. Wir sprachen über die Liebe, und da habe ich geduldet, daß du das Mädchen mit dem Knaben auf eine Stufe stellst: das ist der reine Unsinn. Ein Mädchen ist nicht zur Liebe geschaffen; sie ist noch nicht einmal ein gutes Werkzeug zur Liebe."

„Aber mancher von uns legt mehr Wert auf den geliebten Menschen als auf den Liebesgenuß", erwiderte ich, „und andere — — Entsinnst du dich der Worte Brownings:

‚Wir fühlen näher uns dem Gott,
Der gibt, als seiner Sippe, welche nimmt, möcht' ich wohl glauben'."

„Ja, gewiß", lautete seine ungeduldige Antwort, „aber das gehört nicht zur Sache. Ich meine, daß eine Frau nicht zur Leidenschaft und Liebe geschaffen ist, sondern zur Mütterlichkeit.

„Als ich mich verheiratete, war meine Frau ein schönes Mädchen, zart und schlank wie eine Lilie, mit strahlenden Augen und einem fröhlichen, trillernden Lachen, das wie Musik klang. Und ungefähr ein Jahr später war die blütenhafte Anmut ganz geschwunden. Sie wurde plump, formlos und mißgestaltet: um unserer Liebe willen schleppte sie sich in einem seltsam jämmerlichen Zustand, mit verzerrtem, fleckigem Gesicht und schlechtem Befinden durch das Haus. Es war ganz schrecklich. Ich bemühte mich, freundlich zu ihr zu sein, ich zwang mich, sie zu berühren und zu küssen — aber ihr war stets schlecht zumute — und

ach! — ich kann nicht daran denken, das alles ist so ekelhaft . . . Ich habe mir immer den Mund gespült und das Fenster aufgemacht, um meine Lippen in der reinen Luft zu säubern. Ach! die Natur ist widerwärtig; sie nimmt die Schönheit und entweiht sie; den elfenbeinweißen Körper, den wir angebetet haben, entstellt sie durch die abscheulichen Narben der Mutterschaft; sie befleckt den Altar der Seele.

„Wie kannst du diese vertraulichen Beziehungen mit dem Wort Liebe nennen? Wie kannst du sie zum Ideal erheben? Die Liebe ist für den Künstler nur denkbar, wenn sie nicht zur Zeugung dient."

„Und ist deine Frau dir durch all ihre Leiden nicht noch mehr ans Herz gewachsen?" fragte ich bestürzt, „ist dadurch nicht jenes Mitleid in dir wachgerufen worden, das du als göttlich zu bezeichnen pflegtest?"

„Mitleid", rief er ungeduldig, „Mitleid hat nichts mit der Liebe zu tun, Frank. Wie kann man etwas begehren, das formlos, mißgestaltet und häßlich ist? Die Begierde wird durch die Mutterschaft ertötet, die Leidenschaft geht in der Empfängnis unter" — mit diesen Worten sprang er vom Tisch auf.

Endlich verstand ich die Beweggründe, von denen er sich leiten ließ: „trahit sua quemque voluptas" — diese Liebe des Griechen zur äußeren Form, der ausschließliche Kult, den er mit der körperlichen Schönheit trieb, konnte das Glück oder Wohlbefinden des geliebten Wesens nicht berücksichtigen.

„Ich will mit dir nicht darüber sprechen, Frank, ich bin wie ein Perser, der von der Wärme lebt, der die Sonne anbetet, — und mit einem Eskimo spricht. Der rühmt mir dagegen seinen Tran und die Nächte, die er in seinen eisigen Häusern zugebracht hat, und seine übeldunstenden Dampfbäder. Wir wollen lieber von etwas anderem reden."

XXIV

UNSERE ERÖRTERUNGEN ÜBER SEIN „LIEBLINGSLASTER“ UND ÜBER DIE BESTRAFUNG

Kurze Zeit darauf wurde ich nach Monte Carlo berufen und fuhr auf ein paar Tage hinüber. Als ich Oscar verließ, war er nach seiner Aussage vollkommen glücklich; er hatte gutes Essen, vorzüglichen Champagner, Absinth und Kaffee und seine Freunde, die harmlosen Fischer.

Aber bei meiner Rückkehr nach La Napoule fand ich alles verändert, und zwar zum Nachteil verändert. Da war ein Engländer aus guten Kreisen, namens M., der im Hotel wohnte. Er reiste in Begleitung eines siebzehn- oder achtzehnjährigen jungen Menschen, den er für seinen Diener ausgab. Und Oscar wünschte zu wissen, ob ich gegen seine Bekanntschaft etwas einzuwenden hätte.

„Er ist reizend, Frank, sehr belesen und ein großer Verehrer von mir: du hast doch nichts dagegen, daß er mit uns speist, nicht wahr?“

„Gewiß nicht“, erwiderte ich. Aber als ich M. zu Gesicht bekam, machte er auf mich den Eindruck eines unbedeutenden, törichten Menschen, der eine große Verehrung für Oscar zur Schau trug und seine Worte mit offenem Munde verschlang. Und das konnte man wohl verstehen, da er selbst wohl schwerlich geistige Fähigkeiten aufzuweisen hatte. Aber er besaß eine gewisse Neigung zur Dichtkunst und zur erotischen Literatur.

Zu meiner Überraschung war Oscar reizend zu ihm, — meines Erachtens hauptsächlich, weil er vermögend war und Oscar dringend bat, die Sommermonate auf irgendeiner Besitzung in der Schweiz mit ihm zu verbringen. Dieser Rückhalt machte Oscar für jeden Einfluß unzugänglich, den ich sonst vielleicht auf ihn gehabt hätte. Meine Frage, ob er während meiner Abwesenheit schriftstellerisch gearbeitet hätte, beantwortete er ganz obenhin:

„Nein, Frank, ich glaube nicht, daß ich überhaupt noch imstande sein werde, etwas zu schreiben. Was hat es denn auch für einen Zweck? Ich kann mich nicht zum Schreiben zwingen!"

„Und deine ‚Ballade vom Fischerknaben'?" fragte ich ihn.

„Drei oder vier Strophen habe ich schon gedichtet", sagte er und lächelte mir zu, „ich habe sie im Kopf", und er trug mir zwei oder drei vor, von denen die eine ganz gut, aber keine etwas Besonderes war.

Da ich ihn mehrere Tage nicht gesehen hatte, fiel es mir auf, daß er wieder anfing, stark zu werden: die üppige Lebensweise und das andauernde Trinken schienen sichtbare Spuren zu zeitigen. Und allmählich wurde sein Aussehen wieder dasselbe wie in der alten Londoner Zeit, kurz vor der Katastrophe.

Da bat ich ihn eines Morgens, die Verse, die er mir vorgetragen hatte, zu Papier zu bringen. Aber er weigerte sich, und als ich weiter in ihn drang, rief er:

„Laß mich in Ruhe, Frank, vorgeschriebene Aufgaben erinnern mich an die Gefangenschaft. Du weißt nicht, wie ich selbst die Erinnerung daran verabscheue, sie war erniedrigend und unmenschlich!"

„Die Gefangenschaft ist ein Glück für dich gewesen." Ich konnte diese Antwort nicht unterdrücken, denn ich ärgerte mich über seine Worte, die ich für eine leere Ausrede hielt. „Als du aus dem Zuchthause kamst, ging es dir gesundheitlich besser, und du warst kräftiger, als ich dich je gesehen habe. Die karge Lebensform, die regelmäßige Zeiteinteilung und die unerläßliche geschlechtliche Enthaltsamkeit haben Wunder an dir getan. Deshalb hast du die herrlichen Briefe an die ‚Daily Chronicle' und ‚Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading' schreiben können. Der Staat sollte dich wirklich wieder ins Zuchthaus schicken und dich dabehalten."

Zum erstenmal in meinem Leben las ich bittere Abneigung aus seinen Blicken.

„Du redest gefährlichen Unsinn, Frank", gab er mir zur Antwort. „Schlechtes Essen bekommt jedem schlecht, der Verzicht auf den Tabak ist mir die reine Folter, und die geschlechtliche Enthaltsamkeit ist ganz ebenso naturwidrig und ungeheuerlich wie der Hunger: mir ist beides verhaßt. Selbstverleugnung ist das sichtbare Geschwür an dem aussätzigen Körper der Christenheit."

Mr. M... begleitete diese Worte mit beifälligem Kichern und reizte selbstverständlich meine Streitbarkeit, die stets allzu rege ist.

„Alle großen Künstler", erwiderte ich, „mußten Enthaltsamkeit üben; nur die Enthaltsamkeit verleiht dem Körper und dem Geist Frische und Spannkraft und schafft dabei einen bleibenden Bestand von ungewöhnlicher Energie. Deine Freunde, die Griechen, gestatteten einem Ringkämpfer nur, die Palästra zu betreten, wenn er zuvor ein ganzes Jahr vollkommen enthaltsam gelebt hatte. Auch Balzac übte Enthaltsamkeit und rühmte ihre Vorzüge, trotzdem er — weiß Gott! — das ganze honigsüße Laster von Paris geliebt hat!"

„Du bist in einem hoffnungslosen Irrtum befangen, Frank, — was für einen Wahnsinn wirst du nun noch lehren! Du quälst mich immer mit dem Schreiben, und jetzt empfiehlst du mir wahrlich noch Enthaltsamkeit und ‚blaue Grütze', obwohl ich zugeben muß", fügte er lachend hinzu, „daß deine ‚blaue Grütze' alle ‚Unzüchtigkeiten' der Jahreszeit enthält und obendrein noch Champagner, Mokka und Absinth. Aber zweifellos wirst du zu puritanisch. Es ist albern von dir, und neulich hast du die herkömmliche Liebe gegen meine ideale Leidenschaft verfochten."

Er reizte mich, denn seine Tonart hatte gewissermaßen etwas verächtlich Überhebsames. Doch ich schwieg: in M.'s Gegenwart wollte ich ihm die Erwiderung nicht geben, die er unter vier Augen wohl erhalten haben würde.

Aber Oscar war entschlossen, auf seiner eigenartigen Anschauung zu bestehen. Nach ein bis zwei Tagen kam er sehr erhitzt und aufgeregt nach Hause, — zorniger, als ich ihn je zuvor gesehen hatte.

„Kannst du dir denken, was vorgefallen ist, Frank?"

„Nein. Hoffentlich nichts Ernstes."

„Ich saß an der Landstraße, die nach Cannes führt, und las gerade in meinem Virgil, den ich mir mitgenommen hatte. Als ich nun lesend dasaß, blickte ich zufällig von meinem Buche auf, und wen sehe ich? Niemand anders als George Alexander — George Alexander auf einem Zweirad! Wir sind früher sehr befreundet gewesen, und so stand ich selbstverständlich auf und ging ihm entgegen, denn ich freute mich sehr, ihn zu sehen. Aber er wandte den Kopf ab und radelte absichtlich an mir vorüber.

Er wollte mich schneiden. Ich weiß ja, daß er kurz vor der Gerichtsverhandlung in London meinen Namen vom Theaterzettel entfernt hat, obwohl mein Lustspiel weiter aufgeführt wurde. Aber ich habe ihm deshalb nicht gezürnt, trotzdem er sich wohl ebenso anständig benehmen konnte wie Wyndham*, der keine Verpflichtungen mir gegenüber hatte — findest du das nicht auch?

„Hier wäre er doch von keinem gesehen worden, und doch hat er mich geschnitten. Wie roh die Menschen sind! Sie strafen mich nicht nur in ihrer Gesamtheit, sondern versuchen jetzt auch noch, mich als Einzelwesen zu strafen, und letzten Endes habe ich nichts Schlimmeres getan als sie. Welcher Unterschied besteht zwischen den verschiedenen Formen der geschlechtlichen Befriedigung? Die Heuchelei und die Heuchler sind mir verhaßt! Denk' nur, daß Alexander — derselbe Alexander, der an meinen Werken sein ganzes Geld verdient hat — mich schneidet! Es ist zu gemein. Würdest du darüber nicht zornig sein, Frank?"

„Das will ich meinen", erwiderte ich kühl, in der Hoffnung, daß der Vorfall ihn aufrütteln würde.

„Ich habe mich stets gewundert, daß du Alexander ein Theaterstück überlassen hast. Du hast ihn doch gewiß nicht für einen Schauspieler gehalten?"

„Nein, nein", rief er, und plötzlich erhellte ein Lächeln seine Züge. „Alexander spielt nicht auf der Bühne, — er führt sich auf. Aber ist das nicht niederträchtig von ihm gewesen?"

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, denn der Hieb war wohlverdient.

„Fang' ein neues Theaterstück an", sagte ich zu ihm, „und alle Alexanders werden dir sofort wieder zu Füßen liegen. Wenn du

---

* Der Vorfall, auf den sich diese Bemerkung bezieht, verdient erwähnt zu werden, weil er der Menschlichkeit zur Ehre gereicht. Gerade als die Gerichtsverhandlung gegen Oscar stattfand, hatte Charles Wyndham sein Theater „Criterion" an Lewis Waller und H. H. Morell verpachtet, um den „Idealen Gatten" aufzuführen, der über 100 Mal im „Haymarket-Theater" gespielt worden war. Als Alexander Oscars Namen vom Theaterzettel entfernte, schrieb Wyndhan den jungen Direktoren, daß er ihnen gestatten würde, ihren Vertrag zu lösen, sofern sie es unter den veränderten Verhältnissen wünschten. Aber wenn sie ein Wildesches Lustspiel „auf den Spielplan setzten", so müßte der Name des Verfassers in üblicher Weise auf allen Theater- und Anschlagzetteln stehen. Er könnte nicht gestatten, daß sein Theater dazu benutzt würde, einen Mann zu beleidigen, der vor Gericht stand.

hingegen nichts leistest, hast du Schlimmeres zu gewärtigen als unhöfliches Benehmen. Die Menschen verurteilen gar zu gern das Lieblingslaster ihrer Nebenmenschen. Du müßtest die Welt doch mittlerweile kennen gelernt haben."

Er ließ diese Anregung zur Arbeit ganz unbeachtet und fuhr zornig dazwischen:

„Was du ein Laster nennst, Frank, das ist kein Laster; nach meinen Begriffen ist es etwas ebenso Gutes, wie es in Cäsars, Alexanders, Michelangelos und Shakespeares Augen war. Erst durch das Mönchtum wurde es zur Sünde gestempelt, und in neuerer Zeit ist es von den Barbaren — den Deutschen und Engländern — zum Verbrechen gemacht worden, — von den Völkern, die inzwischen wenig oder gar nichts geleistet haben, um die Ideale der Menschheit zu veredeln oder zu erhöhen. Sie verdammen alle die Sünden, zu denen sie keine Neigung verspüren, und das ist dann ihre Sittlichkeit. Es ist eine rohe Rasse: sie essen zuviel und trinken zuviel und verurteilen die Fleischeslust, während sie in den niedrigsten Sünden des Geistes schwelgen. Wenn sie das 23. Kapitel im Evangelium des Matthäus lesen und sich das zu Herzen nehmen würden, könnten sie mehr lernen, als wenn sie einen Genuß verurteilen, den sie nicht verstehen. Ja, sogar Bentham hat es abgelehnt, das, was du ein ‚Laster' nennst, in sein Strafregister aufzunehmen, und du hast selbst zugegeben, daß es nicht als Verbrechen bestraft werden dürfte, denn es wirkt nicht als Versuchung. Es mag eine Krankheit sein, aber wenn das der Fall ist, so scheinen nur die höchstorganisierten Wesen von ihr betroffen zu werden. Es ist schmachvoll, das zu bestrafen. Der menschliche Verstand ist nicht in der Lage, ein Argument ausfindig zu machen, durch das diese Strafe gerechtfertigt wird."

„Darauf darfst du dich nicht zu fest verlassen", lautete meine Erwiderung.

„Ich habe niemals ein überzeugendes Argument zur Verurteilung gehört, Frank, und glaube nicht, daß es solch eine vernunftgemäße Einsicht gibt."

„Vergiß nicht", antwortete ich, „daß die Gepflogenheit, die du verteidigst, von hundert Generationen der zivilisiertesten Rassen auf Erden verurteilt wird."

„Das geschieht nur aus Vorurteil von seiten der Ungebildeten, Frank."

„Und was ist ein derartiges Vorurteil?" fragte ich ihn. „Die vernunftgemäße Einsicht von tausend Menschengenerationen, die, durch jahrhundertalte Erfahrungen geheiligt, ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und zum Gefühlsinhalt geworden ist, — also nicht mehr ein einfaches Argument. Ein solches Vorurteil, das von den Mitgliedern zwölf verschiedener Rassen aufrechterhalten wird, wäre mir lieber als ungezählte Vernunftgründe. Ein solches Vorurteil ist fleischgewordene Vernunft, die durch uralte Erfahrungen bestätigt wird.

„Was für ein Argument machst du denn gegen den Kannibalismus geltend? Aus welchem Vernunftgrund dürfen wir die kleinen Kinder nicht für den Bratspieß mästen und ihr Fleisch nicht essen? Wie uns Afrikaforscher berichten, ist Menschenfleisch schmackhafter als jede andere Fleischsorte, — zarter und zugleich viel nahrhafter: also lauter Vernunftgründe, die dafür sprechen. Lediglich das Vorurteil, das geheiligte Vorurteil, — ein gefühlsmäßiger Ekel, der uns überkommt, wenn wir nur daran denken, hindert uns doch wohl, dieser Neigung zu frönen.

„Es scheint mir, daß die Menschheit mühsam eine hohe Bergwand emporklimmt, die von der Tierheit zur Gottheit führt: immer wieder sind ganze Generationen und zuweilen ganze Rassen zurückgeglitten und im Abgrund versunken. Jedesmal wenn ein Mensch gestrauchelt ist, werden die Überlebenden von Angst und Grauen ergriffen, und diese Empfindungen sind im Laufe der langen Zeit triebhaft geworden. Und nun kommst du daher und verlachst ihre Ängste und erzählst ihnen, daß Menschenfleisch eine vorzügliche Speise und unfruchtbare Umarmungen die edelste Form der Liebe sind. Die Menschen schaudern vor dir zurück, sie verabscheuen und strafen dich, und wenn du auf deiner Ansicht bestehst, werden sie dich ums Leben bringen. Wer darf behaupten, daß sie im Unrecht sind? Wer darf ihrer triebhaften Abwehr spotten, die in langen, erfolgreichen Mühen ihre Weihe empfangen hat?"

„Ich muß gestehen, daß das eine schöne rhetorische Leistung ist", erwiderte er, „aber nichts anderes als eine rhetorische Leistung. Noch nie ist mir eine derartige Verteidigung des Vorurteils zu Ohren gekommen, und ich hätte sie nicht von dir erwartet. Du gibst also zu, daß du dieses Vorurteil nicht besitzest, daß du das Grauen und den gefühlsmäßigen Ekel, den du schilderst, nicht

empfindest. Weshalb? Weil du gebildet bist, Frank, weil du weißt, daß die Leidenschaft, die Sokrates empfunden hat, keine niedrige Leidenschaft war, weil du weißt, daß Cäsars Schwäche — wie wir es nennen wollen —, daß Michelangelos oder Shakespeares Schwäche nicht verabscheuenswert ist. Wenn das sinnliche Verlangen nicht gerade ein charakteristisches Merkmal des höchsten Menschentums bildet, so ist es doch wenigstens mit ihm vereinbar."

„Das kann ich nicht zugeben", antwortete ich. „Zuvörderst wollen wir Shakespeare aus dem Spiel lassen, sonst müßte ich von dir die Beweise seiner Schuld verlangen, — und die gibt es nicht. In Bezug auf die anderen möchte ich einwenden, daß wir die Stufe, auf der bedeutende Menschen stehen, nicht dadurch erreichen, wenn wir ihre Laster und Schwächen nachahmen. Und gesetzt den Fall, daß wir vom Schicksal ausersehen sind, höher zu steigen als sie, so müssen wir ihre Schwächen ängstlich meiden.

„Bisher habe ich noch nicht einmal den Versuch gemacht, dir die gewichtigsten Vernunftgründe vorzuhalten, ich habe gemeint, daß du sie in deinem eigenen Geiste finden solltest; aber du wirst sicherlich einsehen, daß die geschichtlichen Beweise gegen dich zeugen. Dieses Laster, dem du huldigst, schwindet aus dem Leben wie der Kannibalismus; es gehört nicht mehr zu den Gepflogenheiten der höchstorganisierten Rassen. Die Griechen mögen es als etwas ganz Natürliches betrachtet haben, für uns ist es etwas Unnatürliches. Schon in Athen ist es von den Besten verurteilt worden: Sokrates war stolz darauf, daß er sich diesem Laster niemals hingegeben hat, und in der ganzen neueren Zeit wird es mit Verachtung gestraft. Du mußt einsehen, daß die gesamte fortschreitende Entwicklung der Welt, daß die Gedankenrichtung aller Gebildeten gegen dich spricht, daß du eine neue ‚Spielart', ein absonderliches, abnormes Wesen, ein Mensch mit sechs Fingern bist: aber nicht etwa eine ‚Spielart', die für die Zukunft verheißungsvoll ist, sondern eine ‚Spielart' aus der dunklen Vergangenheit, aus dem Abgrund der Zeiten, — ein Entwicklungsstillstand."

„Du bist scharf, Frank, ich möchte beinahe sagen grob."

„Sei mir nicht böse, Oscar, sei mir bitte nicht böse; ich sage das nur, weil ich möchte, daß du endlich die Augen aufmachst und die Dinge so ansiehst, wie sie sind."

„Aber ich habe gedacht, daß du auf unserer Seite stehst, ich habe wenigstens gedacht, daß du die Bestrafung mißbilligst und an den Wert der grausamen Bußen nicht glaubst."

„Ich stehe jeder Strafe ungläubig gegenüber", sagte ich, „durch Liebe, nicht durch Haß müssen die Menschen erlöst werden. Ich glaube auch, daß die Zeit bereits gekommen ist, um ein besseres Gesetz zur Anwendung zu bringen, und vor allem mißbillige ich die Strafe, die einen Menschen, einen Künstler deiner Art, der schöne und entzückende Werke geschaffen hat, ebenso züchtigt, als wenn er nichts geleistet hätte. Das Gute, das du vollbracht hast, müßte wenigstens gegen das Böse aufgewogen werden. Ich habe es stets ungeheuerlich gefunden, daß du wie ein Mann vom Schlage Taylors bestraft worden bist. Die Franzosen haben Verlaine richtig behandelt: sie haben die Sünde verurteilt und dem Sünder um seiner genialen Begabung willen verziehen. Die Strenge, die in England geübt wird, ist nichts als puritanische Heuchelei, Kurzsichtigkeit und Rassenhochmut."

„Ich kann nur das eine sagen, Frank, daß ich dem sinnlichen Verlangen des einzelnen keinerlei Schranken setzen würde. Mit welchem Recht straft uns die Gesellschaft, wenn sie nicht beweisen kann, daß wir einen anderen gegen seinen Willen benachteiligt oder geschädigt haben? Überdies verkümmerst du das Leben, wenn du der Leidenschaftlichkeit Schranken setzest, du schwächst die Hauptquelle der Kunst und schmälerst das Reich der Schönheit."

„Jedes Gemeinwesen", erwiderte ich, „und auch die meisten Einzelwesen strafen das, was ihren Widerwillen erregt, gleichviel, ob es recht oder unrecht ist. Es gibt schlechte Gerüche, die keinen Menschen beeinträchtigen, und dennoch würden die Leute, die sie erzeugen, verklagt werden, weil sie eine gemeinschädliche Handlung begehen. Und auch dein Einwand, daß das Leben verkümmert wird, wenn man der freien Wahl der Leidenschaftsbetätigung Schranken zieht, macht auf mich keinen Eindruck. Ich glaube im Gegenteil beweisen zu können, daß die Leidenschaft, d. h. die sinnliche Sehnsucht, die der Mann nach der Frau und die Frau nach dem Manne empfindet, in der neueren Zeit gewaltig zugenommen hat. Das Christentum hat die Keuschheit erzeugt oder zum mindesten gezüchtet, und die Keuschheit hat das sinnliche Verlangen gesteigert. Das Christentum hat dazu

beigetragen, die Frau zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes zu erheben, und diese moderne geistige Entwicklung hat wiederum die Leidenschaft über alle Begriffe vertieft. Die Frau, die nicht die Sklavin, sondern die Kameradin ist, die sich aus eigenem Antriebe verschenkt, ist bei weitem begehrenswerter für den Mann als irgendeine demütige Leibeigene, die stets seines Winkes gewärtig ist. Und diese Bewegung, die die Leidenschaft vertieft, wird mit jedem Tage kraftvoller.

„Die Liebe, die wir in uns tragen, ist viel edler als die Liebe der Griechen, sie ist bei weitem edler und inniger, als die Römer sie je empfunden haben. Unsere Sinnlichkeit gleicht einem Flusse, der durch steinerne Mauern eingedämmt ist; in dem begrenzten Raume steigen die Gewässer höher, und die Strömung drängt mit größerer Gewalt."

„Du kannst reden, was du willst, Frank, du wirst mich doch nie zu dem Glauben bekehren, daß etwas schlecht sein soll, was nach meiner Überzeugung gut für mich ist. Angenommen, ich bevorzuge eine Speise, die für andere Leute Gift ist, und die dennoch meine Kräfte hebt, — dürften sie es wagen, mich zu strafen, weil ich sie genieße?"

„Sie würden behaupten", erwiderte ich, „daß sie dich nur strafen, weil du andere veranlaßt, sie zu genießen."

Da fuhr Oscar dazwischen: „Das ist nichts als einfältiges Vorurteil, Frank, die Welt wird allmählich duldsamer, und eines Tages werden sich die Menschen schämen, daß sie mich so grausam behandelt haben, ebenso wie sie sich jetzt der Folterstrafen schämen, die im Mittelalter üblich waren. Die ganze Gedankenrichtung entwickelt sich zu unseren Gunsten, und nicht gegen uns."

„Das glaubst du doch selbst nicht", rief ich, „wenn du wirklich glaubtest, daß die Menschheit deine Bahn beschreitet, wärst du entzückt gewesen, Galileis Rolle zu spielen. Anstatt im Zuchthaus ein Buch zu schreiben, das den Freund verurteilt, der dich preisgegeben und zur Schande getrieben hat, hättest du ein Buch geschrieben, das dein Tun rechtfertigt. Und du hättest laut gerufen: ‚Ich bin ein Märtyrer, kein Verbrecher, und alle, die das Gegenteil glauben, sind im Unrecht.'

„Du würdest zu den Geschworenen gesprochen haben: ‚Trotz eurer Überzeugungen und wohlgehüteten Dogmen, trotz eurer Religion, eures Vorurteils und eures gegen mich gerichteten

fanatischen Hasses seid ihr im Unrecht, und ich bin im Recht: die Welt dreht sich.'

„Aber so hast du nicht gesprochen, und so denkst du auch nicht. Denn wenn du es tätest, würdest du dich freuen, daß du den Queensberry-Prozeß auf dich genommen hast, daß du angeklagt, daß du eingekerkert und bestraft worden bist, weil alle diese Umstände deine Rechtfertigung beschleunigen müssen. Aber du bedauerst sie alle, weil du in deinem Herzen weißt, daß du im Unrecht warst. Die alte Welt hat im wesentlichen recht: du bist's, der Unrecht hat."

„Selbstverständlich kann man über jeden Punkt streiten, Frank, aber ich halte an meiner Überzeugung fest. Die urteilsfähigsten Menschen verdammen uns selbst jetzt nicht, und die Welt wird duldsamer. Ich habe mich vor Gericht nicht gerechtfertigt, weil mir gesagt worden war, daß meine Strafe milde ausfallen würde, sofern ich die üblichen Vorurteile berücksichtigte. Und als ich später um das Wort bat, hat der Vorsitzende es mir verweigert."

„Und ich glaube", lautete meine Entgegnung, „daß du hoffnungslos besiegt warst und deine Sache überhaupt nicht auskämpfen konntest, weil du gefühlt hast, daß der Zeitgeist gegen dich war. Wie wäre sonst ein törichter, beschränkter Richter imstande gewesen, dir mit einem Wink Schweigen zu gebieten? Glaubst du, er hätte mich zum Schweigen bringen können? Das hätten sämtliche Richter der ganzen Christenheit nicht bewerkstelligt. Ich möchte dir ein Beispiel anführen: Ich glaube mit Voltaire, daß die Keuschheit, wenn sie aus dem Leben verschwindet, als Prüderie in die Sprache übergeht. Ich bin ganz überzeugt, daß unsere jetzige Sitte, das Geschlechtsproblem aus der Literatur auszuschalten, notwendigerweise ein Ende nehmen, und daß eine freie und würdige Aussprache die Stelle unseres jetzigen sinnlich aufpeitschenden Vertuschungssystems einnehmen muß. Ich habe es bei den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen in England, die uns noch immer mehr oder weniger unter das Joch des ungebildeten und prüden Philistertums unseres Mittelstandes zwingen, schon lange für möglich und sogar für wahrscheinlich gehalten, daß ich eines Tages vor Gericht zur Verantwortung gezogen werden könnte, weil ich ein unzüchtiges Buch veröffentlicht habe. Die Strömung der Zeit scheint gegen mich zu sein. In den

weitherzigen Tagen der Königin Elisabeth, in dem stilgerechten georgianischen Zeitalter war die Redefreiheit, die heute verpönt ist, an der Tagesordnung. Deshalb hat unsere beiderseitige Lage eine gewisse Ähnlichkeit. Glaubst du, ich würde mich vor den Folgen fürchten oder mich von irgendeinem Richter zum Schweigen bringen lassen? Ich würde meine Verteidigung vor dem Richter und vor den Geschworenen führen, — mit dem festen Glauben an meinen Sieg! Ich würde nicht beschönigen, was ich geschrieben habe, und mich nicht bemühen, es wegzuerklären, sondern versuchen, es zu bekräftigen. Jedes Wort würde ich rechtfertigen und zum Schluß den Richter und die Geschworenen darauf aufmerksam machen, daß mein endgültiger Triumph nur um so offenkundiger wäre, wenn sie mich verurteilen und bestrafen würden. Und ich würde rufen: ‚Alle großen Männer der Vergangenheit, alle großen Geister der heutigen Zeit in anderen Ländern und einige der Bestgesinnten in England stehen auf meiner Seite. Verurteilt mich auf eigene Gefahr hin: ihr werdet euch nur selbst das Urteil sprechen. Ihr spuckt gegen den Wind, und die Schande wird auf euer eigenes Angesicht zurückfallen.‘

„Glaubst du, ich würde meiner Buße überlassen bleiben? Das möchte ich selbst in unserem heutigen England bezweifeln. Wenn ich im Recht bin und dessen sicher bin, dann würde eine unsichtbare Schar von Zeugen um mich sein, und du würdest einen seltsamen Stimmungsumschwung zu meinen Gunsten bemerken. Vermutlich würde der Richter mir einen Verweis erteilen und mich durch Bürgschaft verpflichten, zur Entgegennahme der richterlichen Entscheidung zu erscheinen. Aber wenn sein Urteilsspruch in gehässiger Form erfolgte, würde bei dem Innenminister* Verwahrung dagegen erhoben werden, und die Stimmung zu meinen Gunsten würde zunehmen, bis sie die Gegnerschaft aus dem Felde geschlagen hat. Das ist meines Glaubens tiefster Kern. Wenn ich nicht mit jeder Faser überzeugt wäre, daß diese arme, dumme Welt

* Diese Zeilen wurden vor Jahren geschrieben, — ehe ein Innenminister Mr. Reginald Mac Kenna die Frauen und Mädchen in englischen Gefängnissen durch gewaltsame Speisung folterte, weil sie sich bemüht hatten, ein Gesuch für das Frauenstimmrecht einzureichen. Er rechtfertigte sich später im Parlament mit der Erklärung, daß „‚gewaltsame Speisung‘ nicht unangenehm wäre“. Auch die Folterknechte zur Zeit der Inquisition übertünchten ihre Grausamkeit mit der scheinheiligen Unwahrheit, daß sie ihre Opfer verbrennen, aber kein Blut vergießen wollten.

in ehrlichem Bemühen tastend die Stufen sucht, die zu Gottes Thron emporführen, und nicht in die Tiefe strebt, — so würde ich nicht eine Stunde in dieser Welt bleiben."

„Weshalb sprichst du gegen mich, Frank? Es ist unmenschlich von dir."

„Weil ich dich selbst jetzt noch dazu bewegen möchte, umzukehren und dich aus dem Sumpf herauszureißen. Du bist einige vierzig Jahre alt, und die stürmischsten Empfindungen des Lebens sind für dich vorüber. Kehr' um, solange es noch Zeit ist, setz' dich an die Arbeit, schreib' deine Ballade und deine Theaterstücke, und nicht nur die Leute von Alexanders Schlage, sondern alle Menschen, die wirklich mitzählen, die Besten in allen Ländern — das Salz der Erde — werden dir noch einmal alle Möglichkeiten bieten. Fang' an zu arbeiten, und alle werden dich auf Händen tragen: Nur durch die eigene Belastung versinkt man im Kot. Weshalb soll den Menschen an dir etwas gelegen sein, wenn du keine Früchte trägst?"

Er zuckte die Achseln und wandte sich mit geringschätziger Gleichgültigkeit von mir ab.

„Ich hab' genug getan, um ihre Achtung zu verdienen, und nur Haß geerntet. Jeder Mensch muß sich seinem Schicksal unterwerfen. Dem Himmel sei Dank, das Leben bietet manche Entschädigung. Es tut mir leid, daß ich dir nicht zu Gefallen sein kann." Und beiläufig bemerkte er noch: „M. hat mich eingeladen, die Sommermonate bei ihm in der Schweiz, in Gland, zu verbringen. Ihm ist es gleichgültig, ob ich literarisch arbeite oder nicht."

„Ich versichere dir", rief ich, „daß ich wirklich nicht auf mein Vergnügen bedacht bin. Was habe ich davon, ob du literarisch arbeitest oder nicht? Ich bin nur auf dein eigenes Wohl bedacht."

„Ach! laß mich mit meinem Wohl in Frieden! Unsere Freunde haben uns gern, so, wie wir eben sind; das fremde Publikum mag uns nach Belieben hassen oder verhöhnen."

„Nun, ich hoffe, stets dein Freund zu bleiben", erwiderte ich, „aber du wirst doch einsehen müssen, Oscar, daß jeder die Lust verliert, sich mit einer leeren Hülse abzugeben."

„Du beleidigst mich, Frank."

„Das liegt nicht in meiner Absicht; es tut mir leid; ich werde nie wieder so rücksichtslos — ehrlich sein; aber einmal mußtest du die Wahrheit zu hören bekommen."

„So hast du mich also nur gern gehabt, Frank, weil ich mit dir übereinstimmte?"

„Ach! du bist nicht gerecht!" erwiderte ich. „Ich habe meine ganze Kraft aufgeboten, um dich vor einem seelischen Selbstmord zu bewahren. Wenn du aber darauf bestehst, kann ich dich nicht davor bewahren und muß weichen. Denn ich kann nichts ausrichten."

„Du willst mir also nicht mehr helfen, bis der Winter zu Ende ist?"

„Selbstverständlich will ich das tun", lautete meine Erwiderung, „ich werde alles halten, was ich dir versprochen habe, und noch mehr als das für dich tun. Aber von jetzt an ist mir eine Grenze gezogen, während bis jetzt mein Können die einzige Grenze war, — und nicht mein Wollen."

In Napoule ereignete sich einige Tage später ein Zwischenfall, der mir Oscars Wesen gewissermaßen in einem neuen Streiflicht zeigte, da er mich erkennen ließ, wie er über mich dachte. Ich nehme keinen Anstand, seine Meinungsäußerung hier unverkürzt wiederzugeben, obgleich sein Geständnis den Abschluß eines inhaltlosen Abends bildete: Oscar hatte mit Mr. M. über die vornehmen Häuser in England und die vornehmen Leute geplaudert, mit denen er dort zusammengekommen war, und der Eindruck, den diese Unterhaltung auf M. gemacht hatte, war augenscheinlich ebenso groß wie meine Langeweile. Ich muß zunächst erwähnen, daß unser großes gemeinsames Wohnzimmer zwischen unseren beiderseitigen Schlafzimmern lag. In der Regel arbeitete ich des Morgens in meinem Schlafzimmer, während er die meiste Zeit außer dem Hause verbrachte. Aber gerade an diesem Morgen war ich zeitig ins Wohnzimmer gegangen, um ein paar Briefe zu schreiben. So hörte ich, wie er aufstand und in der Badewanne mit dem Wasser platschte; bald darauf muß er wohl in das Nebenzimmer gegangen sein, das von M. bewohnt wurde. Denn er fing plötzlich an, von einem Zimmer zum anderen ganz laut mit ihm zu sprechen, als ob eine bereits begonnene Unterhaltung durch die geöffnete Tür fortgesetzt würde.

„Selbstverständlich ist's eine Albernheit von Frank, wenn er überhaupt von seiner sozialen Stellung oder von den vornehmen Leuten in den englischen Gesellschaftskreisen spricht. Denn er hat nie eine soziale Stellung eingenommen, die mit der meinigen

zu vergleichen ist.“ (Die dreiste Tonart entlockte mir ein Lächeln, aber Oscars Worte entsprachen der Wahrheit; und ich habe auch niemals den Anschein erwecken wollen, daß ich mich in einer derartigen Stellung befinde.)

„Er hatte ein Haus in Park Lane und verfügte als Besitzer der ‚Saturday Review‘ über einen gewissen Einfluß; aber ich war der Mittelpunkt jeder Gesellschaft, überall — in Clieveden, in Taplow Court und Clumber — war ich der gefeiertste Gast. Zum Unterschied von mir war Frank stolz darauf, mit Balfour zusammenzukommen, während Balfour stolz darauf war, mit mir zusammenzukommen; verstehn Sie?“ (Ich war so aufmerksam bei der Sache, daß mir die Ungebührlichkeit des Lauschens gar nicht zum Bewußtsein kam; und ich mußte lächeln, als ich hörte, daß ich auf das Zusammensein mit Arthur Balfour stolz war: es wäre mir nie eingefallen, darauf stolz zu sein. Immerhin hatte Oscar gewiß im allgemeinen recht.)

„Es macht mir Spaß, wenn Frank von literarischen Dingen spricht; er maßt sich an, da neue Richtlinien aufzustellen — und er tut es auch: denn er stellt Amerika als Richter über Oxford und London hin, was so ziemlich dasselbe besagt, als wenn man Mazedonien oder Böotien als Richter über Athen hinstellen will, — es ist einfach lächerlich! Was können Amerikaner von der englischen Literatur verstehen? . . .

„Aber das Merkwürdige ist, daß er eine Menge gelesen hat und gewissermaßen einen guten Blick besitzt; seine Shakespeareschrift ist vorzüglich, aber er verwechselt Aufrichtigkeit mit der schönen Form, — und die Dichtkunst als solche gilt ihm nichts. Sie haben doch gestern abend gehört, daß er das selbst zugegeben hat . . .

„Er ist wirklich komisch und ganz sonderbar spießbürgerlich, wie alle Amerikaner. Denken Sie sich, wenn uns ein Mann im Pelzmantel die Klagelieder Jeremiä vorbeten würde! Frank ist komisch. Aber er ist doch wirklich gütig und tritt für seine Freunde ein. Er hat mir während der Gefangenschaft sehr beigestanden und betrachtet das verständnisvolle Mitempfinden als eine Art Religion: deshalb können wir zusammensein, ohne uns gegenseitig umzubringen, und auseinandergehen, ohne uns selbst das Leben zu nehmen . . .

„Wenn man mit ihm über literarische Dinge spricht, das ist ungefähr dasselbe, als wenn man Rugby-Fußball spielt . . . Wissen

Sie, ich habe ja nie Fußball gespielt. Aber mit Frank über literarische Dinge zu sprechen, muß fast dasselbe sein, als wenn man Rugby spielt. Da wird man zum Schluß gewaltsam durch das eigene Tor gestoßen." Und er lachte ganz entzückt.

Ich hatte gedankenlos zugehört, — wie ich seinem Gespräch häufig nur zuhörte, um den Wohllaut seiner Sprache zu genießen. Jetzt, als eine Pause in dem Monolog eintrat, ging ich ins Nebenzimmer, denn ich empfand es als Würdelosigkeit, wissentlich zu lauschen. Im ganzen genommen, war die Meinung, die er über mich geäußert hatte, nicht unfreundlich: es war ihm zuwider, irgendeine Ansicht zu hören, die mit der seinigen nicht übereinstimmte, und es kam ihm überhaupt nicht in den Sinn, daß Oxford am Meridian der Wahrheit nicht näher lag als Lawrence im Staate Kansas, und daß es vom Himmel gewiß mindestens ebensoweit entfernt war.

Einige Wochen später verließ ich La Napoule und fuhr zu Freunden auf Besuch. Oscar schrieb mir verdrießlich, daß der Ort ohne meine Anwesenheit trostlos sei. Darauf sandte ich ihm ein Telegramm und fuhr nach Nizza hinüber, um mich mit ihm zu treffen, und wir speisten zusammen im Café de la Régence. Oscar war furchtbar niedergeschlagen und dennoch widerspenstig. Er war zu längerem Aufenthalt nach Nizza hinübergekommen und im Hotel Terminus, einem Gasthaus zehnter Klasse, in der Nähe des Bahnhofs, abgestiegen. Nach zwei oder drei Tagen kam der Wirt zu ihm und teilte ihm mit, daß er ausziehen müßte, da sein Zimmer anderweitig vermietet war.

„Offenbar hat ihm irgend jemand erzählt, wer ich bin. Was soll ich tun, Frank?"

Ich machte bald ein besseres Hotel für ihn ausfindig, wo er gut behandelt wurde, aber dieser Zwischenfall, der sich unmittelbar nach der Begegnung mit Alexander ereignete, schien ihn eingeschüchtert zu haben.

„Hier am Meer gibt es zu viele Engländer", sagte er eines Tages zu mir, „und die benehmen sich alle so roh gegen mich. Ich glaube, ich möchte nach Italien gehen, wenn du nichts dagegen hast."

„Die ganze Welt steht dir offen", erwiderte ich. „Ich werde in deinem Interesse überglücklich sein, wenn du einen Ort findest, der dir behagt." Und ich händigte ihm die Summe ein, die er benötigte. Aber er verweilte doch noch fast acht Tage in Nizza,

und ich sah ihn verschiedentlich während dieser Zeit: er speiste einmal mit mir in der „Reserve“ in Beaulieu und war von der Schönheit der Bucht und ihrem stillen Frieden ganz entzückt. Aber als wir beim Essen waren, kamen ein paar Engländer ins Restaurant und trugen ihren Widerwillen gegen seine Person in unhöflicher Form zur Schau. Da wurde Oscar sofort ganz scheu und benutzte den ersten besten Vorwand, um aufzubrechen. Selbstverständlich begleitete ich ihn. Er tat mir unendlich leid, aber ich hatte das Gefühl: hier war ihm ebensowenig zu helfen, als wenn es sich darum gehandelt hätte, ihn von dem Entschluß abzubringen, sich in einen Abgrund zu stürzen.

XXV

HOFFNUNGSLOS

(„Die Götter sind gerecht und machen unsere süßen Laster zum Werkzeug unserer Qual.“)

Es war Hochsommer geworden, ehe ich von neuem mit Oscar zusammenkam. Er war nach Paris zurückgekehrt und hatte wieder sein altes Quartier in dem elenden kleinen Hotel, Rue des Beaux Arts, bezogen. In gewohnter Weise speiste er mittags und abends mit mir, er war so humoristisch und bezaubernd wie zuvor und noch genau derselbe angenehme Gefährte. Aber zum erstenmal klagte er über sein Befinden:

„Ich habe in Italien ein paar Muscheln und Austern gegessen und muß mir eine Vergiftung zugezogen haben, denn meine Arme sind ganz mit großen, roten Flecken besät, ich habe diesen Ausschlag auch auf der Brust und dem Rücken und fühle mich nicht wohl.“

„Hast du einen Arzt um Rat gefragt?“

„Ach ja, aber die Ärzte taugen nichts: jeder verordnet dir etwas anderes; das beste an der Sache ist noch, daß sie alle so aussehen, als ob sie dir mit dem tiefsten Interesse zuhören, wenn du von dir selbst redest, — das ist ein vorzügliches Stärkungsmittel.“

„Manchmal sagen sie einem aber, um was es sich handelt, und geben dem, was man nicht versteht, einen Namen und eine Bedeutung“, warf ich ein.

„Sie sind mir lästig, weil sie mir das Rauchen und Trinken verbieten. Sie sind noch schlimmer als M., der mir seinen Wein nicht gegönnt hat.“

„Was meinst du damit?“ fragte ich überrascht.

„Es ist eine tragikomische Geschichte, Frank. Du hattest M. ganz richtig erkannt, und ich habe mich in ihm getäuscht. Wie du weißt, wollte er, daß ich in dem Schweizer Ort Gland bei ihm wohnen sollte. Er bat mich hinzukommen und versprach mir, in jeder Weise für mich zu sorgen. Und als es in Genua zu warm

wurde, fuhr ich zu ihm. Zuerst war er scheinbar sehr erfreut, mich zu sehen, und nahm mich freundlich auf. Die Beköstigung war nicht besonders, die Getränke waren nichts weniger als gut, aber schließlich konnte ich mich nicht beklagen und fand mich mit den Unzulänglichkeiten ab. Doch als nach ein bis zwei Wochen der Wein verschwand und das Bier anstatt dessen in Erscheinung trat, gab ich ihm zu verstehen, daß ich abreisen müßte. Da bat er mich so herzlich, es nicht zu tun, daß ich mich zum Bleiben bewegen ließ. Bald aber bemerkte ich, daß das Quantum Bier immer kleiner wurde, und als ich mir eines Tages beim Mittagessen erlaubte, um eine zweite Flasche zu bitten, sagte er mir, daß es sehr teuer wäre und er sich das nicht leisten könne. Selbstverständlich benutzte ich einen schicklichen Vorwand und verließ sein Haus so bald als möglich. Wenn man die Armut ertragen muß, erträgt man sie am besten allein. Aber es ist die größte Schande, sich solche Unzulänglichkeiten mit Widerstreben und aus Barmherzigkeit bieten zu lassen. Doch ich will es lieber von der anderen Seite auffassen: dieser M., der mir sein Dünnbier nicht gönnt, das ist ja die reine Posse!"

Er sprach so bitter und verächtlich, wie er sonst über keinen Menschen zu sprechen pflegte.

Ich konnte mein Mitgefühl nicht unterdrücken; obwohl man allmählich unverkennbar etwas mürbe wurde. Er bat mich nun sogleich um Geld und wiederholte sein Anliegen mehrmals in kurzen Zwischenräumen. Früher hatte er irgendeinen Vorwand ausfindig gemacht, wie z. B.: daß er seine erwartete Rente nicht erhalten hatte, oder daß ihm eine Rechnung Sorgen bereitete. Jetzt aber bettelte er ganz einfach immer von neuem und haderte dabei mit seinem Schicksal. Es war jammervoll. Unablässig gebrauchte er Geld und verschwendete es gedankenlos — wie Wasser.

Eines Tages fragte ich ihn, ob er seit seiner Rückkehr nach Paris seinen Soldatenjüngling häufig gesehen hätte.

„Gesehen habe ich ihn, Frank, aber nicht häufig", und er lachte fröhlich. „Es ist ein possenartiges Lustspiel, — das Gefühl fängt stets mit der Romantik an und endet mit Gelächter — ‚tabulae solvuntur risu'. — Er hat so viel von mir gelernt, Frank, daß er Korporal geworden ist. Und da hat sich gleich ein Kindermädchen in seine Tressen verliebt. Er ist ihr zärtlich zugetan; ich glaube, es gefällt ihm, nun seinerseits den Lehrmeister zu spielen."

„Und so kommt die große romantische Leidenschaft zu diesem harmlosen Abschluß?"

„Was willst du, Frank? Alles, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende nehmen."

„Ist jemand anders an der Reihe?" fragte ich, „oder bist du endlich vernünftig geworden?"

„Natürlich ist immer jemand anders an der Reihe, Frank; Abwechslung ist das Wesen der Leidenschaft. Die ‚Vernunft', von der du sprichst, ist nur ein anderer Name für Impotenz."

„Montaigne behauptet", sagte ich, „daß die Liebe für die erste Jugend bestimmt ist, — für das auf die Kindheit folgende Lebensalter, wie er sich ausdrückt. Aber diese Anschauung stammt eben von einem Franzosen. Sophokles hatte die Wahrheit richtiger erfaßt, als er sich in jenem Alter glücklich nannte, das ihn von der Geißel der Leidenschaft befreit hatte. Wann wirst du zu jener Gelassenheit kommen?"

„Niemals, Frank, hoffentlich niemals. Ich würde das Leben ohne sinnliches Verlangen nicht lebenswert finden. Wenn man älter wird, ist man schwerer zu befriedigen: aber der Reiz des Genusses ist noch stärker als in der Jugend und viel mehr auf das eigene Ich beschränkt.

„Man begreift allmählich den Marquis de Sade und jene merkwürdige blutrote Geschichte des Kardinals de Retz, — den Genuß, den sie empfanden, wenn sie Schmerz bereiten konnten, diese seltsame, mächtige Unterwelt der Grausamkeit —"

„Das sieht dir nicht ähnlich, Oscar", unterbrach ich ihn. „Ich habe gedacht, daß du es stets mit Scheu vermieden hast, Schmerz zu verursachen, — nach meinem Empfinden ist's eine unverzeihliche Sünde."

„Nach meinem auch", versetzte er sogleich, „verstandesgemäß kann man es wohl begreifen, aber in Wirklichkeit ist's entsetzlich. Ich will, daß mein Genuß durch keinen Tropfen Wermut verbittert wird. Dabei fällt mir ein, daß ich neulich ein schreckliches kleines Buch von Octave Mirbeau gelesen habe: ‚Le jardin des supplices', — grauenhaft ist es; — es atmet eine sadistische Freude am Schmerz, — aber trotzdem wundervoll. Des Dichters Seele scheint furchtbare Stätten durchwandert zu haben. Du, der du die Furcht verachtest, wirst das Buch mit Mut betrachten, — ich aber . . ."

„Ich konnte es überhaupt nicht lesen", erwiderte ich, „ich habe es empörend, unmöglich gefunden —"

„Wie eine graue Natter", lautete sein Schlußurteil, und ich nickte als Zeichen meiner restlosen Zustimmung.

Den nächsten Winter verbrachte ich an der Riviera. Ein Unternehmen, an dem ich mich dort beteiligt hatte, brachte mir schwere Verluste und große Sorgen. Als ich im Frühjahr nach Paris zurückkehrte, forderte ich Oscar selbstverständlich auf, mit mir zusammenzusein. Er war viel frischer als seit langer Zeit. Es stellte sich heraus, daß Lord Alfred Douglas ein großes Legat aus dem Besitze seines Vaters zugefallen war und Oscar etwas Geld gegeben hatte. Und so war seine Stimmung viel fröhlicher. Wir nahmen ein festliches Mittagessen bei Durand ein, und er zeigte sich von seiner allerbesten Seite. Auf meine Frage nach seinem Befinden gab er zur Antwort:

„Es geht mir ganz gut, Frank, nur der Ausschlag kommt immer wieder, — es ist ein gespenstiger Gast, Frank. Ich fürchte, die Ärzte stehen mit dem Teufel im Bunde. Gewöhnlich zeigt er sich nach einem guten Abendessen als eine Art Nachwehe des Champagners. Die Ärzte sagen, ich soll keinen Champagner trinken und nicht mehr rauchen, diese albernen Menschen, die den Genuß als ihren geborenen Feind betrachten, während unsere Genüsse ihnen doch zum Lebensunterhalt verhelfen."

Ich fand, daß er ziemlich wohl aussah, er war zwar etwas stärker geworden und seine Haut etwas unreiner als früher, auch seine Schwerhörigkeit hatte bedeutend zugenommen. Sonst schien er aber in jeder Beziehung auf der Höhe zu sein, trotzdem er zweifellos zu unbeherrscht trank und sowohl Wein bei den Mahlzeiten, als Spirituosen in der Zwischenzeit zu sich nahm.

Da ich im Winter an der Riviera gehört hatte, daß Smithers sich bemüht hatte, ein Theaterstück von ihm zu erwerben, brachte ich eines Tages diese Angelegenheit zur Sprache.

„Nebenbei bemerkt sagt Smithers, daß du an deinem Theaterstück gearbeitet hast; du weißt schon, welches ich meine, das mit der großartigen Szene hinter dem Wandschirm."

„Ja, richtig, Frank", bemerkte er gleichgültig.

„Willst du mir nicht erzählen, was du gemacht hast?" fragte ich. „Hast du weiter daran geschrieben?"

„Nein, Frank", erwiderte er obenhin, „Smithers hat das Szenarium gemeint."

Bald darauf bat er mich um Geld. Ich sagte ihm, daß ich im Augenblick nichts erübrigen könnte, und ersuchte ihn dringend, sein Stück zu schreiben.

„Ich werde nie wieder etwas schreiben, Frank", lautete die Antwort. „Ich kann nicht, ich kann überhaupt das Denken nicht ertragen. Du mußt das nicht verlangen." Und dann plötzlich: „Weshalb willst du das Szenarium nicht kaufen und das Stück selbst schreiben?"

„Die Bühne ist nichts für mich", erwiderte ich, „dazu braucht's so eine Art Unterglasurmalerei, die mir nicht gefällt, — ihre Wirkungen sind theatralisch!"

„Weißt du, ein Theaterstück macht sich doch aber viel besser bezahlt als ein Buch —"

Ich hatte kein Interesse dafür. Als ich aber abends über seine Worte nachdachte, wurde es mir plötzlich klar, daß eine Erzählung, die ich zu schreiben gedachte, sehr gut zu der „Wandschirmszene" in Oscars Szenarium passen würde. Weshalb sollte es nicht ein Theaterstück anstatt einer Erzählung werden? und als ich am nächsten Tage mit Oscar zusammenkam, erwähnte ich diesen Gedanken.

„Ich habe eine Erzählung im Sinn", sagte ich, „die sich nach dem, was du mir in großen Zügen entworfen hast, für dein Szenarium eignen würde. Ich könnte sie in Form eines Theaterstücks schreiben und den zweiten, dritten und vierten Akt sehr schnell erledigen, da ich mit allen handelnden Personen vertraut bin. Könntest du den ersten Akt übernehmen?"

„Natürlich könnte ich das, Frank."

„Aber willst du es auch?" sagte ich.

„Was würde das nützen, du könntest ihn doch nicht unterbringen, Frank."

„Auf jeden Fall", fuhr ich fort, „könnte ich's versuchen; aber ich würde es bei weitem vorziehen, wenn du dich entschließen könntest, das ganze Stück zu schreiben, dann würde es recht schnell untergebracht werden."

„Ach, Frank, das mußt du nicht verlangen."

Der Gedanke an diese gemeinsame Arbeit war verfehlt, aber im Augenblick erschien er mir als das beste Mittel, ihn zur Tätigkeit

zu veranlassen. Plötzlich bat er mich aber, ihm sogleich £ 50 für das Szenarium zu zahlen, damit ich dann nach Belieben darüber verfügen könnte.

Nach einer ziemlich langen Auseinandersetzung willigte ich ein, ihm £ 50 zu zahlen, wenn er mir versprechen wollte, den ersten Akt zu übernehmen. Das tat er, und ich gab ihm das Geld.

Bald darauf machte sich in seinem Verhältnis zu Lord Alfred Douglas eine gewisse Spannung bemerkbar. Eines Tages erzählte er mir ganz aufrichtig, daß Lord Douglas in den Besitz eines Vermögens von £ 15—20000 gelangt sei, mit dem Bemerken: „Selbstverständlich kann er sich jederzeit Geld verschaffen und eine amerikanische Millionärin oder irgendeine reiche Witwe heiraten." (Oscars Begriffe vom Leben bewegten sich fast alle in herkömmlichen Bahnen und waren aus Romanen und Theaterstücken entnommen.) „Ich wollte nun, daß er mir eine Summe gibt, die zu einem behaglichen Leben ausreicht, daß er mir eine Rente aussetzt, die mir eine anständige Lebensform ermöglicht. Es würde ihn höchstens zwei bis dreitausend Pfund, vielleicht sogar weniger, gekostet haben. Ich bekomme jährlich £ 150, nun wollte ich, daß er diese Summe auf £ 300 abrundet*. So viel habe ich eingebüßt, weil ich zu ihm nach Neapel gegangen bin. Ich finde, das ist wirklich das allermindeste, was er mir geben müßte, findest du nicht auch? Willst du nicht mal mit ihm sprechen, Frank?"

„Da kann ich mich unmöglich einmischen", versetzte ich.

„Ich habe ihm alles gegeben", fuhr er in niedergedrücktem Ton fort. „Wenn ich Geld besaß, brauchte er mich nicht erst darum zu bitten; alles, was mein war, war auch sein. Und jetzt, da er reich ist, läßt er mich betteln und speist mich mit kleinen Summen ab. Es ist schrecklich von ihm, es ist wirklich sehr, sehr unrecht von ihm."

So bald als möglich ging ich zu einem anderen Thema über. Seine Worte hatten einen bitteren Klang, der mir nicht gefiel, und den ich bereits früher bei ihm bemerkt hatte.

Es sollte mir bald beschieden sein, die Gegenpartei zu hören. Nach ein bis zwei Tagen erzählte mir Lord Alfred Douglas, daß er ein paar Rennpferde gekauft hatte, die in Chantilly zugeritten wurden. Ob ich hinkommen wollte, um sie mir anzusehen?

---

* Oscar bezog bereits von seiner Frau und Robert Roß jährlich £ 300, ganz abgesehen von den Hunderten, die ihm andere Freunde von Zeit zu Zeit zuwandten.

„Ich verstehe nicht viel von Rennpferden", erwiderte ich, „und weiß mit dem Rennsport nicht recht Bescheid, aber habe nichts dagegen, einmal abends hinzukommen. Ich könnte in einem Hotel übernachten und die Pferde sowie Ihren Rennstall am nächsten Morgen besichtigen. Die englischen Stallburschen müssen in Frankreich ein ziemlich eigenartiges Leben führen."

„Es ist wirklich spaßhaft", sagte er, „sie bilden eine ganze englische Kolonie in Frankreich. Es gibt tatsächlich keine französischen Jockeis oder Trainer, die was taugen; da ist alles englisch: englischer ‚slang', englische Sitten, sogar englisches Essen und selbstverständlich englische Getränke. Ein französischer Junge hat scheinbar nicht genug Nerv, um ein guter Reiter zu werden!"

Ich verabredete mich mit ihm und fuhr hinüber. Da ich den Zug versäumte, traf ich sehr spät ein, so daß Lord Alfred Douglas bereits gespeist hatte und ausgegangen war. Ich ließ mir also etwas zu essen geben und stieg gegen Mitternacht in mein Zimmer hinauf. Nach einer halben Stunde wurde an meine Tür geklopft und als ich öffnete, stand Lord Alfred Douglas vor mir:

„Darf ich eintreten?" fragte er. „Es freut mich, daß Sie noch nicht im Bett sind."

„Selbstverständlich", erwiderte ich, „um was handelt es sich denn?" Er sah bleich aus und schien überaus aufgeregt zu sein.

„Ich habe einen bösen Auftritt mit Oscar gehabt" — er stieß diese Worte heraus und ging nervös im Zimmer auf und ab — (es fiel mir ein, daß ich dieses verzerrte blasse Gesicht bereits einmal im Café Royal gesehen hatte), „ja, einen bösen Auftritt, — ich möchte gern mit Ihnen darüber sprechen. Sie wissen natürlich, daß er in früherer Zeit, als seine Theaterstücke in London aufgeführt wurden, reich gewesen ist und mir etwas Geld gegeben hat. Nun behauptet er, ich müßte ihm eine große Summe aussetzen. Ich halte das für lächerlich, finden Sie das nicht auch?"

„Ich möchte mich darüber lieber nicht äußern", erwiderte ich. „Ich weiß mit den näheren Umständen nicht genügend Bescheid."

Er war von dem Gefühl der erlittenen Kränkung zu sehr beherrscht, zu erregt, um meine Tonart zu empfinden und aus meinem Verhalten einen Vorwurf zu entnehmen.

„Oscar ist wirklich zu gräßlich", fuhr er fort, „und hat schon jedes Schamgefühl verloren. Er bettelt und bettelt unentwegt, und selbstverständlich habe ich ihm Geld gegeben, Hunderte habe

ich ihm gegeben, — genau soviel, wie ich jemals von ihm bekommen habe. Aber er ist unersättlich und außerdem verschwenderisch bis zum Leichtsinn. Selbstverständlich will ich mich ihm gegenüber durchaus anständig benehmen und habe ihm schon alles zurückgegeben, was ich von ihm erhalten habe. Finden Sie nicht, daß man nicht mehr von mir verlangen kann?"

Ich blickte ihn erstaunt an und sagte:

„Das müssen Sie mit Oscar abmachen, kein anderer kann da Schiedsrichter sein."

„Weshalb nicht?" fuhr er mich in seiner gereizten Art an. „Sie kennen uns beide und unser Verhältnis."

„Nein", erwiderte ich, „ich kenne nicht Ihre sämtlichen Verpflichtungen und die damit eng verbundenen gegenseitigen Verbindlichkeiten. Außerdem könnte ich in diesem Falle kein gerechter Schiedsrichter sein."

Zornig fiel er über mich her, trotzdem ich mich so freundlich als möglich ausgedrückt hatte.

„Er schien Sie aber zum Schiedsrichter zwischen uns aufrufen zu wollen", schrie er. „Mir ist's gleich, wer das ist. Ich finde, wenn man jemand das zurückgibt, was man von ihm erhalten hat, so kann er nicht mehr verlangen. Es ist ne verfluchte Menge mehr, als die meisten Leute auf Erden zu erwarten haben."

Nach einer Pause ging er sprunghaft zu einem anderen Gedankengange über:

„Als ich das erstemal an Oscar etwas auszusetzen fand, handelte es sich um die ‚Salome'-Übersetzung, denn er ist gräßlich eingebildet. Sie wissen doch, daß ich das Stück ins Englische übertragen habe. Ich fand die Auswahl seiner Worte dürftig und durchaus nicht gut, seine Prosa ist steif...

Selbstverständlich ist er kein Dichter", brach er verächtlich ab, „das müssen Sie selbst zugeben."

„Ich weiß wohl, was Sie meinen", erwiderte ich, „trotzdem ich mir einen großen Vorbehalt zugunsten des Mannes ausbitten muß, der ‚Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading' geschrieben hat."

„Durch eine Ballade wird ein Mann noch nicht zum Dichter", sagte er unwirsch. „Unter einem Dichter verstehe ich einen Menschen, dem der Vers Kraft verleiht; in diesem Sinne ist er kein Dichter, und ich bin einer." Seine Tonart klang herausfordernd trotzig.

„Gewiß sind Sie das", erwiderte ich.

„Nun habe ich die Übersetzung der ‚Salome' mit großer Sorgfalt ausgeführt, niemand könnte mir das nachmachen", sagte er und errötete vor Zorn, „und immerfort hat Oscar daran herumgeändert und sie dadurch verschlechtert. Schließlich mußte ich ihm die Wahrheit sagen, und es gab einen Auftritt. Er bildet sich ein, daß er der bedeutendste Mensch auf Erden ist, der einzige, der überhaupt in Betracht kommt ... Sein Eigendünkel ist albern. Bei dieser ‚Ballade vom Zuchthaus zu Reading', die Sie immer so rühmen, habe ich ihm verschiedentlich geholfen*, — ich nehme an, daß er das jetzt in Abrede stellt.

„Er hat sein Geld zurückerhalten; was will er also noch mehr? Er ist mir ekelhaft, wenn er bettelt."

Ich konnte mich nicht vollkommen beherrschen:

„Er scheint es Ihnen zum Vorwurf zu machen", sagte ich gelassen, „daß Sie ihn zu dieser tollen Klage gegen Ihren Vater aufgehetzt haben, die ihn zugrunde gerichtet hat."

„Ich bezweifle nicht, daß er irgendeinen Grund zum Vorwurf finden wird", warf er mir bissig zu. „Konnte ich vielleicht wissen, wie die Sache ablaufen würde? ... Weshalb hat er meinen Rat befolgt, wenn er's nicht gewollt hat? Er war doch wohl alt genug, um zu wissen, was in seinem Interesse lag ... Er ist jetzt geradezu ekelhaft; er wird so dick und aufgedunsen, — und wie eine von den ‚Töchtern des Blutegels' verlangt er Geld und immer wieder Geld, — als ob es sein gutes Recht wäre."

Ich konnte es nicht mehr mit anhören und mußte versuchen, ihn zur Güte zu bewegen.

„Zuweilen beschenkt man einen Mann, von dem man nie etwas gehabt hat, aus freien Stücken. Wenn aber jemand, den wir lieben und bewundern, in Elend und Not ist, so berechtigt ihn das zu sehr gewichtigen Ansprüchen."

„Ich erkenne in diesem Fall überhaupt keine Ansprüche an", schrie er so erbittert, als ob das Wort an sich ihn zur Raserei triebe, „und ich werde ihn künftig nicht mehr vollpfropfen. Wenn er nur wollte, könnte er mit seiner Schriftstellerei so viel Geld verdienen, wie er braucht; aber er will nichts tun. Er ist träge, er wird von Tag zu Tag immer träger und trinkt viel zu viel. Unerträglich

---

* Die Wahrheit über diesen Punkt habe ich bereits festgestellt.

ist er. Als er mich heute abend unentwegt um Geld bat, kam er mir wie eine alte Dirne vor."

„Großer Gott!" rief ich, „großer Gott! Ist es zwischen Ihnen so weit gekommen?"

„Ja", wiederholte er, ohne meine Worte zu beachten, „er kam mir genau wie eine alte, dicke Dirne vor", und er weidete sich an diesem Ausdruck, — „ich hab's ihm auch gesagt."

Ich blickte den Mann an, doch sprechen konnte ich nicht; da gab es wirklich nichts zu sagen. Und ich dachte, nun hat Oscar Wilde wohl endlich die niedrigste Stufe erreicht. Mit all meinen Gedanken war ich bei Oscar. Dieser gefühllose, kleinliche, böse Charakter erklärte mir das, was Oscar gelitten hatte.

„Da ich hier nichts nützen kann", sagte ich, „haben Sie wohl nichts dagegen einzuwenden, daß ich mich schlafen lege, denn ich bin wirklich todmüde."

„Das tut mir leid", sagte er und sah sich nach seinem Hut um. „Wollen Sie morgen früh mitkommen und sich die ‚Hottehüs' ansehen?"

„Ich glaube kaum", erwiderte ich, „ich bin jetzt nicht in der Lage, mich zu entscheiden, — ich bin so müde, daß ich lieber schlafen möchte. Ich glaube aber, daß ich morgen früh nach Paris zurückfahren werde, da ich eine ziemlich dringende Sache zu erledigen habe."

Er sagte mir „Gute Nacht" und entfernte sich.

Ich lag wach, meine schlaflosen Augen schmerzten aus Mitgefühl, aus Kummer um den armen Oscar, der im Elend und in der Armut beleidigt und von dem Manne, den er geliebt hatte, schmählich behandelt und mit Füßen getreten wurde, — von dem Manne, der ihn in die Hölle getrieben hatte . . .*

---

* Obwohl ich dieses Gespräch so wortgetreu als möglich wiedergegeben und den Eindruck, den Lord Alfred Douglas damals auf mich machte, tatsächlich gemildert habe, bin ich mir doch bewußt, ihm vielleicht Unrecht zu tun. Ich habe in Wirklichkeit niemals Verständnis für seine Art gehabt, und so wäre es möglich, daß ihn meine Schilderung von seiner schlechtesten Seite zeigt. Denn ich weiß, daß dieser Zwischenfall nicht seine beste Seite zu erkennen gibt. Er hat später durch seine Schriften, und insbesondere durch einige herrliche Sonette, bewiesen, daß er für Oscar Wilde wirklich Zuneigung und Bewunderung empfand. Wenn ich ihm irgendwie nicht gerecht geworden bin, so kann ich das meines Erachtens am besten dadurch ausgleichen, daß ich hier sein edles Sonett auf Oscar Wildes Tod wiedergebe. Durch seine reine

Der tote Dichter

Nachts träumte ich von ihm — sah sein Gesicht
Ganz strahlend, nicht im Schatten trüber Qual.
Wie einst in Melodien ohne Zahl
Hört' ich die goldne Stimme, und sie spricht. — —
Er schürfte Anmut aus des Alltags Schicht
Und schaffte aus dem Nichts ein Wundermal,
Bis sich in Schönheit hüllt, was bleich und kahl,
Und uns die Welt erglänzt im Zauberlicht.

Doch — als ich vor verschloßnem Tore stand,
Da trauert' ich um manch verlornes Wort, —
Verschollne Sagen, rätselhafte Not, —
Manch Wunder, das noch nie die Sprache fand, —
Gedankenvögel, die erstickt im Mord,
Dann wacht' ich auf und wußte: — er war tot!*

Ich entschloß mich, Oscar sofort aufzusuchen und mich zu bemühen, ihn ein wenig zu trösten. Schließlich, — sagte ich mir, macht's nicht sehr viel aus, wenn ich ihm noch einmal so ungefähr fünfzig Pfund gebe. Und ich gedachte der vielen köstlichen Stunden, die wir in heiterem Geplauder und hohen geistigen Genüssen zusammen verbracht hatten.

Mit dem Frühzug kehrte ich nach Paris zurück und fuhr über die Seine in Oscars Hotel, wo er zwei Zimmer — ein kleines Wohnzimmer und ein angrenzendes, noch kleineres Schlafzimmer — bewohnte.

Als ich eintrat, lag er halb angekleidet auf dem Bett. Die Räume machten einen unangenehmen Eindruck auf mich. Es waren gewöhnliche, schäbige, enge französische Zimmer mit einer geschmacklosen Einrichtung: die üblichen Mahagonistühle, die vergoldete Uhr auf dem Kamin und eine unnatürlich quittengelbe Tapete an der Wand. Aber die überall herrschende Unordnung wirkte befremdend. Auf dem runden Tisch, auf den Stühlen und auf dem Fußboden lagen Bücher verstreut, und in buntem Durch-

---

Schönheit und die Aufrichtigkeit des Empfindens ist es Shelleys Elegie auf Keats' Tod an die Seite zu stellen.

* Dieses Sonett wurde von der Übersetzerin gemeinsam mit Mr. Herman George Scheffauer ins Deutsche übertragen.

einander hier ein Paar Strümpfe, dort Hut und Stock, während der Überzieher sich auf der Erde befand. Hier ließ er den Ordnungssinn und das Stilgefühl, die in seinen Räumen in der Tite Street walteten, ganz vermissen. Hier lebte er nicht mit dem festen Willen, seine Lage nach Möglichkeit zu bessern, hier vegetierte er ziel- und planlos.

Ich sagte ihm, daß ich ihn zum Essen mitnehmen wollte. Und während er sich fertig anzog, fiel mir an seiner Kleidung so ziemlich dieselbe Veränderung auf wie in seiner Wohnung. In seinen goldenen Londoner Tagen hatte er recht viel vom Dandy an sich; da trug er am Abend gewöhnlich weiße Westen und war sehr wählerisch in Bezug auf die Blumen in seinem Knopfloch, seine Handschuhe und seinen Spazierstock. Jetzt war das alles nur gerade anständig und stand so weit unter dem Durchschnitt, wie es früher darüber hinausging. Offenbar hatte er sich vernachlässigt und an diesen Eitelkeiten keine Freude mehr, was mir als ein schlechtes Zeichen erschien.

Ich hatte ihn stets für sehr gesund gehalten und geglaubt, daß er wohl sechzig bis siebzig Jahre alt werden könnte. Nun hatte er sich aber selbst nicht mehr in der Gewalt, und das betrübte mich. Eine Wurzel seiner Lebenskraft schien zermalmt zu sein. Der zweite Verrat, den Bosie Douglas an ihm begangen hatte, war der „coup de grâce".

Im Wagen war er versonnen und mißgestimmt und fing sofort an, sich zu entschuldigen.

„Ich werde ein unerfreulicher Gefährte sein, Frank", kündigte er mir mit zitternden Lippen an.

Die würzige Sommerluft in den Champs-Elysées schien ihn ein wenig zu beleben, aber er war augenscheinlich in bittere Betrachtungen versunken und bemerkte kaum, wohin der Weg uns führte. Von Zeit zu Zeit seufzte er tief, als ob ein Druck auf ihm lastete. Ich plauderte, so gut ich konnte, von diesen und jenen Dingen und versuchte, ihn von der abscheulichen Angelegenheit abzulenken, die, wie ich wußte, sein Gemüt beschwerte; aber alles war vergebens. Als unser Mittagessen zur Neige ging, sagte er in ernstem Ton:

„Ich möchte etwas von dir wissen, Frank, ich möchte, daß du mir ehrlich sagst, ob du mich für den schuldigen Teil hältst. Ich wünschte, es verhielte sich wirklich so . . . Du weißt doch, daß

ich neulich mit dir über Bosie gesprochen habe; er ist jetzt reich geworden und gibt sein Geld mit vollen Händen beim Rennsport aus.

„Ich habe ihn gebeten, mir £ 1500 oder 2000 auszusetzen, damit ich mir eine Annuität kaufen oder etwas unternehmen kann, das mir jährlich £ 150 einbringt. Da du ihn nicht gern darum bitten wolltest, habe ich es getan und ihm gesagt, daß es wirklich seine Pflicht wäre, mir sofort eine Summe zu verschreiben. Da hat er sich umgedreht und mir in seiner Wut Worte gesagt, die wie Peitschenhiebe waren. Er hat mich furchtbar beschimpft, — er hat mir furchtbare Dinge gesagt, Frank. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ich noch mehr leiden würde als im Gefängnis, aber er hat mich verbluten lassen ...", und die Tränen traten in seine schönen Augen. Als er bemerkte, daß ich schwieg, rief er laut:

„Frank, um unserer Freundschaft willen, du mußt mir's sagen: ist's meine Schuld? War er im Unrecht oder ich?"

Seine Schwäche war ergreifend, — oder war seine Zuneigung noch so groß, daß er lieber sich selbst als seinen Freund bezichtigen wollte?

„Selbstverständlich bin ich der Meinung, daß er im Unrecht, ganz und gar im Unrecht ist", sagte ich. Ich konnte nicht anders, ich mußte es sagen und fuhr dann fort:

„Aber du weißt doch, daß er ganz tolle Wutausbrüche bekommt. Auch wenn er sich selbst lobt, wie kürzlich im Gespräch mit mir, wird er dabei ganz wild, — und vielleicht hast du ihn unbewußt durch die Form deiner Bitte verdrossen. Wenn du es seiner Großmut und Eitelkeit anheimstellen wolltest, würdest du mehr erreichen, als wenn du auf sein Gefühl für Recht und Billigkeit baust. Er hat nicht viel sittliches Empfinden."

„Ach, Frank", unterbrach er mich in ernstem Tone, „ich habe es ihm, so gut ich konnte, ganz ruhig und freundlich vorgestellt. Ich habe von unserer alten Zuneigung, von den guten und schlechten Tagen gesprochen, die wir zusammen verbracht haben: du weißt, ich könnte nie und nimmer hart gegen ihn sein."

Und mit einer gewissen leidenschaftlichen Erregung brach er in die Worte aus:

„Noch nie, noch nie hat es auf Erden einen solchen Verrat gegeben. Weißt du noch, du hast mir einmal gesagt, daß die einzige

Unvollkommenheit, die du in der vollendeten Symbolik der Evangelien finden könntest, die Tatsache wäre, daß Jesus von Judas, dem Fremdling aus Kerioth, verraten wurde, nicht aber von seinem geliebten Jünger Johannes, — denn nur die Menschen, die uns lieben, können an uns zum Verräter werden? Welch eine Wahrheit, welch eine tragische Wahrheit ist das, Frank! Die Menschen, die wir lieben, verraten uns durch einen Kuß."

Er schwieg eine Weile und sprach dann in mattem Tone weiter: „Ich wünschte, Frank, du würdest mit ihm reden und ihm klarmachen, wie ungerecht und lieblos er gegen mich ist."

„Das ist ganz unmöglich, Oscar. Alle die Beziehungen, die zwischen euch bestehen, und die zahllosen Bande, die euch verknüpfen, entziehen sich meiner Kenntnis. Ich würde nur Schaden anrichten und nichts nützen können."

„Doch, Frank", rief er, „du kennst sie, du mußt wissen, daß er für alles, für meinen Sturz und mein Elend verantwortlich ist. Er hat mich in den Kampf gegen seinen Vater getrieben. Ich bat ihn, es sein zu lassen, aber er hat mich hineingehetzt und mich gefragt, was sein Vater wohl dagegen machen sollte. Er hat mir voller Geringschätzung vorgerechnet, daß er gar nichts beweisen könnte. Er hat behauptet, daß sein Vater der widerwärtigste, abscheulichste Mensch auf Erden und daß ich verpflichtet wäre, ihn zum Schweigen zu bringen. Wenn ich das nicht täte, so würden mich alle Leute auslachen, und mit einem Feigling könnte er überhaupt nicht befreundet sein. Auch seine ganze Familie, der Bruder und die Mutter, baten mich, gegen Queensberry einzuschreiten, alle sagten mir ihren Beistand zu, und nachher — —

„Du weißt doch, Frank, wie Bosie im Café Royal vor der Gerichtsverhandlung mit dir gesprochen hat, als du mich gewarnt und inständig gebeten hast, die verrückte Klage zurückzuziehen und ins Ausland zu gehen; du weißt doch, daß er böse geworden ist und gesagt hat, du könntest nicht mein Freund sein. Er hat mich ins Elend getrieben, um sich an seinem Vater zu rächen, und mich dann allein dafür büßen lassen.

„Und das ist noch nicht das Schlimmste, Frank; als ich aus dem Zuchthaus kam, war ich entschlossen, ihn nie wiederzusehen, denn ich gab meiner armen Frau das Versprechen, ihn nicht mehr wiederzusehen. Ich hatte ihm verziehen, aber ich wollte ihn nicht sehen. Ich hatte zu viel, — viel zu viel durch ihn

und um seinetwillen gelitten. Und dann fing er an, mir zu schreiben, und schrieb mir immer wieder von seiner Liebe, stündlich rief er sie mir voller Sehnsucht zu, bat mich, zu kommen, und versicherte mir, daß er nur mich, mich allein unter allen Menschen zu seinem Glück brauchte. Wie sollte ich ihm da nicht glauben, wie konnte ich ihn da wohl meiden? Schließlich gab ich nach und ging zu ihm. Aber sobald sich die ersten Mißhelligkeiten einstellten, fiel er in Neapel wie ein wildes Tier mit Vorwürfen und Beleidigungen über mich her.

„Ich mußte nach Paris flüchten, da ich durch ihn alles verloren hatte, — meine Frau und mein Einkommen und meine Selbstachtung — alles. Aber ich habe immer geglaubt, daß er wenigstens großmütig wäre, wie es sich für einen Mann gebührt, der den Namen Douglas trägt. Ich hatte ja keine Ahnung, daß er knauserig und erbärmlich sein könnte. Jetzt aber ist er verhältnismäßig reich, und da ist's ihm lieber, sein Geld für Jockeis, Trainer und Pferde zu vergeuden, von denen er nichts versteht, als mir aus der Not zu helfen. Es ist doch wahrlich nicht zu viel verlangt, daß er mir ein Zehntel gibt, da ich ihm alles gegeben habe? Willst du ihn nicht darum bitten?"

„Ich finde, er hätte ungebeten das tun müssen, was du wünschst", gab ich zu, „aber ich bin überzeugt, daß mein Reden nichts nützen würde. Er wird schon immer feindselig, wenn ich anderer Meinung bin. Und Feindseligkeit steht mit seinem Wesen stets besser im Einklang als Wohlwollen: er ist der Sohn seines Vaters, Oscar, und da kann ich nichts machen. Ich kann nicht einmal mit ihm darüber sprechen."

„Ach, Frank, du müßtest es tun", sagte Oscar.

„Nun, nimm einmal an, er würde mir dagegen vorhalten, daß du ihn verführt hast. Was könnte ich darauf erwidern?"

„Ich ihn verführt!" rief Oscar auffahrend, „das glaubst du doch selbst nicht. Das kannst du dir doch nicht einreden lassen. Es ist nicht wahr. Er hat mich immer geleitet und beherrscht, denn er ist so selbstherrlich wie Cäsar. Er hat unsere vertraulichen Beziehungen angeknüpft und ist in London zu mir gekommen, als ich ihn gar nicht sehen wollte, oder — besser gesagt — ich wollte schon, aber ich hatte Angst, Frank. Von Anfang an habe ich Angst gehabt, wohin das alles führen würde, und bin ihm aus dem Wege gegangen. Sein rücksichtsloser Adelsstolz, sein furchtbar

dreistes, herrschsüchtiges Wesen hat mich abgeschreckt. Aber er kam nach London und ließ mich rufen oder sagte, daß er mich in meinem Hause aufsuchen würde, wenn ich nicht zu ihm kommen wollte. Und so bin ich hingegangen, weil ich glaubte, daß ich ihn zur Vernunft bringen könnte, aber es war unmöglich. Als ich ihm sagte, daß wir sehr vorsichtig sein müßten, weil ich Angst vor den Folgen hatte, machte er sich über meine Befürchtungen lustig und stärkte meine Zuversicht. Denn er wußte, daß niemand es wagen durfte, ihn zu bestrafen; — er ist ja mit dem halben Hochadel verschwägert, und was aus mir wurde, war ihm gleichgültig ...

„Er hat mich zuerst auf die Gasse geführt und mich mit den Londoner prostituierten Männern bekannt gemacht. Von Anfang bis zu Ende hat er mich wie die Stechfliege gehetzt, — der οἶστρος, von dem die Griechen erzählen, daß er die Unglücklichen ins Verderben trieb.

„Und jetzt behauptet er, daß er mir nichts schuldig ist; ich soll keine ‚Ansprüche' haben, — ich, der ich ihm immer gegeben habe, ohne zu zählen, wieviel es gewesen ist; er behauptet, daß er sein ganzes Geld für sich gebraucht. — Er möchte Wettrennen gewinnen und Dichtungen schreiben, Frank, — seine niedlichen Verse, die er für Dichtungen hält!

„Mit Leib und Seele hat er mich zugrunde gerichtet; und jetzt will er mich übertrumpfen und sagt, daß sich die Wagschale zu seinen Gunsten neigt. Ja, Frank, das tut er; er hat mir neulich erklärt, daß ich kein Dichter, kein wahrer Dichter bin, und daß er, Alfred Douglas, größer ist als Oscar Wilde.

„Ich habe auf dieser Welt nicht viel geleistet", fuhr er leidenschaftlich fort, „das weiß ich am besten von allen, nicht den vierten Teil von dem, was ich zu leisten verpflichtet war, aber manches ist doch darunter, was die Welt nicht vergessen wird — und schwerlich vergessen kann. Wenn die ganze Douglas-Sippe von Anfang an mit all ihren Taten zusammengetan und auf die Wagschale gelegt wird, so wiegt sie im Vergleich damit noch weniger als Staub. — Und doch, Frank, hat er mich geschmäht, gegeißelt und geschändet ... Er hat mich vernichtet, er hat mich vernichtet, der Mann, den ich geliebt habe; — selbst mein Herz ist in mir zur toten Masse erstarrt! ..." und er stand auf und wandte sich ab, während ihm die Tränen über die Wangen strömten.

„Nimm's dir nicht so sehr zu Herzen", sagte ich nach ein bis zwei Minuten und ging ihm nach, — „die verlorene Liebe kann ich dir nicht ersetzen, aber so etwa hundert Pfund im Jahre, das ist nicht viel, — und ich will dafür sorgen, daß du sie jährlich regelmäßig bekommst."

„Ach, Frank, das Geld macht es nicht; seine Ablehnung, seine Beleidigungen, seine Feindseligkeit, — die bringen mich um; die Tatsache, daß ich mich für jemand zugrunde gerichtet habe, dem es ganz gleichgültig ist, der mir ein bißchen Geld hinschiebt; — mir ist zumute, als wenn ich im Kot ersticke . . .

„Einst habe ich geglaubt, daß ich mein Leben meistern, über mein Schicksal gebieten könnte, daß ich tun dürfte, was mir beliebt, und alles erreichen würde. Ich glich einem gekrönten König, bis ich ihn kennen lernte, — und nun bin ich verbannt, verfemt und verachtet.

„Ich bin auf den Irrweg des Lebens geraten; alle, die an mir vorübergehen, höhnen mich, und der Mann, den ich geliebt habe, geißelt mich mit gemeinen Beleidigungen und straft mich mit Verachtung. Solch ein Verrat steht beispiellos und ohnegleichen in der Geschichte da. — Ich bin erledigt. Nun ist alles für mich aus — alles! Hoffentlich wird das Ende bald kommen", — und er trat ans Fenster und weinte bitterlich.

XXVI

DAS ENDE

Jedoch nach ein bis zwei Tagen verzogen sich die Wolken, und die Sonne leuchtete so strahlend wie je zuvor. Oscars Stimmung ließ sich nicht lange niederdrücken: er hatte eine kindliche Freude am Leben und an jedem seiner kleinen Ereignisse. Als ich mich etwa acht Tage später, mitten im Sommer, in Paris von ihm trennte, war er lustig und guter Dinge. Er plauderte ebenso köstlich wie zuvor, und der zynische Anflug seiner Worte verlieh seinem Witz überdies einen prickelnden Reiz. Bald nach meiner Ankunft in London teilte er mir brieflich mit, daß er krank wäre, und daß ich ihm wirklich etwas Geld schicken müßte. Die Summe, die wir zuerst für sein Szenarium* vereinbart hatten, war bereits überschritten; außerdem war ich selbst in Geldverlegenheit und befand mich in keinem guten Gesundheitszustand. Ich litt an einem chronischen Bronchialkatarrh, der mich in diesem Herbst zu wiederholten Malen sehr mitgenommen hat. Da ich von gemeinsamen Bekannten gehört hatte, daß Oscars Krankheit ihn nicht hinderte, auswärts zu speisen und Vergnügungen aufzusuchen, nahm ich seine Klagen und Bitten etwas unwillig auf und antwortete ihm in lakonischer Form, denn ich hielt diese Krankheit lediglich für einen Vorwand. Als ich nun mein Theaterstück untergebracht hatte, wurden seine Forderungen ebenso dringend wie übertrieben.

Schließlich fuhr ich im September nach Paris zurück, um ihn zu besuchen, und war überzeugt, innerhalb von fünf Minuten alles in freundschaftlicher Weise mit ihm regeln zu können; denn er mußte sich unserer Vereinbarung erinnern.

Als ich zu ihm kam, ging es ihm gesundheitlich gut, aber er

* Es handelt sich um das Lustspiel „Mr. and Mrs. Daventry" von Frank Harris. Oscar Wilde hatte das Szenarium, das seine Erfindung war, an Harris verkauft, war jedoch seinen Verpflichtungen, den ersten Akt selbst auszuführen, nicht nachgekommen. D. Ü.

ärgerte sich wie ein Kind, daß mein Stück aufgeführt werden sollte, und war entschlossen, mir so viel Geld als möglich abzunehmen— mochte es biegen oder brechen. Eine solche Hartnäckigkeit auf diesem Gebiet war mir noch niemals vorgekommen, und ich konnte nur durch Zahlung einer weiteren Summe, die denn auch erfolgte, eine leidliche Einigung mit ihm erzielen.

Bei diesem Feilschen und Bitten wurde es mir klar, daß er, im Gegensatz zu meiner früheren Anschauung, zum Freunde nicht geschaffen war und auf Freundschaft keinerlei Gewicht legte. Selbst seine Liebe zu Bosie Douglas war zum Haß geworden, denn die Grundlage seiner Neigung war niemals Verständnis oder Bewunderung, sondern fast nur Snobismus gewesen. Er liebte den Titel, den romantischen Namen — Lord Alfred Douglas. Robert Roß war der einzige Freund, von dem er stets mit Zuneigung und Wertschätzung sprach: Er pflegte ihn „einen der witzigsten Menschen" zu nennen und spottete gern, aber stets in gutmütiger Weise, über seine besonders schlechte Handschrift: „Ein Brief beweist nur, daß Bobbie etwas zu verheimlichen hat." Aber dann fügte er wohl hinzu: „Wie freundlich, wie gut er ist", als ob Roß' Hingebung für ihn etwas Erstaunliches wäre, was tatsächlich auch der Fall war. Roß hat mir später erzählt, daß Oscar sich nie viel aus ihm gemacht hat. Und Oscar hat sich wirklich aus allen so wenig gemacht, daß eine selbstlose Liebe ihn maßlos überraschte: er konnte in seiner eigenen Seele dafür keine Erklärung finden. Seine Eitelkeit war — wie bei den meisten Menschen — stets reger als seine Dankbarkeit. Zuweilen, wenn Roß ihn belehren oder zurechtweisen wollte, wurde er sofort gereizt und entgegnete beispielsweise: „Du verstehst dich so gut darauf, hoch zu Roß zu sitzen, und du tust es so gern, — es ist wirklich schade, Bobbie, daß du nie den Pegasus bestiegen hast." Das war nicht gerade Spott, aber ein kleiner Seitenhieb, um seinen Schulmeister zur Ordnung zu rufen. Wie die meisten Menschen, die ein bestrickendes Wesen haben, war Oscar selbstsüchtig, auf sich bedacht und von der eigenen Wichtigkeit zu sehr durchdrungen, um viel an andere zu denken, aber gegen Hilfsbedürftige war er großmütig und gegen alle Menschen freundlich.

Als ich nach London zurückgekehrt war, hörte er nicht auf, mich fast mit jeder Post um Geld zu bitten. Sobald nun die Aufführung meines Theaterstücks öffentlich angezeigt wurde,

belästigte und verfolgte mich eine ganze Schar von Menschen, die alle behaupteten, daß Oscar ihnen das Szenarium bereits verkauft hätte, ehe ich es von ihm erwarb. Verschiedene Leute drohten, ein gerichtliches Verbot gegen die Darstellung meines Stückes „Mr. and Mrs. Daventry" zu erwirken, wenn ich mich nicht zuerst mit ihnen einigte. Selbstverständlich schrieb ich Oscar einen ziemlich scharfen Brief, weil ich durch seine Schuld in dieses Wespennest geraten war.

Während sich diese ganzen unerfreulichen Vorgänge abspielten, benachrichtigte mich Turner — meines Wissens im Oktober —, daß Oscar ernstlich erkrankt sei, mit dem Bemerken, daß ich so freundlich sein möchte, ihm das Geld zu senden, das er nach seiner Behauptung noch von mir zu beanspruchen hätte, da er es dringend benötige. Als dieser Brief eintraf, war ich bettlägerig und kann jetzt nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, ob ich ihn beantwortet habe oder nicht. Er erregte meinen Unwillen; denn Oscars Freunde hätten wissen müssen, daß ich ihm kein Geld schuldig war. Aber nach einiger Zeit erhielt ich die telegraphische Mitteilung von Roß, daß Oscars Zustand hoffnungslos sei. Ich war krank und nicht imstande, das Zimmer zu verlassen, sonst wäre ich sofort nach Paris gefahren. Unter diesen Umständen ließ ich mir meinen Freund Bell kommen und übergab ihm etwas Geld und einen Scheck mit der Bitte, hinüberzufahren und mich zu benachrichtigen, ob Oscar wirklich in Lebensgefahr war, was mir kaum glaubhaft erschien. Das Schicksal wollte es anders; am nächsten Nachmittag, als ich Bell bereits unterwegs glaubte, kam seine Frau, um mir zu sagen, daß er einen schweren Asthmaanfall gehabt hatte, aber sobald sein Befinden es erlaubte, nach Paris fahren würde.

Ich war selbst in zu schlechten Verhältnissen, um auf telegraphischem Wege Geld zu überweisen, das vielleicht nicht benötigt wurde. Und Oscar hatte zu häufig in Bezug auf seine Gesundheit „blinden Lärm" geschlagen, um als glaubwürdiger Zeuge zu gelten. Dennoch war ich mit mir selbst unzufrieden und wartete sehnsüchtig auf Bells Abreise.

Ein Tag nach dem andern verging in quälender Unsicherheit und Angst; aber es währte nicht lange, da wurde meiner ganzen Sorge ein Ende gemacht: denn ich erhielt ein Telegramm, das mir seinen Tod meldete. Ich wollte meinen Augen nicht trauen:

Letzte Aufnahme
(in Rom)

es schien unglaublich zu sein — der Bronnen der Lust und des Frohsinns, die köstliche Quelle geistigen Lebens und Strebens für immer versiegt! Durch Oscar Wildes Tod wurde die Welt trüber für mich.

Erst nach Monaten erfuhr ich von Robert Roß die näheren Umstände seiner letzten Krankheit.

Roß traf im Oktober in Paris ein, und sobald er Oscar sah, war er von seinem veränderten Aussehen so betroffen, daß er darauf bestand, mit ihm zum Arzt zu gehen. Aber zu seiner Verwunderung fand der Arzt, daß im Augenblick kein Anlaß zur Sorge vorlag. Er meinte, daß Oscar noch jahrelang am Leben bleiben könnte, wenn er nur keinen Wein und „a fortiori" keine Spirituosen mehr trank. Absinth wurde ihm streng verboten. Aber Oscar beachtete die Mahnung nicht, und Roß konnte nichts anderes für ihn tun, als mit ihm spazieren zu fahren, sooft das Wetter es gestattete, und ihm harmlose Zerstreuungen zu verschaffen.

Oscars Wille zum Leben war fast vollkommen geschwunden: so lange er angenehm und ohne Anstrengung zu leben vermochte, war er zufrieden. Aber sobald sich gesundheitliche Störungen und Schmerzen oder selbst nur ein Unbehagen einstellte, sehnte er sich nach Erlösung.

Doch bis zuletzt blieb ihm sein Frohsinn und seine bestrickende Heiterkeit erhalten. Seine Krankheit verursachte einen gewissen Hautreiz, der weniger schmerzhaft als lästig war. Als er eines Morgens Roß nach einer vierundzwanzigstündigen Trennung wiedersah, bat er ihn um Entschuldigung, weil er sich kratzen mußte:

„Ich hab' wirklich mehr Ähnlichkeit denn je mit einem großen Affen", rief er, „aber ich hoffe doch, Bobbie, daß du mir keine Nuß, sondern ein Mittagessen vorsetzen wirst."

Auf einer der letzten Spazierfahrten, die er mit seinem Freunde unternahm, bestellte er sich Champagner, und als er ihm gebracht wurde, meinte er: „Ich sterbe ebenso, wie ich gelebt habe — über meine Verhältnisse." Sein lachender Humor verklärte sogar seine letzten Stunden.

Anfang November reiste Roß aus Paris ab, um mit seiner Mutter nach der Riviera zu fahren, da Reggie Turner sich bereit erklärt hatte, bei Oscar zu bleiben. Er schildert uns, daß Oscar allmählich immer schwächer wurde, obwohl er seine Umgebung

bis zum Schluß durch seinen alten, noch aufflackernden Humor überraschte. Er behauptete andauernd, daß Reggie sich vorzüglich zum Arzt eignete, weil er ihm unablässig etwas verbot. Dann sagte er wohl: „Wenn du es fertig bringst, dem Hungrigen das Brot und dem Durstigen den Trank zu entziehen, dann darfst du dich um dein Diplom bewerben, Reggie."

Gegen Ende November sandte Reggie ein Telegramm an Robert Roß, um ihn nach Paris zu berufen; Roß ließ alles im Stich und traf am nächsten Tage dort ein.

Als alles vorüber war, sandte er einem seiner Freunde einen ganz ausführlichen Bericht über Oscar Wildes letzte Stunden, den er mir in hochherziger Weise zur Verfügung gestellt hat.

Wer sich mit Studien über Oscar Wilde befaßt, sollte Roß' Brief lesen, aber manche seiner Schattierungen sind zu zaghaft, und gewisse Erlebnisse, die stark hervorgehoben werden müßten, zu oberflächlich behandelt. Die mündlichen Mitteilungen, die ich von ihm erhalten habe, waren eingehender und besser im Ausdruck.

So erwähnt er z. B. beiläufig, wenn er von seinen Spazierfahrten mit Oscar spricht, daß Oscar „darauf bestand, Absinth zu trinken" — und läßt es dabei bewenden. In Wirklichkeit ließ Oscar den Wagen ungefähr beim ersten Kaffeehaus halten, stieg aus und trank ein Glas Absinth. Zwei- bis dreihundert Meter weiter ließ er die Victoria wieder halten, um das zweite Glas Absinth zu trinken, und als ein paar Minuten später wieder halt gemacht wurde, wagte Roß, Einwendungen zu machen:

„Du wirst dich umbringen, Oscar", rief er, „du weißt doch, daß dir die Ärzte gesagt haben, Absinth sei Gift für dich!"

Oscar blieb am Bürgersteig stehen:

„Und wozu soll ich leben, Bobbie?" fragte er in ernstem Ton. Da blickte Roß ihn an und bemerkte den Verfall — die Symptome des Alters und der zerstörten Gesundheit — und konnte nur den Kopf neigen und schweigend mit ihm weitergehen. Wozu sollte er wirklich leben, er, der alle vornehmen Lebensgewohnheiten aufgegeben hatte?

Die zweite Szene ist entsetzlich, aber sozusagen die unvermeidliche Folge der ersten: sie enthält ihre besondere, grausige Moral. Roß erzählt, daß er eines Morgens an Oscars Sterbebett trat und ihn tatsächlich bereits bewußtlos fand; er schildert das furchtbare,

laute Todesröcheln und fügt hinzu: „es mußten ihm schreckliche Handreichungen gemacht werden!“

Aber die Wirklichkeit ist noch entsetzlicher. Oscar hatte seit der Katastrophe in Neapel fast gewohnheitsmäßig zu stark gegessen und zu viel getrunken. Die furchtbare Krankheit oder die Nachwirkungen, an denen er litt, schwächen alle Gewebe des Körpers, eine Schwäche, die durch den Genuß von Wein, besonders aber von Spirituosen, verschlimmert wird. Als die beiden Freunde in banger Sorge an seinem Bette saßen, erfolgte plötzlich eine geräuschvolle Entladung: Schleim drang aus Oscars Mund und Nase, und — . . .

Selbst die Betten mußten verbrannt werden . . .

Wenn es in Wahrheit so ist, daß alle, die das Schwert nehmen, durch das Schwert umkommen sollen, so ist es ebenso gewiß, daß alle, die für ihren Leib leben, durch ihren Leib umkommen sollen — und es gibt keine entehrendere Todesart.

*

Noch eine Szene — die letzte —, dann bin ich zu Ende.

Als Robert Roß alle Vereinbarungen traf, um Oscar in Bagneux zu beerdigen, war er bereits entschlossen, die Leiche so bald als möglich nach dem Kirchhof „Père Lachaise“ zu überführen und dort, wo seine sterblichen Überreste ruhen sollten, ein würdiges Denkmal zu errichten. Es wurde sein Lebenszweck, die Schulden seines Freundes zu begleichen, die Konkurserklärung rückgängig zu machen und seine Werke in geziemender Form zu veröffentlichen, — kurz, Oscars Andenken von jedem Makel zu reinigen und seinem liebenswerten Wesen nur die leuchtenden Gewänder der Unsterblichkeit zu erhalten. In wenigen Jahren hatte er seine edle Aufgabe bis auf den letzten Teil erfüllt: er hatte nicht nur Oscar Wildes gesamte Schulden getilgt, sondern es sogar ermöglicht, seinen Kindern große Summen zu überweisen, und die Berühmtheit seines Namens auf der ausgedehntesten und sichersten Grundlage gefestigt.

Nun fuhr er mit Oscars Sohn Vyvyan nach Paris hinüber, um seinem Freunde den letzten Dienst zu erweisen. Als die Leiche vor Jahren zur Grabesruhe hergerichtet wurde, hatte sich Roß über die zur Ermöglichung seiner Absichten erforderlichen Maßnahmen von medizinischer Seite belehren lassen. Und die Ärzte

hatten ihm den Rat gegeben, die Leiche in gebrannten Kalk zu betten, — wie Oscar Wilde es in seiner „Ballade vom Zuchthaus zu Reading" schildert. Denn dieses Präparat sollte die Fleischteile zerstören und die weißen Knochen — das Skelett — unversehrt erhalten, somit würde ihm eine Überführung leicht ermöglicht werden.

Als das Grab geöffnet wurde, sah Roß zu seinem Entsetzen, daß die Fleischteile durch den gebrannten Kalk nicht zerstört, sondern in gutem Zustande erhalten worden waren. Oscars Gesicht war kenntlich, nur Haar und Bart waren lang geworden. Roß bat den Sohn sogleich, sich zu entfernen, und als die Totengräber sich anschickten, ihre Spaten in Tätigkeit zu setzen, gebot er ihnen Einhalt. Dann stieg er selbst in die Gruft hinunter und legte, in liebevoller Ehrfurcht, den Leichnam mit eigener Hand in den neuen Sarg.

Die Menschen, welche unsere sterbliche Hülle um des Geistes willen in Ehrfurcht halten, werden Robert Roß für dieses höchste Zeichen der Verehrung, die er den irdischen Überresten seines Freundes erwiesen hat, Dank wissen: bei ihm war wirklich die Liebe stärker als der Tod.

Und man darf auch versichert sein, daß der Mann, dem diese glühende, selbstlose Zärtlichkeit zuteil wurde, sie verdient und durch den Reiz seiner Kameradschaft oder durch die Zauberkraft seines liebreichen Wesens ins Leben gerufen hatte.

XXVII

SCHLUSSWORT

Die Härte des Gefängnisarztes und des englischen Gefängnissystems hat Oscar Wilde ums Leben gebracht. Die wunde Stelle in seinem Ohr, die er sich an jenem Sonntagmorgen in der Gefängniskapelle zu Wandsworth zugezogen hatte, als er ohnmächtig zu Boden fiel, entwickelte sich zu einem Abszeß und bildete schließlich die Ursache seines Todes. Die „Operation", die Roß in seinem Briefe erwähnt, war die Exstirpation dieser Geschwulst. Die Gefangenschaft, die Aushungerung und vor allem die Grausamkeit seiner Kerkermeister hatten ihr Werk verrichtet.

Diese lokale Affektion wurde, wie bereits erwähnt, durch ein allgemeineres und bösartigeres Leiden verschlimmert. Die Ärzte führten das rötlich aussehende Exanthem auf Brust und Rücken, über das Oscar klagte, und das er dem Genuß von Muscheln zuschrieb, auf eine andere und ernstere Ursache zurück. Sie rieten ihm sofort, vom Trinken und Rauchen Abstand zu nehmen und ein äußerst enthaltsames Leben zu führen. Denn sie hatten bei ihm die Symptome des tertiären Stadiums jener furchtbaren Krankheit festgestellt, die infolge der in England herrschenden vernunftlosen Prüderie die Auslese der englischen Männer ungehindert hinwegraffen darf.

Oscar ließ den ärztlichen Rat unbeachtet. Sein Leben hatte wenig Inhalt. Das Vergnügen, in guter Gesellschaft zu essen und zu trinken, war fast das einzige, das ihm noch verblieben war. Weshalb sollte er sich im Hinblick auf einen sehr unsicheren und fraglichen künftigen Nutzen den Genuß des Augenblicks versagen?

Er hat nie an den Wert der Askese oder der Selbstverleugnung in irgendeiner Form geglaubt, und als das Ende nahte und er empfand, daß das Leben ihm nichts mehr zu bieten hatte, sträubte sich das Heidentum in ihm, ein Dasein zu verlängern, das keine Freuden mehr brachte. Und mit tiefer Wahrhaftigkeit hätte er sagen können: „Ich habe gelebt."

Die Tatsache, daß Oscar unter bedauerlichen Verhältnissen auf dem entlegenen Kirchhof in Bagneux beerdigt wurde, ist viel erörtert worden. Es scheint am Tage des Leichenbegängnisses geregnet zu haben, und ein kalter Wind wehte; der Weg war schmutzig und weit, und nur ein halbes Dutzend Freunde geleitete den Sarg zu seiner Ruhestätte. Aber derartige Zufälligkeiten sind letzten Endes bedeutungslos, wenn sie auch im Augenblick bedauerlich wirken mögen. Die entseelte Hülle weiß von unseren Empfindungen nichts, und es ist vollkommen gleichgültig, ob sie mit feierlichem Gefolge zu Grabe getragen und mit den Trauerkundgebungen eines ganzen Volkes in einer großen Abtei beigesetzt — oder wie Staub in alle Winde verweht wird.

In Heines Versen liegt der letzte und höchste Trost:

„Immerhin, mich wird umgeben
Gottes Himmel dort wie hier,
Und wie Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir."

Oscar Wilde hatte sein Werk vollbracht, er hatte der Welt die Gabe, die er zu bieten hatte, bereits vor Jahren dargebracht. Selbst seine Freunde, die ihn liebten, die sich an dem Reiz seiner Unterhaltung und an seinem leichtherzigen Frohsinn und Humor erfreuten, hätten ihn schwerlich länger an den Pranger fesseln wollen, — dort, wo er dem Abscheu und der Verachtung dieser haßerfüllten Welt preisgegeben war.

Das Gute, das er getan hat, wird ihn überleben, es ist unsterblich, und das Böse liegt in seiner Gruft begraben. Wer will wohl heute in Abrede stellen, daß er eine anregende und befreiende Persönlichkeit gewesen ist? Wenn sein Leben allzusehr der Zügellosigkeit seiner Triebe ausgeliefert war, so darf man nicht vergessen, daß er in Wort und Schrift von einzigartiger Güte, Liebenswürdigkeit und Reinheit gewesen ist. Kein herber, kein roher oder böser Ausdruck ist jemals über seine redefrohen, lachenden Lippen gekommen. Wenn er auch der Schönheit in ihren zahllosen Gestalten huldigte, so hat er uns in seinen Werken nur jene Schönheit vorgeführt, die liebenswert ist und sich eines guten Rufes erfreut. Wenn auch nur ein halbes Dutzend Menschen um ihn getrauert hat, so war ihr Schmerz echt und innig, und vielleicht ist den größten aller Menschen während ihres ganzen Lebens

nicht einmal ein halbes Dutzend hingebender Bewunderer und Verehrer beschieden gewesen. Und so sagen wir: unserem Freunde ist wohl. Jedenfalls ist ihm die Bitternis eines kranken und entehrten Greisentums erspart geblieben: der Tod hatte Erbarmen mit ihm.

Meine Aufgabe ist vollbracht. Ich glaube, niemand wird daran zweifeln, daß ich sie in Ehrfurcht erfüllt habe, — daß ich von Anfang bis zu Ende die Wahrheit nach bestem Wissen berichtet und das, was gesagt werden mußte, möglichst wenig verschleiert oder verschwiegen habe. Und doch, nun es zum Abschied geht, bin ich mir schmerzlich bewußt, daß ich Oscar Wilde nicht gerecht geworden, daß ich durch irgendeinen mir eigentümlichen Fehler verleitet worden bin, seine Fehler und Verfehlungen allzu stark zu betonen, daß ich seinem herzbezwingenden Reiz und der unvergleichlichen Anmut und Heiterkeit seines Wesens das gebührende Lob vorenthalten habe.

Das möchte ich nun wieder gut machen. Wenn ich die Geister jener Menschen, die ich auf Erden gekannt und geliebt habe, — berühmte Menschen und Menschen, denen der verdiente Ruhm nicht zuteil geworden ist, zur traurigen Gedächtnisfeier heraufbeschwöre, sehne ich mich nach keinem so sehr wie nach Oscar Wilde. Es wäre mir lieber, wenn ich einen Abend mit ihm zusammensein könnte als mit Renan oder Carlyle, mit Verlaine, mit Dick Burton oder Davidson. Es wäre mir lieber, ihn jetzt wiederzuhaben als die meisten anderen Menschen, denen ich jemals begegnet bin. Ich habe heldenmütigere Seelen gekannt und manche tiefere Seele: Menschen, die sich des Begriffs der Pflicht und der Großmut viel stärker bewußt gewesen sind. Aber ich habe keine bestrickendere, keine anregendere und keine köstlichere Geistesart kennen gelernt.

Vielleicht liegt das an meiner eigenen Unzulänglichkeit, vielleicht würdige ich die künstlerischen Vorzüge: Humor, Frohsinn und beredsame oder poetische Worte, höher als Güte oder Zuverlässigkeit und Männlichkeit und überschätze somit das, was anziehend ist. Aber das Liebenswürdige und Fröhliche ist für mein Empfinden etwas Unschätzbares, und der bestrickendste Mensch, dem ich je begegnet bin, war Oscar Wilde. Ich glaube nicht, daß es im ganzen Totenreich einen bezaubernderen oder köstlicheren Gefährten gibt.

Ich möchte noch ein kurzes Wort über Oscar Wildes Stellung in der englischen Literatur sagen. Im Verlauf dieser Schilderung habe ich meines Erachtens zur Genüge auf den Wert und die Bedeutung seiner Werke hingewiesen; er wird an Congreves und Sheridans Seite als der witzigste und humoristischste aller unserer Lustspieldichter fortleben. „The Importance of being Earnest" gehört zu den besten englischen Lustspielen. Aber Oscar Wilde hat Besseres geleistet als Congreve oder Sheridan: er gebietet nicht nur über das Lächeln, sondern auch über die Tränen der Menschen. Seine „Ballade vom Zuchthaus zu Reading" ist die beste Ballade in englischer Sprache; und sie ist mehr als das, sie ist die edelste Kundgebung, die bisher aus einem Gefängnis unserer Zeit zu uns gedrungen ist, und sogar die einzige hochgeartete Kundgebung, die jemals in dieser Unterwelt des Menschenhasses und der menschlichen Grausamkeit gestaltet worden ist. Mit dieser Ballade und durch Jesu Geist, den sie atmet, hat Oscar Wilde viel getan, um die englischen Gefängnisse nicht nur zu verbessern, sondern ganz und gar zu beseitigen. Denn sie wirken ebenso erniedrigend auf den Geist als verderblich auf die Seele. Gibt es einen Kerkermeister und einen Kerker, die anders als schädlich auf den Mann wirken konnten, der jene Worte gedichtet hat:

Und ich weiß auch dies — und wünschte wohl,
Es wüßte dies jeder so gut, —
Daß man Kerker nur baut aus Steinen der Schmach,
Die man kittet mit Menschenblut,
Und so dicht sie vergittert, daß Christus nicht seh',
Wie Bruder an Bruder tut.

Ist es nicht wirklich ohne weiteres klar, daß der Mann, der in seinem eigenen Elend den von mir angeführten Brief an den Wärter geschrieben und sich eifrig bemüht hat, auf eigene Gefahr die Befreiung kleiner Kinder von der Gefängnisstrafe zu erwirken, viel höher steht als der Richter, der ihn verurteilte, oder die Gesellschaft, die solche Buße gutheißt? Und noch einmal muß ich sagen: Die „Ballade vom Zuchthaus zu Reading" und einige Teile seiner Schrift „De Profundis", vor allem aber das tragische Schicksal, das diese Werke gezeitigt hat, nehmen die Menschen mehr für Oscar Wilde ein als für irgendeinen anderen Menschen, der ihm ebenbürtig ist.

Die Gehässigkeit und Grausamkeit seiner Feinde ist in Wirklichkeit für ihn zum Guten gewesen, und in diesem Sinne ist seine Bemerkung in „De Profundis“ gerechtfertigt, daß er in einer symbolischen Beziehung zu der Kunst und dem Leben seines Zeitalters gestanden hat.

Die Engländer haben Byron und Shelley und Keats in die Verbannung geschickt und Chatterton, Davidson und Middleton in Elend und Armut sterben lassen. Aber sie haben keinen ihrer Künstler und Propheten mit jener gehässigen Grausamkeit behandelt, die sie gegen Oscar Wilde bekundeten. Das Schicksal, das ihm in England zuteil wurde, ist für jedes Künstlers Schicksal symbolisch; gewissermaßen werden sie alle bestraft werden, wie er von dem plump materialisierten Publikum bestraft worden ist, das lieber mit Scheuklappen einhergeht und sich blöden Gewohnheitsregeln fügt, weil es dem Verstand mißtraut und an geistigen Vorzügen kein Gefallen findet.

Alle englischen Künstler werden von unebenbürtigen Menschen verurteilt und — wie Dantes Meister — um ihrer guten Taten willen (per tuo ben far) schuldiggesprochen werden. Denn man darf nicht glauben, daß Oscar Wilde lediglich, oder auch nur hauptsächlich, um des Bösen willen gestraft worden ist, das er begangen hat: er wurde wegen seiner Beliebtheit und seiner Ausnahmestellung, wegen der Überlegenheit seines Geistes und seines Witzes bestraft. Er wurde vom Neid der Journalisten und von der gehässigen Pedanterie der halbgebildeten Richter gestraft. Aber in seinem Falle hat der Neid sein Ziel verfehlt: der Haß seiner Richter war so diabolisch, daß sie ihn für alle Zeiten dem Mitleid der Menschheit überantwortet haben. Sie haben ihn auf ewig in den Augen der Menschen zu einer fesselnden, tragischen Gestalt und zum Träger unvergänglichen Ruhmes gemacht. —

ANHANG

MEIN KÜHLES BENEHMEN GEGEN OSCAR WILDE IM JAHRE 1897

Als ich im Zuchthause zu Reading mit Oscar sprach, sagte er mir, daß er lediglich nicht schriftstellerisch arbeitete, weil er für seine Werke keine Abnehmer finden würde. Darauf gab ich ihm die Versicherung, daß ich seine Arbeiten in der „Saturday Review" veröffentlichen und ihm nicht nur dasselbe Honorar zahlen würde wie Bernard Shaw. Ich wollte außerdem versuchen, ihren Wert für die Zeitung zu berechnen, falls das Blatt dadurch einen größeren Absatz erzielen sollte, und ihm diesen Mehrbetrag zukommen lassen. Er fand mein Anerbieten zu großmütig und erklärte, daß er mit demselben Honorar, das Shaw erhielt, vollkommen zufrieden sein würde. Denn er befürchtete, daß sich in England kein anderer jemals mehr bereit finden würde, seine Werke zu veröffentlichen.

Er versprach, mir das Buch „De Profundis" zu schicken, sobald er es beendigt hatte. Ganz kurze Zeit vor seiner Entlassung kam sein Freund Mr. More Adey zu mir und erkundigte sich, ob ich Oscars Arbeit veröffentlichen würde, was ich bejahte. Dann fragte er nach der Summe, die ich dafür zu zahlen beabsichtigte. Ich erwiderte ihm, daß ich an Oscar nichts verdienen wollte, daß ich ihm soviel als möglich zahlen würde, und wiederholte nochmals das Anerbieten, das ich Oscar gemacht hatte. Daraufhin teilte er mir mit, daß Oscar einen festen Preis vorziehen würde. Ich fand diese Antwort merkwürdig, und die sanfte, glatte Art des Mr. More Adey, den ich damals kaum kannte und falsch beurteilte, fiel mir auf die Nerven. So erwiderte ich ihm in dürren Worten, daß ich erst die Arbeit sehen müßte, ehe ich einen Preis festsetzen konnte, und fügte gleichzeitig hinzu, daß ich von dem Wunsche geleitet war, Oscar einen guten Dienst zu leisten, aber sehr erfreut sein würde, wenn er einen anderen Herausgeber finden könnte. Dann gab mir Mr. More Adey die Versicherung, daß das Buch nicht das geringste enthielt, was selbst bei einem prüden

Menschen Anstoß erregen könnte — keinerlei „arrière pensée“ und dergleichen mehr. Ich beantwortete seine Rede mit einem Scherz, — einer nichtswürdigen Anspielung auf seinen französischen Ausdruck.

An demselben Abend speiste ich zufällig mit Whistler, und als ich ihm erzählte, was sich zugetragen hatte, gab ich ihm Anlaß zu einer sehr beißenden Stichelei auf Oscars Kosten. Whistlers „mot“ entzieht sich der Mitteilung.

Nach acht bis vierzehn Tagen bat mich Oscar, ihm einige Kleidungsstücke zu besorgen. Das tat ich, sandte ihm die Sachen bei seiner Entlassung und erhielt als Erwiderung einen Dankbrief, den ich auf Seite 420 wiedergebe.

Bei dem oben erwähnten Gespräch im Zuchthause zu Reading empfand ich ein so lebhaftes Verlangen, Oscar beizustehen, daß ich ihm den Vorschlag machte, eine Wagenfahrt durch Frankreich zu unternehmen. Ich erzählte ihm von einer ähnlichen Reise, die ich vor ein paar Jahren gemacht und auf der ich eine Fülle köstlicher Episoden erlebt hatte, — es war eine entzückende Ferienzeit gewesen. Er nahm diesen Gedanken mit Freuden auf und sagte unter anderem, nichts könnte ihm lieber sein, und in meiner Gesellschaft würde er sich geborgen fühlen. Um diesen Gedanken in der besten Form zur Ausführung zu bringen, bestellte ich einen amerikanischen, nach dem Muster der Postwagen gebauten Phaethon, dessen leichtes Gewicht, auch mit unserem Gepäck, für zwei Pferde ein Kinderspiel gewesen wäre. Nun fragte ich Mr. More Adey, ob Oscar mit ihm von dieser beabsichtigten Fahrt gesprochen hatte, und erhielt den Bescheid, daß ihm davon nichts bekannt war.

Oscar bat mich dann in einem seiner Briefe, die Rundreise zu vertagen, und kam später überhaupt nicht wieder darauf zurück, so daß ich das Gefühl hatte, ziemlich von obenherab behandelt zu werden. Da ich mich in einige Ausgaben gestürzt hatte, um alles vorzubereiten und mich selbst frei zu machen, äußerte ich zweifellos ein gewisses Befremden über Oscars Schweigsamkeit in dieser Angelegenheit. Jedenfalls wurde die Meinung verbreitet, daß ich Oscar zürnte, und auch er selbst glaubte daran. Nichts konnte der Wahrheit weniger entsprechen. Alles, was ich getan und beabsichtigt hatte, war lediglich in seinem Interesse geschehen; ich rechnete auf keinerlei persönliche Vorteile und konnte

daher nicht gekränkt sein. Aber die Annahme, daß ich ihm zürnte, entlockte Oscar folgenden aufrichtig gemeinten und rührenden Brief, in dem meines Erachtens sein Wesen fast ebenso vollkommen zum Ausdruck kommt wie in jenem anderen, noch schöneren Brief an Robert Roß, den ich im XIX. Kapitel eingeschaltet habe.

Von M. Sebastian Melmoth,

Hôtel de la Plage, Berneval-sur-Mer, Dieppe.

Den 13. Juni 97.

Mein lieber Frank!

Ich weiß, daß Du nicht gern Briefe schreibst, aber ich finde doch, Du hättest mir als Antwort oder Empfangsbestätigung meines aus Dieppe an Dich gerichteten Briefes* eine Zeile schreiben können. Ich habe eine Geschichte im Sinn, die will ich „Das Schweigen des Frank Harris" nennen.

Ich habe jedoch in den letzten Tagen gehört, daß die Art, in der Du von mir sprichst, nicht so freundschaftlich ist, wie ich es wohl wünschen möchte. Das betrübt mich sehr.

Wie man mir sagt, fühlst Du Dich verletzt, weil mein Dankbrief im Ausdruck nicht sorgfältig genug gewesen ist. Das kann ich kaum glauben. Es scheint mir eines großangelegten, starken Charakters Deiner Art, der die Wirklichkeiten des Lebens kennt, so unwürdig zu sein. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dir für die Güte, die Du mir erwiesen hast, dankbar bin. Worte sind jetzt für mich etwas Gegenständliches, Tatsächliches, — echte Empfindungen, verwirklichte Gedanken. Ich habe im Zuchthause gelernt, dankbar zu sein. Früher habe ich Dankbarkeit für eine Last gehalten. Jetzt weiß ich es, — sie ist etwas, das uns das Leben leichter und auch lieblicher macht. Ich bin für tausend Dinge dankbar, — mit meinen guten Freunden fange ich an und ende bei der Sonne und dem Meere. Aber ich kann nicht mehr sagen, als daß ich dankbar bin. Ich kann keine Redensarten darüber machen. Daß ich dieses Wort benutze, ist der Beweis einer gewaltigen Entwicklung meines Wesens. Denn vor zwei

* Sein Brief war lediglich die Bestätigung, daß er die Kleidungsstücke nebst dem Scheck empfangen hatte und mir dafür dankbar war. Ich fand keine Ursache zur Beantwortung, da er die Wagenfahrt nicht einmal erwähnt hatte.

Jahren habe ich das Gefühl, das durch dieses Wort bezeichnet wird, nicht gekannt. Jetzt begreife ich es und bin erkenntlich dafür, daß ich durch meine Gefangenschaft wenigstens so viel gelernt habe. Aber ich muß noch einmal wiederholen, daß ich über meine tiefen Empfindungen keine „Koloratursätze" mehr mache. Wenn ich direkt an Dich schreibe, spreche ich direkt mit Dir. Variationen auf der Geige interessieren mich nicht. Ich bin Dir dankbar. Wenn Dir das nicht genügt, dann verstehst Du nicht, auf welche Weise die Aufrichtigkeit des Gefühls zum Ausdruck kommt, was Du vor allen Menschen doch verstehen müßtest. Aber ich darf wohl behaupten, daß die Geschichte unwahr ist, die man von Dir erzählt. Sie stammt aus so vielen Quellen, daß sie wahrscheinlich unwahr ist.

Wie man mir außerdem sagt, fühlst Du Dich verletzt*, weil ich die Wagenfahrt mit Dir nicht unternommen habe. Wenn ich Dir sage, daß ich es unmöglich tun konnte, so mußt Du verstehen, daß ich dabei ebensoviel an Dich als an mich gedacht habe. Es ist keine ganz neue Regung meines Wesens, an die Gefühle und das Glück der anderen Leute zu denken, und es wäre eine Ungerechtigkeit gegen mich selbst und meine Freunde, wenn ich das behaupten wollte. Aber jetzt denke ich viel mehr an diese Dinge als früher. Hätte ich die Fahrt mit Dir unternommen, so wärst Du nicht glücklich gewesen und hättest keine Freude daran gehabt. Und ich auch nicht. Du mußt versuchen, Dir vorzustellen, was eine zweijährige Einzelhaft ist und was das zweijährige ununterbrochene Schweigen für einen Menschen von meinen geistigen Fähigkeiten bedeutet. Daß ich das alles überlebt habe — und gesund und heil an Körper und Geist davongekommen bin, ist für mich etwas so Übernatürliches, daß es mir manchmal erscheint, als ob das Zeitalter der Wunder nicht vorüber ist, sondern eben erst beginnt, — als ob Gott und Mensch Kräfte besitzen, von denen die Welt bisher wenig gewußt hat. Aber wenn ich auch heiter und glücklich bin, wenn ich mir in vollem Maße jenes leidenschaftliche Interesse für das Leben und die Kunst bewahrt habe, welches das Leitmotiv meines Wesens war und allen Gestaltungen des Daseins und allen Ausdrucksformen

* Ich fühlte mich verletzt, weil er den Gedanken fallen ließ, ohne mir irgend einen Grund anzugeben oder mich seine Willensänderung wissen zu lassen.

für mich stets den höchsten Reiz verliehen hat, so bedarf ich dennoch der Ruhe, des Friedens und häufig der ungestörten Einsamkeit. Meine Freunde sind hergekommen, um mich auf einen Tag zu besuchen, und sehr erfreut gewesen, daß ich wieder der alte zu sein schien, — mit der ganzen geistigen Energie und Empfänglichkeit für das Spiel des Lebens. Aber nachher hat sich das stets als eine Überanstrengung meiner Nervenkraft erwiesen, die zum großen Teil vernichtet worden ist. Ich habe jetzt keine „aufgespeicherte" Nervenkraft*. Wenn ich das, was vorhanden ist, an einem Nachmittag verausgabe, bleibt nichts übrig. Ich sehne mich nach Frieden, nach einer schlichten Daseinsform, nach der Natur in all den unerschöpflichen Bedeutungen eines unerschöpflichen Wortes, um meine Zellen zu speisen. Immer, wenn ich am Tage mit einem Freunde zusammen bin, wenn ich einen Brief schreibe, der über ein paar Zeilen hinausgeht, oder auch ein Buch lese, das, wie alle gediegenen Bücher, unmittelbare Anforderungen an mich stellt, eine unmittelbare Wirkung auf mich ausübt und geistige Ansprüche irgendwelcher Art macht, — dann bin ich abends vollkommen erschöpft und schlafe häufig schlecht. Und doch sind seit meiner Entlassung schon drei Wochen vergangen.

Hätte ich die Wagenfahrt mit Dir unternommen, die uns notwendigerweise von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang in gegenseitige nahe Berührung gebracht hätte, so würde ich die Rundreise sicherlich am dritten Tage abgebrochen haben und vermutlich am zweiten Tage zusammengebrochen sein. Dann hättest Du Dich in einer kläglichen Lage befunden: Deine Rundreise wäre, kaum begonnen, zum Stillstand gekommen und Dein Gefährte ohne Zweifel krank geworden. Vielleicht hätte er sogar in irgendeinem entlegenen französischen Dörfchen der Pflege und Wartung bedurft. Ich weiß, Du hättest sie mir angedeihen lassen. Aber ich hatte die Empfindung, daß es unrecht, einfältig und unbesonnen von mir gewesen wäre, mich auf ein Unternehmen einzulassen, das unverzüglich zum Mißerfolg verurteilt und vielleicht mit Unheil und Kummer belastet war. Du bist ein Mann, der

* Das halte ich für wahr; obwohl es mir nie aufgefallen war, ehe ich diesen Brief las. Später übertrieb er die Wirkung, die das Gefängnisleben auf seine Gesundheit ausgeübt hatte, um seine Untätigkeit zu entschuldigen. Ich glaube, daß er ein Jahr nach seiner Entlassung einen ebenso großen Vorrat von Nervenkraft besaß, wie je zuvor.

eine gebieterische Persönlichkeit besitzt. Du hast einen anspruchsvolleren Geist als alle Menschen, die ich kenne. Du stellst ungeheure Forderungen an die Lebenskraft; Du heischst ebenbürtige Leistungen, oder Du vernichtest. Der Genuß an einem Zusammensein mit Dir besteht im Widerstreit der Persönlichkeiten, im geistigen Kampf, im Gedankenkrieg. Man muß einen starken Verstand, ein selbstbewußtes Ich, einen dynamischen Charakter haben, um Dich zu überleben. Bei Deinen Mittagsgesellschaften in den vergangenen Zeiten wurden die Überbleibsel der Gäste zusammen mit den „débris" des Festmahls weggeräumt. Ich habe oft mit Dir in Park Lane zu Mittag gespeist und bin der einzige Gast gewesen, der noch am Leben blieb. Ich hätte über Frankreichs weiße Landstraßen und durch seine belaubten Hecken mit einem Narren fahren können, oder mit dem weisesten aller Wesen, — mit einem Kinde; mit Dir wäre es unmöglich gewesen. Du müßtest mir aufrichtig dankbar sein, daß ich Dich vor einer Erfahrung bewahrt habe, die uns beiden stets schmerzlich gewesen wäre.

Und wenn Du mich fragst, weshalb ich damals im Zuchthause Dein Anerbieten mit dankbarer Bereitwilligkeit angenommen habe? Ich glaube, mein lieber Frank, Du wirst eine so gedankenlose Frage nicht stellen. Der Gefangene erwartet von der Freiheit die unmittelbare Wiederkehr seiner ganzen alten Energie, die durch das lange Brachliegen zu noch lebensvollerer Kraft gesteigert ist. Aber sobald er herauskommt, bemerkt er, daß er doch noch zu leiden hat. Die Strafe bleibt — soweit ihre Wirkungen reichen — in geistiger und körperlicher Beziehung ebenso bestehen wie in gesellschaftlicher. Er muß noch immer seinen Tribut zahlen, denn man erhält keine Quittung für die Vergangenheit, wenn man in die schöne Luft hinausschreitet . . .

Nun habe ich den ganzen Sonntagnachmittag — den ersten wirklichen Sommertag, den wir bis jetzt hatten — damit zugebracht, Dir diesen langen Verständigungsbrief zu schreiben.

Ich habe unumwunden und schlicht geschrieben. Ich brauche dem Verfasser von „Elder Conklin" wohl nicht zu sagen, daß Milde und Schlichtheit des Ausdrucks mehr Innerlichkeit erfordern als jene Klänge, die man auf einer Saite heruntergeigt. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, zu schreiben, aber es war eine betrübende Pflicht. Es wäre besser für mich gewesen, im braunen

Grase an der felsigen Klippe zu liegen oder langsam am Meeresstrande entlang zu wandern. Und es wäre gütiger von Dir gewesen, mir unumwunden über die Verstimmung oder Kränkung zu schreiben, die Du um meinetwillen empfunden haben magst. Es hätte mir einen Nachmittag voller Anstrengung und Anspannung erspart.

Aber ich habe Dir noch etwas zu sagen. Es ist jetzt für mich erfreulicher, über andere Menschen zu schreiben, als über mich selbst.

Das einliegende Schreiben stammt von einem meiner Zuchthauskameraden, der am 4. Juni entlassen worden ist. Ich bitte Dich, es zu lesen, Du wirst sein Alter, sein Vergehen und seinen Lebenszweck daraus ersehen.

Wenn Du einen Versuch mit ihm machen kannst, so tu es. Wenn Du Mittel und Wege zu diesem guten Werk findest, so schreibe ihm, daß er Dich aufsuchen möchte, und sei so freundlich, in Deinem Briefe zu erwähnen, daß es sich um eine Anstellung handelt. Sonst würde er vielleicht denken, daß es sich um die Prügel handelt, die A. 2. 11 bekommen hat, — eine Angelegenheit, die Dich nicht interessiert, während er sich ein bißchen scheut, davon zu sprechen.

Wenn das Ergebnis dieses langen Briefes darin besteht, daß Du meinem Mitgefangenen zu einem Posten in Deinen Diensten verhilfst, so werde ich glauben, daß ich den heutigen Nachmittag besser verwendet habe als irgendeinen Nachmittag in den letzten beiden Jahren und in den letzten drei Wochen.

Jedenfalls habe ich Dir nun ausführlich über alles geschrieben, so, wie es mir berichtet worden ist.

Ich versichere Dich nochmals meiner Dankbarkeit für die Güte, die Du mir während meiner Gefangenschaft und bei meiner Entlassung erwiesen hast, und verbleibe stets

Dein aufrichtiger Freund und Verehrer
Oscar Wilde.

Betrifft Lawley.

Alle Soldaten sind ordentlich und schneidig und eignen sich vorzüglich als Diener. Er würde ein tüchtiger Groom sein; ich glaube, er hat bei den 3. Husaren gestanden, in Reading ist er immer ein ruhiger Bursche gewesen, der sich gut geführt hat.

Selbstverständlich beantwortete ich diesen Brief umgehend und schrieb, daß er falsch unterrichtet worden war, daß ich ihm nicht zürnte und sehr erfreut sein würde, wenn ich irgend etwas für ihn tun könnte; auch für Lawley tat ich mein möglichstes.

Ich lasse hier den Brief folgen, in dem Oscar mir für meine Hilfe bei seiner Entlassung aus dem Zuchthause dankt.

Dieppe, Sandwich Hotel.

Mein lieber Frank!

Nur ein paar Worte, um Dir für die große Güte zu danken, die Du mir erwiesen hast, — für die wunderschönen Kleider und den reichlichen Scheck.

Du hast Dich wirklich als treuer Freund bewährt, — und ich werde Deine Güte niemals vergessen. Es ist eine Freude, sich einer Schuld zu erinnern, wie ich sie Dir gegenüber habe, — ich bin für Deine gütige Kameradschaft in Deiner Schuld.

Was unsere Rundreise anbetrifft, so wollen wir uns das später überlegen. Meine Freunde sind hier so gütig zu mir, daß ich mich schon ganz glücklich fühle.

Der Deinige

Oscar Wilde.

Wenn Du mir schreibst, so bitte ich Dich, Deine Briefe unter geschlossenem Umschlag an R. B. Roß zu adressieren, der hier bei mir ist.

In seinem nächsten Briefe, den ich mir aufbewahrt habe, schreibt Oscar wieder vollkommen freundschaftlich. Er teilt mir mit, daß er „ganz ohne Geld" ist, „weil seit Monaten von seinen Bevollmächtigten nichts eingegangen ist", und bittet mich sogar um £ 5 mit den Worten: „Ich bin in einen lächerlichen Geldmangel geraten, — ohne einen Sou."

DAS RÄTSEL DER PERSÖNLICHKEIT

Ich gebe hier noch einen Brief wieder, den Oscar im zweiten Jahre nach seiner Entlassung an mich geschrieben hat, weil er sein Interesse für alle geistigen Fragen bekundet und zugleich einen Funken seines eigenartigen Humors enthält, der die Pariser Polizei zur Zielscheibe hat. Der Briefumschlag trägt den Poststempel vom 13. Oktober 1898.

Von M. Sebastian Melmoth,

Paris, Hôtel d'Alsace, Rue des Beaux-arts.

Mein lieber Frank!

Wie geht es Dir? Ich habe Deine Würdigung des Rodinschen „Balzac" mit größter Freude gelesen und rechne darauf, mehr über Shakespeare zu hören. Denn Du wirst doch selbstverständlich alle Deine Shakespeare-Aufsätze zu einem Buch zusammenstellen, und ebenso selbstverständlich muß ich ein Exemplar bekommen. Es ist eine große Epoche für die Shakespeare-Forschung. Zum erstenmal hat jemand in den Dramen nicht nach einer philosophischen Lehre gesucht — denn die ist dort nicht vorhanden —, sondern nach dem Wunder einer großen Persönlichkeit, — die etwas viel Besseres und viel Geheimnisvolleres ist als jede philosophische Lehre. — Du hast damit etwas Großes geleistet. Ich entsinne mich, in meinen Aufsätzen „Intentions" an einer Stelle die Bemerkung gemacht zu haben: je objektiver ein Kunstwerk in der Form ist, desto subjektiver ist sein wirklicher Inhalt; — und der Dichter kann nur die Wahrheit sprechen, wenn man ihm eine Maske gibt. Aber Du hast das erschöpfend an dem einen Künstler dargetan, dessen Persönlichkeit für ein tiefgründiges Rätsel, für ein ebenso unerforschliches Geheimnis gehalten worden ist wie das Geheimnis des Mondes.

Paris ist schrecklich bei dieser Hitze. Ich wandere durch Straßen aus glühendem Erz, und kein Mensch ist hier. Selbst die Leute aus den Verbrecherkreisen sind an die See gegangen, und die Gendarmen gähnen und bedauern ihre erzwungene Muße. Ihr einziger Trost besteht darin, den englischen Touristen falsche Auskünfte zu geben.

Es war äußerst gütig und großmütig von Dir, daß Du mir im vorigen Monat einen Scheck überwiesen hast, — er gewährt mir gerade so viel Spielraum, daß ich davon und dadurch leben kann. Kann ich in diesem Monat wieder einen bekommen, oder ist Dir das Gold weggeschwommen?

Stets der Deinige

Oscar.

DIE WIDMUNG ZU DEM LUSTSPIEL „EIN IDEALER GATTE“

Folgenden Brief erhielt ich von Oscar — soviel ich weiß — zu Anfang des Jahres 1899. Er stammt aus dem Frühling, der auf den gemeinsam in La Napoule verbrachten Winter folgte.

Von M. Sebastian Melmoth,

Gland, Kanton Waadt, Schweiz.

Mein lieber Frank!

Ich befinde mich, wie Du aus obenstehender Adresse ersiehst, bei M. in der Schweiz: eine ziemlich abscheuliche Zusammenstellung. Die Villa ist hübsch und liegt, von hübschen Kiefern umgeben, an den Ufern des Sees; auf der anderen Seite liegen die Savoyer Berge und der Montblanc. Mit dem Bummelzug ist's nur eine Stunde bis Genf. Aber M. ist langweilig, und es fehlt ihm an Unterhaltungsstoff. Außerdem setzt er mir Schweizer Wein vor, der ganz schrecklich ist. Er beschäftigt sich mit kleinlichen Wirtschaftsersparnissen und minderwertigen häuslichen Interessen, so daß ich sehr viel zu leiden habe. Mein Feind heißt Ennui.

Ich möchte wissen, ob Du mir erlaubst, Dir mein nächstes Theaterstück „Der ideale Gatte“ zu widmen, das Smithers in meinem Auftrage und in derselben Form veröffentlicht wie die anderen, von denen Du hoffentlich Dein Exemplar erhalten hast. Ich würde so gern Deinen Namen mit einigen Worten auf das Widmungsblatt setzen.

Mit Freude und Sehnsucht gedenke ich des herrlichen Sonnenlichtes an der Riviera und des reizenden Winters, den Du mir in so großmütiger und freundlicher Weise bereitet hast: es war sehr gut von Dir. Wie könnte ich das je vergessen!

In der nächsten Woche soll ein Petroleumboot hier eintreffen, und das wird mir ein kleiner Trost sein, denn ich bin mit Vorliebe auf dem Wasser. Und das Savoyer Ufer ist mit hübschen Dörfern und grünen Tälern besät.

Selbstverständlich haben wir unsere Wette gewonnen, — die Bemerkung über Shelley steht in Arnolds Vorwort zu Byron. Aber M. will sie mir nicht bezahlen! Er leidet Todesqualen um einen Franken. Das ist sehr ärgerlich, da ich seit meiner Ankunft

hier kein Geld bekommen habe. Immerhin betrachte ich diesen Wohnsitz als eine Schweizer Pension — ohne Wochenrechnung . . .

Stets der Deinige

Oscar.

Ich glaube, daß ich den Brief beantwortet habe, weiß es aber nicht genau. Natürlich war ich sehr erfreut, daß gerade das Lustspiel „Ein idealer Gatte" mir gewidmet sein sollte, weil ich Oscar die Anregung zu dem Stoff gegeben hatte, — ohne daß der Stoff im eigentlichen Sinne mein Eigentum war. Ich hatte ihn von einem interessanten und gescheiten Amerikaner in Kairo — einem gewissen Cope Whitehouse — übernommen, wie es hier in diesem Buche geschildert worden ist. Die Geschichte, die Whitehouse mir erzählte, ist vielleicht nicht wahr. Aber mein Geist griff mit Freuden den Gedanken an eine Geschichte auf, in der einem englischen Minister eine derartige Jugendsünde vorgehalten wird. Und ich hatte an dem mündlichen Bericht kaum etwas ergänzt, als ich Oscar die Geschichte erzählte, der sie fast unverzüglich in sehr wirksamer Weise verwertet hat. Widmungsworte sind gewöhnlich ebenso schmeichelhaft wie Grabschriften. Die Widmung zum „Idealen Gatten" lautet:

Frank Harris
als bescheidene Huldigung
für seine Größe und Bedeutung
als Künstler,
für seine Ritterlichkeit und Vornehmheit
als Freund
zugeeignet.

OSCARS LETZTE TAGE*

EIN BRIEF

Robert Roß an . . .

Den 14. Dezember 1900.

Am Dienstag den 9. Oktober schrieb ich an Oscar, von dem ich seit einiger Zeit nichts gehört hatte, daß ich am Donnerstag den 18. Oktober auf einige Tage in Paris eintreffen würde und ihn

* Mit besonderer Genehmigung von Dr. Max Meyerfeld, der das Übersetzungsrecht für die deutsche Sprache besitzt. Alle Rechte vorbehalten.

dann zu sehen hoffte. Und am Donnerstag den 11. Oktober erhielt ich folgendes Telegramm von ihm: „Gestern operiert, komm so schnell wie möglich." Darauf drahtete ich ihm, daß ich alles aufbieten würde, um seinen Wunsch zu erfüllen, und erhielt die Drahtantwort: „Furchtbar schwach, bitte, komm." Ich reiste am Dienstag den 16. Oktober abends ab und ging Mittwoch vormittag gegen 10½ Uhr zu ihm, um ihn zu besuchen. Er war sehr gut gestimmt, und obwohl er mir versicherte, daß er schrecklich zu leiden hätte, lachte er gleichzeitig schallend und erzählte viele Geschichten, die auf die Ärzte und seine eigene Person gemünzt waren. Bis 12½ Uhr blieb ich bei ihm und fand mich um 4½ Uhr wieder ein. Oscar zählte dann wieder alle seine Klagen über das Harrissche Lustspiel auf. Selbstverständlich hatte Oscar — so weit ich aus der Geschichte klug wurde — Harris bei der ganzen Angelegenheit angeführt. Denn Harris schrieb das Theaterstück in dem Glauben, daß Sedger der einzige war, der mit £ 100 abgefunden werden mußte, die er Oscar im voraus für den Auftrag gegeben hatte, während in Wirklichkeit Kyrle Bellew, Louis Nethersole, Ada Rehan und sogar Smithers Oscar alle bei verschiedenen Gelegenheiten £ 100 gegeben hatten. Nun drohten sie alle, gerichtlich gegen Harris einzuschreiten, der Oscar infolgedessen nur £ 50 als Abschlagszahlung* gab. Denn er mußte sich zuerst mit diesen Leuten auseinandersetzen. Das waren Oscars Klagegründe. Als ich ihn darauf hinwies, daß seine Lage eine viel bessere war als früher, da Harris doch jedenfalls die Leute schließlich abfinden würde, die einen Vorschuß gezahlt hatten, und da Oscar selbst schließlich etwas erhalten würde, erwiderte er in seiner charakteristischen Art: „Frank hat mich meiner einzigen Einnahmequelle beraubt, da er ein Stück übernommen hat, mit dem ich mir immer £ 100 beschaffen konnte."

Ich ging jeden Tag zu Oscar, bis ich Paris verließ. Reggie und ich nahmen zuweilen das Abend- oder Mittagessen in seinem Schlafzimmer ein; dann war er stets sehr gesprächig, obwohl er sehr elend aussah. Als mein Bruder Aleck am 25. Oktober kam,

* Oscar hatte nicht mehr als fünfzig Pfund von mir verlangt: das war die ganze vereinbarte Summe. In Wirklichkeit gab ich ihm noch einmal fünfzig Pfund, ehe ich Paris verließ. Damals wußte ich nicht, daß er das Szenarium überhaupt anderen Leuten erzählt, geschweige denn verkauft hatte, obwohl ich das vielleicht erraten mußte.

um ihn zu besuchen, war Oscar in besonders guter Verfassung. Seine Schwägerin Mrs. Willie und ihr Gatte Texeira hielten sich auf der Hochzeitsreise vorübergehend in Paris auf und stellten sich zu derselben Zeit ein. Bei dieser Gelegenheit machte er die Bemerkungen, daß er über seine Verhältnisse sterbe ... und das Jahrhundert nicht überleben würde, ... daß das englische Publikum ihn nicht dulden wollte, — er wäre für den Mißerfolg der Ausstellung verantwortlich, da die Engländer sich entfernt hatten, als sie ihn dort in so guter Kleidung und so froher Stimmung sahen, ... das ganze französische Publikum wüßte das auch und wollte ihn nicht länger dulden ... Am 29. Oktober stand Oscar mittags zum erstenmal auf und bestand darauf, nach dem Abendessen auszugehen, — er gab mir die Versicherung, daß der Arzt es ihm erlaubt hatte, und wollte auf keine Widerrede hören.

Ich hatte ihn dringend gebeten, einige Tage früher aufzustehen, da der Arzt es erlaubt hatte, aber bisher hatte er sich geweigert. Wir gingen nun in ein kleines, im Quartier Latin gelegenes Kaffeehaus, und er bestand darauf, Absinth zu trinken. Der Hin- und Rückweg bereitete ihm einige Schwierigkeiten, aber er schien sich ziemlich wohl zu fühlen. Ich fand nur, daß sein Gesicht plötzlich gealtert war, und machte Reggie am nächsten Tage darauf aufmerksam, daß er ganz anders aussah, wenn er auf und angekleidet war. Im Bett machte er einen verhältnismäßig gesunden Eindruck. (Zum erstenmal bemerkte ich, daß sein Haar leicht ergraut war. Ich hatte immer die Beobachtung gemacht, daß die Farbe seines Haares während seines Aufenthaltes in Reading* unverändert geblieben war: es hatte seine mattbraune Schattierung behalten. Sie müssen sich entsinnen, daß er darüber zu scherzen pflegte und zur Belustigung der Wärter immer sagte, daß er ganz weißes Haar hätte.) Ich war nicht überrascht, daß Oscar am nächsten Tage an einer Erkältung und an starken Ohrenschmerzen litt. Nichtsdestoweniger erlaubte ihm Dr. Tucker, wieder auszugehen, und am nächsten Nachmittag fuhren wir ins Bois, da das Wetter sehr milde war. Oscars Befinden war viel

* Ich (Frank Harris) habe in Reading bemerkt, daß sein Haar an der Stirn und den Schläfen grau wurde; aber als wir später zusammenkamen, war die graue Farbe verschwunden, und ich glaubte, daß er ein Färbemittel benutzte. Ich erwähne das nur zum Beweise, daß zwei glaubwürdige Zeugen in Bezug auf eine einfache Tatsache verschiedener Meinung sein können.

besser, doch klagte er über ein Gefühl des Schwindels, und gegen 4½ Uhr kehrten wir heim. Am Sonnabend den 3. November traf ich morgens den Panseur (Heilgehilfen) Hennion bei ihm (Reggie nannte ihn immer den „Libre Penseur"), der täglich kam, um Oscars Wunden zu verbinden. Er fragte mich, ob ich mit Oscar sehr befreundet oder mit seinen Verwandten bekannt wäre, und gab mir die Versicherung, daß Oscars Allgemeinbefinden sehr bedenklich war und er höchstens noch drei bis vier Monate leben könnte, wenn er seine Lebensweise nicht änderte. Er meinte, daß ich mit Dr. Tucker sprechen sollte, der Oscars ernsten Zustand nicht richtig erkannte, — und daß das Ohrenleiden an sich nicht viel zu bedeuten hätte, aber ein folgenschweres Symptom wäre. Am Sonntag morgen ging ich zu Dr. Tucker — einem einfältigen, gutmütigen, braven Mann —, der mir sagte, Oscar sollte mehr schriftstellerisch arbeiten, es ginge ihm viel besser, und sein Zustand würde nur bedenklich werden, wenn er das Bett verließe und in gewohnter Weise umherginge. Ich bat ihn, mir ehrlich die Wahrheit zu sagen, und er versprach mir, Oscar zu fragen, ob er über seinen Gesundheitszustand offen mit mir reden dürfte. Am folgenden Dienstag ging ich, unserer Verabredung entsprechend, zu ihm; aber er drückte sich sehr unbestimmt aus und bestätigte zwar Hennions Ansicht in gewisser Beziehung, sagte aber dann wieder, daß Oscar jetzt auf dem Wege der Besserung wäre, doch das Trinken aufgeben müßte, sonst würde er nicht mehr lange leben. Als ich Oscar im Laufe des Tages besuchte, fand ich ihn sehr erregt. Er sagte mir, daß er nicht wissen wollte, was mir der Arzt erzählt hatte, und daß es ihm gleichgültig wäre, wenn er nur noch kurze Zeit leben sollte. Dann ging er auf ein anderes Thema über — seine Schulden —, die sich nach meiner Schätzung auf etwas über £ 400 beliefen*. Er bat mich, dafür zu sorgen, daß auf alle Fälle ein Teil bezahlt würde, wenn ich nach seinem Tode dazu in der Lage sein würde. Denn in Bezug auf einige seiner Gläubiger machte er sich Gewissensbisse. Zu meiner großen Erleichterung erschien Reggie nach kurzer Zeit, und Oscar erzählte uns nun, daß er in der vorigen Nacht einen furchtbaren Traum gehabt und „mit den Toten zu Abend gespeist" hätte. Darauf gab ihm Reggie folgende sehr bezeichnende Antwort:

* Roß stellte später fest, daß sie sich auf £ 620 beliefen.

„Mein lieber Oscar, vermutlich hast du Leben und Bewegung in die Gesellschaft gebracht." Oscar freute sich sehr darüber und wurde wieder ganz munter, fast hysterisch. Als ich ihn verließ, war ich ziemlich besorgt. Noch an demselben Abend schrieb ich an Douglas, daß ich gezwungen wäre, Paris zu verlassen, — daß Oscar nach ärztlicher Ansicht sehr krank wäre, und daß . . . ein paar seiner Rechnungen begleichen müßte. Denn sie bereiteten Oscar große Sorgen, und diese Angelegenheit verzögerte seine Genesung, — was Dr. Tucker ausdrücklich betont hatte. Am 2. November, dem Allerseelentage, war ich mit . . . auf dem Kirchhof „Père Lachaise" gewesen. Oscar bekundete reges Interesse und fragte mich, ob ich für ihn eine Grabstelle ausgesucht hätte. In vollkommen sorgloser Art sprach er über Grabschriften im allgemeinen, und ich hatte keine Ahnung, daß er dem Tode so nahe war.

Am Montag den 12. November ging ich mit Reggie in das Hôtel d'Alsace, um Lebewohl zu sagen, da ich am nächsten Tage nach der Riviera fahren wollte. Das Abendessen war bereits vorüber und die Stunde vorgeschritten. Oscar erörterte seine ganzen Geldverlegenheiten. Denn er hatte gerade von Harris einen Brief über Smithers' Ansprüche erhalten und war sehr aufgebracht. Ich fand, daß seine Sprache etwas undeutlich klang, aber er hatte in der vorigen Nacht Morphium bekommen und trank am Tage stets zu viel Champagner. Er wußte, daß ich kam, um Lebewohl zu sagen, beachtete mich aber kaum, als ich ins Zimmer trat, was mir damals sonderbar erschien; alle seine Bemerkungen waren an Reggie gerichtet. Während wir uns unterhielten, kam die Post und brachte einen sehr netten Brief von Alfred Douglas nebst einem Scheck. Ich glaube, das war wohl teilweise auf meinen Brief zurückzuführen. Oscar weinte zuerst ein bißchen, beruhigte sich aber bald. Dann hatten wir alle eine freundschaftliche Auseinandersetzung. Oscar ging dabei im Zimmer umher und eiferte in ziemlich erregter Art. Gegen 10½ Uhr stand ich auf, um wegzugehen. Da wandte Oscar sich plötzlich an Reggie und den Krankenpfleger mit der Bitte, einen Augenblick das Zimmer zu verlassen, da er mir Lebewohl sagen wollte. Zuerst sprach er zusammenhanglos über seine Schulden in Paris, dann bat er mich flehentlich, nicht abzureisen, weil er fühlte, daß während der letzten Tage eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war. Ich nahm eine ziemlich unzugängliche Haltung an, da ich wirklich

glaubte, daß Oscar nur hysterisch wäre, wenn ich auch wußte, daß seine Bestürzung über meine Reise ganz echt war. Plötzlich fing er an, heftig zu schluchzen, und sagte, daß er mich nie wiedersehen würde, weil er fühlte, daß alles zu Ende war. Dieser sehr schmerzliche Zwischenfall dauerte ungefähr dreiviertel Stunden.

Er sprach über verschiedene Dinge, die ich schwerlich hier wiederholen kann. Obgleich das Ganze recht herzzerreißend war, legte ich meinem Abschied wirklich keine Bedeutung bei. Und so ging ich auf die Gemütsbewegung des armen Oscar nicht genügend ein, besonders als ich das Zimmer verließ und er zu mir sagte: „Sieh dich in den Hügeln bei Nizza nach irgendeinem kleinen Nest um, wo ich hinfahren kann, wenn es mir besser geht, und du mich häufig besuchen kannst." Das waren die letzten klaren Worte, die er überhaupt noch zu mir gesprochen hat.

Ich reiste am nächsten Abend — den 13. November — nach Nizza ab.

Während meiner Abwesenheit ging Reggie täglich zu Oscar, um ihn zu besuchen, und sandte mir jeden Übertag einen kurzen Bericht. Oscar fuhr mehrmals mit ihm aus und schien sich viel besser zu befinden. Am Dienstag den 27. November erhielt ich Reggies ersten Brief und fuhr nach Paris zurück. Ich lege diesen und die folgenden Briefe (die erst nach meiner Abreise eintrafen) hier ein. Ich sende sie Ihnen, weil sie Ihnen die Sachlage sehr gut veranschaulichen werden. Ich hatte beschlossen, meine Mutter am folgenden Freitag nach Mentone zu bringen und dann am Sonnabend nach Paris zu fahren. Aber am Mittwoch nachmittag um fünfeinhalb Uhr erhielt ich von Reggie ein Telegramm, das die Worte enthielt: „Fast hoffnungslos." Ich erreichte noch gerade den Schnellzug und kam morgens um 10 Uhr 20 Minuten in Paris an. Dr. Tucker und Dr. Kleiß, ein Spezialarzt, den Reggie zugezogen hatte, waren zugegen und teilten mir mit, daß Oscar höchstens noch zwei Tage zu leben hätte. Sein Anblick war sehr schmerzlich, denn er war ganz mager geworden, der Körper sah bläulich aus, und der Atem ging schwer. Er versuchte zu sprechen, er empfand es, daß Menschen im Zimmer waren, und hob die Hand, als ich ihn fragte, ob er uns verstand. Er drückte uns die Hände. Dann begab ich mich auf die Suche nach einem Geistlichen und fand nach großen Schwierigkeiten Pater Cuthbert Dunn vom Passionistenorden, der mich sofort begleitete und die Taufe und

Letzte Ölung vollzog, — Oscar war nicht mehr imstande, das Abendmahl zu nehmen. Sie wissen, daß ich Oscar immer versprochen hatte, einen Geistlichen zu holen, wenn er im Sterben läge. Nun fühlte ich mich ziemlich schuldbewußt, daß ich ihm so häufig abgeraten hatte, katholisch zu werden, aber Sie kennen ja die Gründe, die mich dazu bewogen haben. Ich sandte Drahtnachrichten an Frank Harris, an Holman (der sich mit Adrian Hope in Verbindung setzen sollte) und an Douglas. Tucker sprach später wieder vor und sagte, daß sich Oscars Ende vielleicht noch einige Tage hinziehen könnte. Da der Pfleger ziemlich überanstrengt war, ließen wir einen „gardemalade" kommen.

Es mußten schreckliche Handreichungen gemacht werden, auf die ich nicht näher einzugehen brauche, Reggie war vollkommen zusammengebrochen.

Wir blieben beide über Nacht im Hôtel d'Alsace und schliefen in einem Zimmer des oberen Stockwerks. Zweimal rief uns der Krankenpfleger, da er glaubte, daß Oscar bereits in der Agonie lag. Gegen $5^1/_2$ Uhr morgens ging eine vollkommene Veränderung mit ihm vor, die Umrisse seines Gesichts verwandelten sich, und ich glaube, daß jene keuchenden Laute einsetzten, die man als Todesröcheln bezeichnet. Aber ich hatte nie zuvor etwas Ähnliches gehört; es klang wie das grausige Knarren eines Rades. Bei einer oberflächlichen Untersuchung stellte sich heraus, daß die Augenreaktion bereits erloschen war. Schaum und Blut drangen aus seinem Munde und mußten andauernd von einer an seinem Bette stehenden Person abgewischt werden. Um 12 Uhr ging ich hinaus, um etwas zu essen, während Reggie die Wache übernahm. Er ging dann um $12^1/_2$ Uhr hinaus. Von 1 Uhr an verließen wir das Zimmer nicht mehr, denn die schmerzlichen Laute aus seiner Kehle wurden immer lauter. Reggie und ich vernichteten Briefschaften, nur um uns überhaupt aufrecht zu halten. Die beiden Krankenpfleger waren nicht zugegen, und der Besitzer des Hotels war hinaufgekommen, um sie zu vertreten; um $1^3/_4$ Uhr wurden die Atempausen unregelmäßig. Ich trat ans Bett und nahm seine Hand, — der Puls fing an zu flackern. Er seufzte tief auf, — es war der einzige natürlich klingende Seufzer, den ich seit meiner Ankunft gehört hatte, — die Glieder schienen sich unwillkürlich zu strecken, der Atem wurde schwächer, und genau 10 Minuten vor 2 Uhr nachmittags verschied er.

Nachdem wir die Leiche gewaschen und eingehüllt und die entsetzlichen „débris“ weggeschafft hatten, die verbrannt werden mußten, begaben Reggie und ich uns mit dem Hotelbesitzer nach der Mairie, um die amtliche Anzeige zu erstatten. Es hat keinen Zweck, die langwierigen Einzelheiten aufzuzählen, die mich noch in Zorn bringen, wenn ich nur daran denke. Der brave Dupoirier verlor den Kopf und erschwerte die Angelegenheiten, indem er Oscars Namen als Geheimnis behandelte. Allerdings lag ein Hindernis vor, da Oscar unter dem Namen Melmoth im Hotel eingetragen war und es gegen das französische Gesetz verstößt, sich unter angenommenem Namen in einem Hotel aufzuhalten. Von 3½ bis 5 Uhr nachmittags trieben wir uns in der Mairie und den Polizeibureaus herum. Dann wurde ich ärgerlich und bestand darauf, zu dem Leichenbestatter der englischen Botschaft namens Gesling zu gehen, für den Pater Cuthbert mir eine Empfehlung gegeben hatte. Nachdem wir alles mit ihm abgemacht hatten, ging ich fort, um ein paar fromme Schwestern für die Totenwache zu holen. Ich glaubte, daß das gerade in Paris am allerleichtesten sein würde: aber erst nach unglaublichen Schwierigkeiten fand ich zwei Franziskanerinnen.

Gesling war höchst einsichtsvoll und versprach, sich am nächsten Morgen um 8 Uhr im Hôtel d'Alsace einzufinden. Während Reggie sich im Hotel aufhielt, wo er mit Journalisten und lärmenden Gläubigern verhandelte, ging ich mit Gesling, um die verschiedenen Amtspersonen aufzusuchen. Da wir uns erst um 1½ Uhr trennten, können Sie sich wohl einen Begriff von den Formalitäten, den Verwünschungen, dem Geschrei und den ausgestellten Bescheinigungen machen. In Paris ist das Sterben für einen Ausländer wirklich ein sehr schwieriger und kostspieliger Luxus.

In den Nachmittagsstunden sprach der Bezirksarzt vor und erkundigte sich, ob Oscar Selbstmord begangen hätte oder ermordet worden wäre. Den von Kleiß und Tucker ausgestellten Totenschein wollte er sich nicht ansehen. Gesling hatte mich am vorhergehenden Abend darauf aufmerksam gemacht, daß die Behörden in Anbetracht des Namens, den Oscar angenommen hatte, und seiner wahren Identität darauf bestehen könnten, die Leiche nach der Morgue zu schaffen. Selbstverständlich war ich über diese Aussicht entsetzt, sie erschien mir wirklich als der letzte

Hauch des Grauens. Nachdem der Bezirksarzt den Leichnam sowie tatsächlich alle im Hotel anwesenden Leute untersucht hatte, — nachdem er eine Anzahl von Getränken zu sich genommen, unangebrachte Scherze gemacht und ein reichliches Honorar empfangen hatte, ließ er sich herbei, den Erlaubnisschein zur Beerdigung zu unterzeichnen. Dann erschien irgendeine andere widerwärtige Amtsperson, die sich erkundigte, wie viel Kragen Oscar besessen und wieviel sein Regenschirm gekostet hatte. (Das ist nicht etwa übertrieben dargestellt, sondern die reine Wahrheit.) Dann sprachen verschiedene Dichter und literarische Persönlichkeiten vor, u. a. Raymond de la Tailhade, Tardieu, Charles Sibleigh, Jehan Rictus, Robert d'Humières, George Sinclair sowie mehrere Engländer, die falsche Namen angaben und von zwei verschleierten Frauen begleitet waren. Es wurde allen gestattet, die Leiche zu sehen, unter der Bedingung, daß sie ihre Namen schriftlich eintrugen . . .

Ich freue mich, sagen zu können, daß der gute Oscar ruhig und würdig aussah, wie damals, als er aus dem Gefängnis kam. Und die Leiche hatte gar nichts Grausiges mehr an sich, nachdem sie gewaschen worden war. Den geweihten Rosenkranz, den Sie mir gegeben haben, trug er um den Hals, und das Bild des heiligen Franziskus, das mir eine der frommen Schwestern gegeben hatte, auf der Brust. Es waren auch ein paar Blumen da, die ich hingelegt und die ein ungenannter Freund im Namen seiner Kinder überbracht hatte, obwohl ich nicht annehmen kann, daß die Kinder etwas von dem Tode ihres Vaters wußten. Selbstverständlich fehlte es nicht an dem üblichen Kruzifix, den Kerzen und dem Weihwasser.

Gesling hatte mir geraten, die sterblichen Überreste sofort in den Sarg legen zu lassen, da der Zersetzungsprozeß sehr schnell beginnen würde. Und abends um 8½ Uhr erschienen die Leute zur Einsargung. Auf meine Bitte machte Maurice Gilbert eine photographische Aufnahme von Oscar, die aber nicht glückte, weil das Blitzlicht versagte. Kurz, ehe der Sargdeckel geschlossen wurde, kam Henri Davray, der sehr gütig und nett war. Am nächsten Tage — einem Sonntag — traf Alfred Douglas ein, und verschiedene andere Leute, die ich nicht kannte, sprachen vor. Vermutlich waren es zumeist Journalisten. Am Montag morgen setzte sich der Leichenzug um 9 Uhr vom Hotel aus in Bewegung.

Wir alle — Alfred Douglas, Reggie Turner und ich —, der Hotelbesitzer Dupoirier, der Krankenpfleger Henri und der Hoteldiener Jules, ferner Dr. Hennion und Maurice Gilbert mit zwei Fremden, die ich nicht kannte, folgten dem Leichenwagen zu Fuß bis zur Kirche St.-Germain des Près. Nach einer stillen Messe, die einer der Vikare am Altar hinter dem Sanktuarium abhielt, las Pater Cuthbert einen Teil der Begräbnisliturgie. Wie mir der Kirchendiener sagte, waren sechsundfünfzig Personen zugegen, — darunter fünf Damen in tiefer Trauer. Ich hatte nur drei Wagen bestellt, denn ich hatte keine Traueranzeigen verschickt, da mir daran lag, daß das Leichenbegängnis in aller Stille vonstatten gehen sollte. Im ersten Wagen saß Pater Cuthbert mit dem Meßgehilfen, im zweiten Alfred Douglas, Turner, der Hotelbesitzer und ich; im dritten Madame Stuart Merrill, Paul Fort, Henry Davray und Sar Luis; zuletzt folgte eine Droschke mit Fremden, die mir unbekannt waren. Die Fahrt nahm einundeinehalbe Stunde in Anspruch; das Grab befindet sich in Bagneux auf einem provisorischen Platz, der auf meinen Namen gepachtet ist. Sobald ich in der Lage bin, werde ich eine andere Grabstelle käuflich erwerben — beispielsweise auf dem Père Lachaise. Ich habe mich bis jetzt noch nicht entschlossen, was geschehen soll, oder wie das Denkmal beschaffen sein wird. Im ganzen hatten wir vierundzwanzig Kränze, von denen einige anonym übersendet worden waren. Der Hotelbesitzer spendete ein feierliches Gewinde aus Glasperlen mit der Inschrift „A mon locataire", während eine zweite, ebenfalls künstliche Trophäe vom „service de l'Hôtel" gestiftet worden war. Die übrigen zweiundzwanzig Kränze bestanden selbstredend aus frischen Blumen. Alfred Douglas, More Adey, Reginald Turner, Miß Schuster, Arthur Clifton, der „Mercure de France", Louis Wilkinson, Harold Mellor, Mr. und Mrs. Texeira de Mattos, Maurice Gilbert und Dr. Tucker hatten Kränze geschickt oder übersenden lassen. Ich legte zu Häupten des Sarges einen Lorbeerkranz mit der Inschrift nieder: „Als Zeichen der Huldigung für seine literarischen Leistungen und seine literarische Bedeutung". An der Innenseite des Kranzes befestigte ich eine Karte mit den Namen der Personen, die ihm während oder nach seiner Gefangenschaft ihr Wohlwollen bekundet hatten; sie lauteten: „Arthur Humphreys, Max Beerbohm, Arthur Clifton, Ricketts, Shannon, Conder, Rothenstein, Dal Young, Mrs. Leverson, More Adey, Alfred

Douglas, Reginald Turner, Frank Harris, Louis Wilkinson, Mellor, Miß Schuster, Rowland Strong", und auf besonderen Wunsch „C. B.", die Initialen eines Freundes, der in dieser Form genannt werden wollte.

Es wird mir schwer, von dem Edelmut, der Menschenfreundlichkeit und Barmherzigkeit, die der Besitzer des Hôtel d'Alsace, Jean Dupoirier, bewiesen hat, ohne Überschwang zu sprechen. Kurz vor meiner Abreise aus Paris erzählte mir Oscar, daß er ihm über £ 190 schuldig war. Aber seitdem Oscar bettlägerig war, sprach Dupoirier nicht mehr davon und erwähnte auch mir gegenüber diese Angelegenheit erst nach Oscars Tode und auf meine Anregung. Er war bei Oscars Operation zugegen und versorgte ihn jeden Morgen persönlich. Die vom Arzt verordneten oder von Oscar selbst bestellten Leckerbissen und Bedarfsgegenstände bezahlte er aus eigener Tasche. Ich hoffe, daß ... oder ... ihm jedenfalls seine Auslagen zurückerstatten wird. Auch Dr. Tucker hat noch eine große Summe zu bekommen. Er war überaus gütig und gewissenhaft, obwohl er meines Erachtens den Fall vollkommen falsch beurteilt hat.

Reggie Turner war in vielen Beziehungen von uns allen am schlimmsten daran; — er hat die ganze schreckliche Ungewißheit und die entsetzliche Verantwortung, deren Umfang er nicht kannte, zu tragen gehabt. Aber allen, die Oscar zugetan waren, wird es stets zur Genugtuung gereichen, daß er in seinen letzten Tagen, solange er noch der Sprache mächtig und für Güte und Aufmerksamkeit empfänglich war, einen Menschen von Reggies Art um sich gehabt hat ...

Robert Roß.

EIN LETZTES WORT

In den wenigen Jahren, die seit der ersten Auflage dieses Buches verflossen sind, habe ich viele Briefe aus meinem Leserkreise erhalten, mit der Bitte um gewisse Auskünfte über Wilde, die ich mit Stillschweigen übergangen habe. Man hat mir mit einer gerichtlichen Klage gedroht, und ich darf mich nicht unumwunden äußern. Aber den Leuten, die behaupten wollen, daß Oscar gewichtigere Argumente zu seiner Rechtfertigung vorbringen konnte als die, welche von mir im 24. Kapitel angeführt worden sind, darf ich doch mit wenigen Worten antworten: Tatsächlich habe ich seine Überzeugungskraft größer dargestellt, als sie in Wirklichkeit war. Als Oscar (wie ich auf S. 371 berichtet habe) die Behauptung aufstellte, daß seine Schwäche „mit dem höchsten Ideal des Menschentums vereinbar, wenn auch nicht sein charakteristisches Merkmal" wäre, fragte ich ihn: „Würdest du diese Rechtfertigung auch für die Lesbierinnen anführen?" Da wandte er sich ab und drückte in Wort und Miene einen so starken Widerwillen aus, daß er meines Erachtens damit die ganze Sache preisgab.

Er hätte sich besser rechtfertigen können. Vielleicht durfte er sagen, daß wir uns — ebenso wie wir oft nur um des Genusses willen essen, trinken oder rauchen — auch anderen Sinnenfreuden hinzugeben vermögen. Und wenn er den Grund geltend gemacht hätte, daß seine Sünde verhältnismäßig entschuldbar und so ausschließlich persönlich war, daß sie für den normal veranlagten Mann keine Versuchung bedeutete, so hätte ich diesen Punkt nicht bestritten.

Überdies ist die Liebe im höchsten Sinne vom Geschlecht und von der Sinnlichkeit unabhängig. Seit Luthers Zeiten haben wir in einer vom Mittelpunkt fortstrebenden Entwicklung, in einem hemmungslosen Individualismus gelebt, der alle Bande der Liebe und Zuneigung gelockert hat. Und nun, da die zum Mittelpunkt hinstrebende Entwicklung in Kraft getreten ist, werden wir sehen,

daß in ungefähr fünfzig Jahren Freundschaft und Liebe wieder zu Ehren kommen und die mannigfaltigsten Formen der gegenseitigen Anziehungskraft sich ohne Scheu und Furcht geltend machen werden. In diesem Sinne hätte Oscar sich als Vorboten betrachten dürfen, — und nicht als einen überlebten Typus oder eine „Spielart". Und es mag wohl sein, daß irgendein derartiges triebhaftes Gefühl in seinem Unterbewußtsein lebte, wenn es auch zu schattenhaft war, um zu Worten gestaltet zu werden. Denn selbst, als wir diese Fragen erörterten (siehe S. 373), wandte er ein, daß die Welt duldsamer würde, — was hoffentlich wahr ist. Die erste Lehre, die uns die Religion der Menschlichkeit kündet, lautet, daß wir duldsamer gegen die Fehler der anderen sein sollen.

Ende

Ein Brief, den Lord Alfred Douglas an Oscar Wilde geschrieben hat, und den ich hier wiedergebe, spricht für sich selbst und erledigt, meines Erachtens, ein für allemal den Zweifel über ihre gegenseitigen Beziehungen. Wenn Lord Alfred Douglas die Wahrheit nicht geleugnet und sich als Oscar Wildes Gönner aufgespielt hätte, würde ich diesen Brief niemals veröffentlicht haben, obgleich er mir zur Feststellung der Wahrheit eingehändigt worden war. Dieser Brief wurde in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Gerichtsverfahren gegen Oscar geschrieben, — und zehn Tage später wurde Oscar Wilde zu zweijähriger Zuchthausstrafe und Zwangsarbeit verurteilt.

Frank Harris.

Paris, Mittwoch, den 15. Mai 1895.
Hôtel des Deux Mondes, Avenue de l'Opéra 22.

Mein liebster Oscar!

Bin gerade hier eingetroffen.

Ich finde es zu schrecklich, daß ich ohne Dich hier sein muß; aber hoffentlich wirst Du in der nächsten Woche nachkommen. Dieppe war so fürchterlich, daß man gar nichts anfangen konnte; es ist der trübseligste Ort in der Welt. Nicht einmal „Petits

Chevaux" konnte man spielen, denn das Kasino war geschlossen. Hier sind die Leute sehr nett, und ich kann bleiben, solange ich will, ohne meine Rechnung zu bezahlen. Und das ist gut, denn ich habe nicht einen Penny.

Der Besitzer ist sehr nett und höchst verständnisvoll. Er hat sich gleich nach Dir erkundigt und sein Bedauern und seine Entrüstung über die Behandlung geäußert, die Dir widerfahren ist. Ich werde diese Zeilen per Droschke nach dem Bahnhof „Gare du Nord" schicken müssen, damit sie noch zur Post kommen, denn ich möchte, daß Du sie morgen mit der ersten Post erhältst.

Ich werde versuchen, Robert Sherard morgen anzutreffen, wenn er in Paris ist.

Charlie ist bei mir und sendet Dir die besten Grüße.

Von More (Adey) habe ich heute morgen einen langen Brief über Dich erhalten. Verliere den Mut nicht, mein teuerster Liebling. Ich denke unentwegt, Tag und Nacht, an Dich und sende Dir von ganzem Herzen meine Grüße.

Ich verbleibe stets

in Liebe und Hingebung Dein Junge

Bosie.

Der folgende, zum erstenmal veröffentlichte Brief ist der charakteristischste, den ich von Oscar Wilde in den Jahren nach seiner Gefangenschaft erhalten habe. Ich glaube, er datiert vom Winter des Jahres 1897 und ist also ungefähr acht Monate nach seiner Entlassung geschrieben worden. F. H.

Paris, Hôtel de Nice, Rue des Beaux Arts.

Mein lieber Frank!

Ich kann Dir nicht in Worten sagen, wie tief mich Dein Brief bewegt hat, — er ist „une vraie poignée de main". Ich habe richtige Sehnsucht, Dich zu sehen und mit Deiner starken, gesunden und herrlichen Persönlichkeit wieder in Berührung zu kommen.

Die Sache mit dem Gedicht („Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading") ist mir unverständlich. Mein Verleger teilt mir mit, daß er meinem Wunsche folgend die beiden ersten Exemplare an die „Saturday" und die „Chronicle" geschickt hat. Und außerdem teilt er mir mit, er hat von Arthur Symons erfahren, daß

er eigens an Dich schrieb, damit Du ihm gestattest, einen Artikel mit seiner Namensunterschrift zu bringen.

Vermutlich sind die Verleger unzuverlässig. Zweifellos machen sie immer diesen Eindruck. Hoffentlich wird eine Rezension erscheinen, denn Deine Zeitschrift — oder vielmehr Du selbst — ist in London eine große Macht. Und wenn Du sprichst, hören die Menschen zu.

Selbstverständlich habe ich die Empfindung, daß das Gedicht zu autobiographisch ist, und daß jedes äußere Erleben etwas Wesensfremdes ist und den Menschen überhaupt nicht beeinflussen soll. Aber diese Dichtung ist mir aus dem Herzen gedrungen — wie ein Schmerzensschrei —, wie Marsyas' Schrei, nicht wie Apollos Lied. Dennoch enthält sie manches Gute. Ich habe das Gefühl, daß ich aus der Gefängnissuppe ein Sonett gemacht habe, und das ist immerhin etwas.

Wenn Du aus Monte Carlo zurückkehrst, laß es mich bitte wissen. Ich habe Sehnsucht, mit Dir zu speisen.

Aber für ein Lustspiel, meiner lieber Frank, habe ich die Haupttriebfedern des Lebens und der Kunst — „la joie de vivre" — eingebüßt, es ist schrecklich. Genüsse und Leidenschaften stehen mir zu Gebote, aber die Lebensfreude ist geschwunden. Ich gehe unter, die Morgue will mich verschlingen. Und ich gehe, um mir dort mein Zinkbett anzusehen. Schließlich habe ich doch ein herrliches Leben gehabt, — ich fürchte, daß es zu Ende ist. Aber erst muß ich noch einmal mit Dir speisen.

Allezeit der Deinige

Oscar.

ERINNERUNGEN

AN

OSCAR WILDE

VON

G. BERNARD SHAW

EINLEITUNG

Sobald die Veröffentlichung des von mir verfaßten Buches „Oscar Wilde, eine Lebensbeichte" angezeigt wurde, bestellte sich Bernard Shaw ein Sonderexemplar. Und ich sandte es ihm mit der Bitte, mir seine Meinung über das Buch mitzuteilen.

Zur entsprechenden Zeit erhielt ich von ihm das nachfolgende Manuskript, in dem er seine Ansicht über mein Werk dahin äußert: „Es ist das beste Lebensbild von Wilde ... Wildes Andenken wird mit ihm stehen oder fallen." Dann spricht er von allen seinen persönlichen Begegnungen mit Wilde, von dem Eindruck, den er dabei empfangen, und dem Urteil, das er sich über Wilde als Schriftsteller und als Mensch gebildet hat.

Er hat sich — wie er sagt — diese Arbeit gemacht, damit ich seine Anschauungen im Anhang meines Buches veröffentlichen kann, wenn ich es für angemessen halte — ein Vorschlag, der nicht nur Shaws Verständnis und Großherzigkeit, sondern zugleich die Sorglosigkeit beweist, mit der er seine eigenen Guttaten verschwendet.

Nun freue ich mich sehr, daß ich Shaws besonnenes Urteil über Wilde zum Nutzen meiner Leser meinem eigenen Urteil an die Seite stellen kann. Denn wenn ich bei Wilde irgend etwas falsch aufgefaßt oder falsch beurteilt, oder irgendeinen besonderen Zug seines Wesens nicht aufgezeichnet habe, so wäre meine Unterlassungs- oder Begehungssünde diesem zweiten scharfen Augenpaar wohl kaum entgangen. Jetzt darf diese Wilde-Biographie wirklich als abgeschlossen gelten.

Shaw behauptet, daß er Wilde strenger beurteilt als ich, „viel härter", wie seine Worte lauten. Aber ich weiß nicht genau, ob diese Einschätzung stimmt.

Während Shaw Wildes Snobismus unterstreicht, schmälert er seine „irische Anmut", und obwohl er seine Gaben als dramatischer Schriftsteller und Geschichtenerzähler in hohem Maße rühmt, legt er wenig Gewicht auf die echte Güte seines Wesens

und die liebenswürdig lächelnde Art, die ihn zu einem so unvergleichlichen Gefährten und Vertrauten machte.

Andererseits entschuldigt er Wildes Perversität als pathologisch — als hereditären „Gigantismus“ — und erhellt somit die dunklen Schatten in demselben Maße, wie er die Lichter abgeschwächt hat.

Ich habe bei Oscar Wilde, weder körperlich noch seelisch, nie etwas Abnormes bemerkt, abgesehen von einer übermäßigen Sinnlichkeit und einer bedingungslosen Verehrung der Schönheit und der gefälligen Formen. Und so mußte ich angesichts seiner eigenen Bekenntnisse und Gepflogenheiten — um in der Malersprache zu reden — die rohen Umrisse seines Bildes mit schwarzen Schatten anlegen und war sehr erfreut, helle Lichter zum Ausgleich zu finden, — das Licht seiner Liebenswürdigkeit, seiner Anmut und seiner selbstlosen Herzensgüte.

Ich glaube, daß sich unsere beiden Darstellungen im ganzen sehr ähnlich sehen, und bin überzeugt, daß viele Leser Shaw für seine Beteiligung und Bestätigung beinahe ebenso dankbar sind, wie ich es bin.

NACHSCHRIFT

Nachdem ich dieses Vorwort geschrieben hatte, erhielt ich die Korrekturen der Shawschen Arbeit und übersandte sie dem Verfasser. Er hat einige kleine Verbesserungen am Text vorgenommen — die selbstverständlich berücksichtigt worden sind — und die Fußnoten, die ich als Herausgeber angebracht habe, mit einigen Anmerkungen versehen. Natürlich war es mein Wunsch, auch diese zu verwerten, und so habe ich sie, um Verwechslungen zu vermeiden, in Kursivschrift, mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, hinzugesetzt. Hoffentlich werden sie für den Leser in dieser Anordnung verständlich sein.

MEINE ERINNERUNGEN AN OSCAR WILDE

VON G. BERNARD SHAW

Mein lieber Harris!

Ich habe einen Ihrer interessanten Briefe zu beantworten; aber wenn Sie mich bitten, unsere Biographien auszutauschen, so mißbrauchen Sie den Vorteil, den der Wechsel des Schauplatzes und die geschäftige Veränderlichkeit Ihrer eigenen Abenteuer Ihnen gewährt. Meine Selbstbiographie würde, ebenso wie meine besten Dramen, furchtbar lang werden und nicht in einzelne Akte eingeteilt sein. Denken Sie nur an diese Lebensgeschichte von Wilde, die Sie mir gerade geschickt haben, und mit der ich vor zehn Minuten zu Ende gekommen bin, nachdem ich alles andere beiseite gelegt habe, um sie in einem Zuge zu lesen.

Weshalb war Wilde als Thema für eine Biographie so geeignet, daß keiner der früheren Versuche, die Sie gerade ausgestochen haben, schlecht ist? Eben weil seine erstaunliche Trägheit sein Leben vereinfacht hat. Es ist fast, als hätte er gefühlsmäßig gewußt, daß es keine Zwischenhandlungen geben darf, um die große Wendung am Schlusse des vorletzten Aktes zu verderben. Es war ein wohlgestaltetes Leben im Scribeschen Sinne. Ebenso einfach wie das Leben des Geliebten der Manon Lescaut, des Chevalier des Grieux; und das übertrifft es noch, weil Manon ausgelassen und der Chevalier des Grieux zu seinem eigenen Liebhaber und Helden gemacht wird.

Des Grieux war nach allen herkömmlichen Regeln ein nichtswürdiger Halunke; und wir verzeihen ihm alles. Wir glauben, daß wir ihm verzeihen, weil er selbstlos und weil seine Liebe groß war. Aber Oscar scheint gesagt zu haben: „Ich werde niemand lieben; ich werde durchaus selbstsüchtig sein; ich werde nicht nur ein Halunke, sondern ein Ungeheuer sein. Und ihr werdet mir alles verzeihen. Mit anderen Worten: ich will eure Regeln zum Unsinn

stempeln, nicht indem ich sie durch meine Feder widerlege, obwohl ich das sehr gut tun könnte und in Wirklichkeit getan habe, sondern indem ich sie tatsächlich durch mein Leben und Sterben widerlege.

Aber ich darf nicht damit anfangen, Ihnen ein Buch über Wilde zu schreiben: ich darf nur ein paar Einzelheiten zusammenraffen und sie Ihnen mitteilen. Um nun mit diesen Einzelheiten nach der Reihenfolge Ihres Buches zu beginnen, kann ich mich nur erinnern, daß ich Sir William Wilde ein einziges Mal gesehen habe. Beiläufig bemerkt, operierte er meinen Vater, um ein schielendes Auge geradezurichten, und trieb diese Richtung so weit, daß mein Vater für sein ganzes Leben nach der entgegengesetzten Seite geschielt hat. Und bis zum heutigen Tage fällt es mir überhaupt nicht mehr auf, wenn jemand schielt. Das ist für mich etwas ebenso Normales wie eine Nase oder ein Zylinderhut.

Als Knabe besuchte ich einmal ein Konzert in den „Antient Concert Rooms" zu Dublin. Alle Leute waren im Gesellschaftsanzug erschienen; und wenn ich nicht etwa dieses Konzert mit einem anderen verwechsle (in diesem Falle glaube ich kaum, daß die Familie Wilde zugegen gewesen wäre), war auch der Vizekönig mit seinen Höflingen in ihren blauen Westen anwesend. Wilde trug einen schnupftabakbraunen Anzug. Und da er einen Teint hatte, der nie sauber aussah, machte er neben Lady Wilde (in großer Gala) den dramatischen Eindruck, daß er wie Friedrich der Große jenseits von Wasser und Seife stand, — ebenso wie sein Sohn, der Nietzsche-Verehrer, jenseits von Gut und Böse. Man erzählte sich weit und breit, daß er in jedem Pächterhause Nachkommenschaft aufzuweisen hatte. Und das Merkwürdige dabei war, daß Lady Wilde sich nichts daraus machte, — augenscheinlich stammte diese Tradition aus dem Travers-Prozeß, von dem ich übrigens nichts gewußt habe, ehe ich Ihre Schilderung las. Denn im Jahre 1864 war ich erst acht Jahre alt.

In London war Lady Wilde in meiner hoffnungslosen Zeit nett zu mir, d. h. von meiner Ankunft im Jahre 1876 bis zu den ersten Einkünften, die ich mir im Jahre 1885 mit meiner Feder verdiente, oder vielmehr bis ich mich ein paar Jahre früher in den Sozialismus stürzte und verächtlich von all den Dingen zurückzog, zu denen auch ihre Empfangstage gehörten. Und die waren, wovon Sie sich ja selbst überzeugt haben, auch recht hoffnungslose

Angelegenheiten. Ich habe sie zwei- oder dreimal mitgemacht, und einmal habe ich in Gesellschaft einer ehemaligen Tragödienkönigin bei ihr gespeist. Sie hieß Miß Glynn und steckte den Kopf wie eine Rübe in die Luft, weil sie keine äußerlich sichtbaren Ohrmuscheln hatte. Lady Wilde sprach von Schopenhauer, und Miß Glynn erzählte mir, daß Gladstone seinen Rednerstil von Charles Kean übernommen hätte.

Nun frage ich mich, wo und wie ich Lady Wilde über den Weg gelaufen bin; denn wir hatten in der Dubliner Zeit keine gesellschaftlichen Beziehungen. Ich kann es mir nur so erklären, daß meine Schwester, die damals ein sehr reizvolles Mädchen war und schön sang, Oscar und Willie kennen gelernt und an beiden sozusagen eine harmlose Eroberung gemacht hatte. Oscar traf ich an einem dieser Empfangstage; er kam auf mich zu und sprach mit mir, augenscheinlich in der Absicht, besonders freundlich zu sein. Aber wir schüchterten uns gegenseitig furchtbar ein, und dieses wunderliche Hindernis stand bis zum letzten Ende zwischen uns, auch nachdem die knabenhaften Neulinge zu Weltmännern geworden waren und über ein reiches Maß gesellschaftlicher Gewandtheit verfügten. Ich sah ihn sehr selten, da ich die literarischen und künstlerischen Gesellschaftskreise wie die Pest mied und die wenigen Einladungen, die ich erhielt, mit possenhaftem Ingrimm ablehnte, um mich der Gesellschaft fernzuhalten, ohne die Leute zu beleidigen und das Maß zu überschreiten, das mir als einem privilegierten Irren zustand.

Bei Ihrem tragischen Mittagessen im Café Royal habe ich ihn zuletzt gesehen. Und ich weiß ganz genau, daß wir von Anfang bis zu Ende im ganzen nicht häufiger als zwölfmal zusammengewesen sind, — vielleicht auch nicht häufiger als sechsmal. Bestimmt besinne ich mich auf sechs Zusammenkünfte: 1. bei dem obenerwähnten Empfang; 2. in Macmurdos Haus in der Fitzroy Street zur Zeit der „Century Guild“ und ihres Blattes „The Hobby Horse“; 3. bei einer Versammlung irgendwo in Westminster, auf der ich eine Rede über den Sozialismus hielt und Oscar plötzlich zum Vorschein kam und sprach. Ich war sehr überrascht, als Robert Roß mir lange nach Oscars Tode erzählte, daß Oscar durch meine damalige Rede bewogen wurde, es mit einem ähnlichen Kunststück zu versuchen, und dann seine Abhandlung „The Soul of Man under Socialism“ (Die Seele des

Menschen und der Sozialismus) schrieb. Das viertemal begegneten wir uns ganz zufällig am Bühneneingang im Haymarket-Theater. Bei diesem Zusammensein erschwerte die komische Scheu, die wir voreinander empfanden, unser geflissentlich herzliches und wohlmeinendes Gespräch so sehr, daß unser Lachen und unser Händedruck am Schluß ein wechselseitiges Geständnis war. Fünftens verlebten wir einen wirklich angenehmen Nachmittag zusammen, als einer den anderen in einem Lokal erwischte, wo unsere Anwesenheit ein rechter Unsinn war, — nämlich auf irgendeiner Ausstellung in Chelsea, anläßlich einer Marinegedächtnisfeier. Da gab es eine Nachbildung von Nelsons „Victory" und eine ganze Kabinenreihe der „Peninsular and Oriental Company" zu sehen, — man konnte bei diesem Anblick schon allein durch die Gedankenverbindung seekrank werden. Ich weiß nicht, weshalb ich dahin gegangen bin, oder weshalb Wilde dahin gegangen ist; aber wir waren eben da; und die Frage, was wir, zum Teufel! in dieser Galeere zu suchen hatten, pickte uns beide. Es war das einzige Mal, daß ich Oscars herrliche Begabung als „raconteur" selbst erprobt habe. Insbesondere entsinne ich mich einer erstaunlich gut gefeilten Geschichte, die Sie sicherlich von ihm gehört haben: ein Beispiel für die Überspannung einer einzigen Wirkung. Mark Twain erzählt auch eine solche Geschichte von dem Manne, der sich überreden ließ, an allen nur denkbaren Stellen seines Daches einen Blitzableiter über Blitzableiter anzubringen, bis ein Gewitter kam und alle Blitze des Himmels auf sein Haus niederfuhren und es hinwegfegten.

Oscars Geschichte, die viel sorgfältiger und eleganter ausgearbeitet war, handelte von einem jungen Manne, der einen Theatersitz konstruiert hatte, welcher durch sinnreiche, einzeln geschilderte Vorrichtungen eine Raumersparnis ermöglichte. Darauf lud einer seiner Freunde zwanzig Millionäre mit ihm zusammen zum Abendessen ein, damit er ihr Interesse für seine Erfindung gewinnen könnte. Durch seine Darlegungen überzeugte der junge Mann sie vollständig von den Ersparnissen, die sich in einem Theater erzielen ließen, das bei normalen Sitzplätzen für sechshundert Personen ausreichte. Und schließlich brannten sie darauf, ihm zu seinem Glück zu verhelfen. Aber unglücklicherweise fing er nun an, die jährlichen Ersparnisse aller Theater in der ganzen Welt auszurechnen; dann kamen alle Kirchen der ganzen Welt

und dann alle Amtsgebäude an die Reihe. Zuletzt veranschlagte er auch noch die zufälligen und die moralischen und die religiösen Wirkungen der Erfindung, bis er nach Verlauf einer Stunde einen Nutzen von mehreren tausend Millionen veranschlagt hatte. Der Knalleffekt war natürlich der, daß die Millionäre ihre Zelte abbrachen und sich schweigend drückten, während der zugrunde gerichtete Erfinder für sein ganzes Leben ein gebrandmarkter Mann blieb.

Bei dieser Gelegenheit kamen Wilde und ich ganz vortrefflich miteinander aus. Ich selbst brauchte nicht zu sprechen, sondern nur einem Manne zuzuhören, der diese Geschichten besser erzählte, als ich sie zu erzählen vermocht hätte. Die Kunst ließen wir ganz unberührt, von der er, wenn man die Literatur aus diesem Gebiet ausschaltet, nur so viel wußte, wie man eben beim Lesen über die Kunst auffischt. Wir trugen beide Sommeranzüge und runde Hüte, und ich hatte ihn, und er hatte mich dabei ertappt, daß wir uns heimlich einen vergnügten Tag in den „Rosherville Gardens" machten, anstatt im Gehrock und sonstigen Ornat unsere feierliche Mission zu erfüllen. Und er hatte ein Publikum, bei dem nicht eine seiner kleinsten Wirkungen verloren ging. So war denn unser Zusammensein dieses eine Mal gut gelungen, und ich konnte es verstehen, weshalb sich Morris, als er langsam hinsiechte, über Wildes Besuch mehr freute als über irgendeinen anderen Besuch. Und ich kann es auch verstehen, weshalb Sie in Ihrem Buche sagen, daß Sie Wilde lieber wiederhaben möchten als irgendeinen anderen Freund, mit dem Sie jemals im Leben geplaudert haben, trotzdem er keiner wahren Freundschaft, wenn auch gelegentlich der rührendsten Güte, fähig war*.

Unser sechstes Zusammensein, das letzte, dessen ich mich noch entsinnen kann, war die Begegnung im Café Royal. Bei dieser Gelegenheit war er durch die Gefahr, die ihm drohte, nicht zu benommen, um wütend auf mich zu sein, weil ich zwar seine ersten Theaterstücke ausgiebig gerühmt hatte, aber an seinem Lustspiel „The Importance of being Earnest" zum Verräter geworden war. Gewiß, es war geistreich, aber dennoch sein erstes wirklich herzloses Stück. Die irische Ritterlichkeit des 18. Jahrhunderts und die Romantik, die Théophile Gautiers Jünger besaß (denn Oscar

* Ein vortreffliches, scharfsinniges Urteil. (Der Herausgeber.)

war wirklich mit Ausnahme seiner Moralbeurteilung im irischen Sinne altmodisch), hatten den ernsten Stellen und der Charakterisierung seiner Frauengestalten in allen anderen Theaterstücken nicht nur eine gewisse gütige und liebenswürdige Färbung gegeben, sondern auch jene Herzenswärme geschaffen, ohne die selbst das unwiderstehlichste Lachen vernichtend und unheilvoll wirkt. Dieser Einschlag war bei dem Lustspiel „The Importance of being Earnest" geschwunden, und so war es zwar ein äußerst spaßhaftes, aber innerlich gehässiges Stück. Ich hatte keine Ahnung, daß Oscar allmählich vor die Hunde ging, und daß hier eine wirkliche Entartung zum Ausdruck kam, die durch seine Ausschweifungen verursacht wurde. Ich glaubte, daß seine Entwicklung noch nicht abgeschlossen wäre, und wagte es, die verfehlte Vermutung zu äußern, daß „The Importance of being Earnest" gedanklich ein Jugendwerk wäre, das vor Jahren unter Gilberts Einfluß geschrieben oder entworfen und für Alexander als Zugstück aufgemöbelt worden war. An jenem Tage im Café Royal fragte ich ihn in aller Ruhe, ob ich nicht recht hätte. Entrüstet wies er meine Vermutung zurück und sagte hochmütig (es war überhaupt das einzige Mal, daß er mir gegenüber diese Tonart versucht hat, die er im Verkehr mit John Gray und seinen noch verworfeneren Gefolgsmännern anschlug), daß ich ihn enttäuscht hätte. Ich glaube, zu ihm gesagt zu haben: „Um alles in der Welt, was ist denn mit Ihnen los?" Aber weiter weiß ich von der ganzen Sache nichts mehr, abgesehen davon, daß wir uns nicht darüber gezankt haben.

Als er verurteilt worden war, benutzte ich meine Mußezeit während einer Eisenbahnfahrt, die mich auf eine Vortragsreise nach dem Norden führte, um ein Gesuch für seine Entlassung zu entwerfen. Nachher traf ich Willie Wilde in einem Theater — ich glaube, es muß das Duke of York's-Theater gewesen sein, weil es mir im Zusammenhang mit St. Martin's Lane vorschwebt. Ich sprach mit ihm über das Gesuch, fragte ihn, ob irgend etwas Derartiges im Gange wäre, und machte ihn darauf aufmerksam, daß ich und Stewart Headlam es unterzeichnen würden, obwohl es zwecklos wäre. Denn wir wären beide wegen unserer Verschrobenheit berüchtigt, und unsere Namen an sich würden das Gesuch zum Unsinn stempeln und Oscar mehr schaden als nützen. Willie pflichtete mir von Herzen bei und fügte mit weinerlichem

Pathos und einem unbegreiflichen Mangel an Takt hinzu: „Oscar hatte als Mensch keinen schlechten Charakter. Sie hätten ihm überall eine Frau anvertrauen können." Dann bewies er mir überzeugend, daß keine Unterschriften zu beschaffen sein würden, was Sie ja später auch bemerkt haben. So gab ich das beabsichtigte Gesuch auf und weiß nicht, was aus dem Entwurf geworden ist.

Als Wilde während seines letzten Stadiums in Paris war, ließ ich es mir angelegen sein, ihm beim Erscheinen meiner sämtlichen Bücher Widmungsexemplare zu übersenden; und er erwiderte das in der gleichen Form.

Wenn ich damals, als Wilde und Whistler für witzige Schwätzer gehalten und in der Presse Oscar und Jimmy genannt wurden, über die beiden etwas schrieb, ließ ich es mir stets angelegen sein, sie ernst zu nehmen und mit ausgesucht guten Manieren zu behandeln. Und Wilde ließ es sich ebenfalls angelegen sein, mich durch sein Verhalten als einen Mann von Bedeutung anzuerkennen und die landläufige Wertung meiner Person als einfacher Spaßmacher zurückzuweisen. Das war nicht der übliche wechselseitige Bewunderungskniff. Meines Erachtens meinte er es ehrlich und war über das entrüstet, was er für eine gemeine Unterschätzung meines Wertes hielt; und ich hatte ihm gegenüber dieselbe Empfindung. Mein Verlangen, in seinem Unglück zu ihm zu halten, und mein Abscheu vor den Zeitungszoten über den „Kerl Wilde" ließ sich nicht bezwingen. Ich weiß nicht genau, weshalb das so war. Denn ich war nicht durch verständnisvolles Wohlwollen, sondern erst durch Lektüre und Beobachtung zur Duldsamkeit gegen seine Perversität und zur Anerkennung der Tatsache bekehrt worden, daß sie keinerlei allgemeine Verderbtheit oder Roheit des Charakters bedingt.

Ich empfinde den ganzen normalen, heftigen Widerwillen gegen die Homosexualität, sofern er wirklich normal ist, — und heutzutage hat man wohl bisweilen Anlaß, daran zu zweifeln.

Ich war auch in keiner Weise im voraus für ihn eingenommen; er war mein Landsmann im engeren Sinne unserer Heimatstadt Dublin, und zwar gerade ein auserlesenes Exemplar der Sorte Landsmann, die mir am widerwärtigsten war, d. h. ein Dubliner Snob. Seine irische Anmut, die bei den Engländern so wirksam ist, war für mich nicht vorhanden. Und im ganzen

kann man wohl zu seinen Gunsten anführen, daß ihm von meiner Seite keine Berücksichtigung zuteil geworden ist, die er nicht verdient hat.

Jene Angelegenheit mit den Anarchisten in Chicago, für die Sie in „The Bomb" Homers Rolle übernommen haben, hat recht unvermutet den ersten Grund zu meinen freundschaftlichen Empfindungen gelegt. Ich war bemüht, in London ein paar Literaten zusammenzubringen — lauter heroische Aufrührer und Skeptiker auf dem Papier —, um eine Eingabe zur Begnadigung dieser unglücklichen Menschen zu unterzeichnen, und Oscars Unterschrift war die einzige, die ich erhielt. Das war eine ganz selbstlose Handlung von seiner Seite; und sie sicherte ihm für sein ganzes Leben meine besondere Achtung.

Nun möchte ich noch mit einem Worte auf Lady Wilde zurückkommen. Wie Sie wissen, gibt es ein Leiden, das man „Gigantismus" nennt und das durch „einen bestimmten krankhaften Prozeß in der Keilbeinhöhle verursacht wird, — d. h. es handelt sich um eine übermäßige Entwicklung des Vorderlappens im Hirnanhang". (Diese Erklärung habe ich dem ersten besten Nachschlagewerk entnommen.) „Wenn dieser Zustand erst nach dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre — einem Alter, in dem das Wachstum der Röhrenknochen beendet ist — akut wird, entsteht die Akromegalie, die hauptsächlich durch eine Vergrößerung der Hände und Füße in Erscheinung tritt." Ich habe Lady Wildes Füße nie gesehen, aber ihre Hände waren ungeheuer groß und gingen, wenn sie irgend etwas fassen sollten, nie geradeswegs auf ihr Ziel los, sondern fuchtelten tastend umher. Und der riesigen Mulde ihrer Handfläche entsprach die Lendenbildung.

Nun war Oscar überlebensgroß, und sein Körpermaß machte einen nicht ganz normalen Eindruck, wodurch sich Lady Colin Campbell, die ihn nicht leiden konnte, veranlaßt fühlte, ihn „die große weiße Raupe" zu nennen. Sie selbst schildern den unangenehmen Eindruck, den er trotz seiner schönen Augen und seiner feinen Art in körperlicher Beziehung auf Sie gemacht hat. Nun, ich habe stets die Behauptung vertreten, daß er im pathologischen Sinne ein Riese war, und daß dieser Umstand seine Schwäche zum großen Teil erklärt.

Ich glaube, daß Sie in liebevoller Absicht seinen Snobismus unterschätzt und nur seine verzeihliche und wirklich gerecht-

fertigte Seite erwähnt haben, nämlich die Vorliebe für klangvolle Namen, vornehme Beziehungen, für Luxus und gute Manieren*. Sie sagen wiederholentlich und auf gewissem Gebiet sehr richtig, daß er nicht scharf war und seine Zunge nicht dazu gebrauchte, um andere Leute zu verletzen. Aber auf snobistischem Gebiet ist das nicht richtig. So schrieb er einmal über T. P. O'Connor mit wohlüberlegter, berechneter, verletzender Unverschämtheit, — mit der ganzen Anmaßung des Protestanten vom Merrion Square, die sich mit lautem Gekläff gegen den Katholiken erhob. Wiederholentlich eiferte er gegen die Gemeinheit der britischen Journalisten, aber nicht in dem Sinne, wie wir beide es vielleicht tun würden, sondern als Sprachrohr jenes abscheulichen Klassenbewußtseins, das an sich die niedrigste Gemeinheit ist. Er beging den Fehler, nicht zu wissen, was sich für ihn ziemte. Er verbat es sich, wenn man ihn einfach mit seinem Namen „Wilde" anredete, und erklärte, daß er für seine vertrauten Freunde „Oscar" und für alle anderen Menschen „Mr. Wilde" wäre. Und dabei war er sich gar nicht bewußt, daß er die Menschen, mit denen er als Kritiker leben und arbeiten mußte, zwang, ihm entweder eine Vertraulichkeit zu gewähren, die zu verlangen er kein Recht besaß, oder ihm eine Ehrerbietung zu bezeigen, auf die er keinen Anspruch hatte. Der gemeine Mann verabscheute ihn, weil er verächtlich von ihm behandelt wurde, und die Tüchtigen wiesen seine Dreistigkeit zurück und schnitten ihn. So blieb ihm nur eine Horde ergebener Trabanten einerseits und ein Mitesserverkehr andererseits und hier und da ein Mensch, der so viel Talent oder Persönlichkeit besaß, um sich seine Achtung zu erzwingen. Aber es fehlte ihm gänzlich an jenem, eine Stütze bildenden, aus schlichten Menschen

---

* Meines Erachtens hatte ich die schlechte Seite seines Snobismus berührt, denn ich habe erwähnt, daß er überhaupt nur von berühmten Schauspielerinnen und vornehmen Damen sprach; ich habe berichtet, wie gern er von den vornehmen Häusern, wie z. B. Clumber, redete, wohin er eingeladen worden war; und ich habe außerdem ein halbes Dutzend andere diesbezügliche Anspielungen einzeln in meinem Buche verteilt. Ich hatte den englischen Snobismus in meinem Buche über „Shakespeare als Mensch" (The man Shakespeare) so heftig angegriffen und seinen Einfluß auf die beste englische Mentalität so scharf gerügt, daß ich glaubte, die Leute würden es für eine Manie halten, wenn ich ihn bei Wilde nochmals betonte. Aber er war sowohl von Natur als durch Erziehung ein Snob, und ich verstehe unter diesem Begriff dasselbe, was Shaw offenbar hier darunter versteht.

bestehenden Bekanntenkreise, in dem man sich selbst als schlichter Mensch bewegen und Smith, Jones, Wilde und Shaw sein muß, — nicht aber Bosie, Robbie, Oscar und Mister. Das ist so eine Torheit, die bei einem Manne von Wildes Befähigung nicht ewig dauert; aber sie dauerte doch so lange, daß Oscar verhindert wurde, sich irgendeine gediegene gesellschaftliche Grundlage zu schaffen*.

Eine zweite Schwierigkeit habe ich bereits angedeutet. Wilde fing seine Laufbahn als Kunstapostel an, und in dieser Eigenschaft war er ein Aufschneider. Der Gedanke bedünkt mich lächerlich**, daß ein Portora-Schüler, der auf das Trinity College zu Dublin und von dort nach Oxford gekommen war und seine Ferien in Dublin verbrachte, wirklich mit der Musik und Malerei vertraut sein sollte, wenn nicht besondere Umstände vorlagen. Während Wilde auf der Portora-Schule war, bin ich daheim gewesen — in einem Hause, in dem bedeutende musikalische Kompositionen, darunter verschiedene vorbildliche Meisterwerke, in einer Form vorgetragen wurden, die sich von der Ahnungslosigkeit des einfachen Musikliebhabers bis zur Reife für den Konzertsaal steigerte. Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, da konnte ich diese Kompositionen vom ersten bis zum letzten Takt pfeifen wie der Schlächtergeselle seine Gassenhauer pfeift. Aber es war tatsächlich für mich

---

* Die Ursache dafür, daß sich Oscar, trotzdem er ein Snob war und für England und die Engländer schwärmte, keine gediegene gesellschaftliche Grundlage in England schaffen konnte, lag meines Erachtens in seinen geistigen Interessen und seiner geistigen Überlegenheit im Vergleich zu den Leuten, mit denen er zusammenkam. Kein Mensch, der eine hohe, mit geistigen Dingen beschäftigte Mentalität besitzt, ist imstande, sich in England eine gediegene gesellschaftliche Grundlage zu schaffen. Auch Shaw hat in diesem Lande keine gediegene gesellschaftliche Grundlage.

Dieser Seitenhieb auf die englische Gesellschaft ist wohlverdient. Dennoch haben befähigte Menschen in London ihr Plätzchen gefunden. Wo war Oscars? *G. B. S.*

** Ich hatte mir bereits vorgemerkt, in dieser Volksausgabe meines Buches zu erwähnen, daß Wilde andauernd musikalische Kenntnisse vorspiegelte, die er gar nicht besaß. Er konnte kaum eine Melodie von der anderen unterscheiden, sprach aber gern von jenem „scharlachroten Stück von Dvorak". Denn er hoffte dadurch als wirklicher Musikkritiker zu gelten, während er gar nichts von Musik verstand und sich noch weniger daraus machte. Er verriet sich andauernd, ohne es zu wissen, durch seine Lobeserhebungen über musikalische und malerische Leistungen.

eine schwierige Leistung, gewissermaßen eine republikanische Pflicht, die volkstümliche Musik — wie z. B. die Straußschen Walzer — gelten zu lassen.

Von der Malerei war ich so entzückt, daß ich die National Gallery häufig heimsuchte, die Doyle wohl zu der schönsten Sammlung dieser Größe auf der ganzen Welt gemacht hat. Und ich wünschte mir sehnlichst Geld, um mir Malutensilien zu kaufen. Das hat mich später vor dem Verhungern bewahrt; denn als Kritiker auf dem Gebiet der Musik und Malerei für die Zeitschrift „The World" habe ich mich in meinen zehn Journalistenjahren durchgeschlagen, bis ich bei Ihnen in der „Saturday Review" gelandet bin. Ich habe es erreicht, daß taube Effektenmakler meine zwei Spalten füllenden Musikreferate gelesen haben, denn angeblich war der Witz der, daß ich nichts davon verstand, während der wirkliche Witz der war, daß ich alles ganz genau verstand.

Nun war es mir, ebenso wie Whistler und Beardsley, ganz klar, daß Oscar nicht mehr von der Malerei* verstand, als jeder Mensch unterwegs auflesen kann, wenn er auf dieser allgemeinen Bildungsstufe steht und ihm so viele Gelegenheiten geboten werden. Er konnte über die Kunst seine geistreichen Bemerkungen machen, wie ich über den Maschinenbau. Aber das hat keinen Zweck, wenn man die Aufmerksamkeit und das Interesse eines Publikums erwecken und fesseln soll, das Musik und Malerei wirklich liebt. Deshalb war Oscar durch einen falschen Anlauf ins Hintertreffen geraten und galt für oberflächlich und unaufrichtig, — ein Ruf**, den er nicht wieder gutmachte, bis es zu spät war.

Das Lustspiel: die kritischen „viva voce"-Bemerkungen über Moral und Manieren, das war wirklich seine Stärke. Als er sich darauf verlegte, war er groß. Aber wie Sie selbst bemerkt haben, als Sie sich für Wilde bei Meredith verwendeten, hatte sein anfänglicher Fehler jene „ziemlich geringe Meinung von Wildes Begabung", jene „tiefeingewurzelte Verachtung für sein

---

* Ich habe meines Erachtens Oscars Unwissenheit auf künstlerischem Gebiet zur Genüge erwähnt, als ich in meinem Buch sagte, daß er alles, was er von der Kunst und der Debatte verstand, von Whistler gelernt hatte, und daß seine Vorlesungen über dieses Thema fast wertlos waren, selbst nachdem er zu Füßen des Meisters gesessen hatte.

** Sehr wahr, und ein bemerkenswertes Beispiel für Shaws Scharfblick.

prahlerisches Auftreten" hervorgerufen, die als erster Eindruck bestehen blieb und bestehen bleiben wird, bis der letzte Mensch, der sich seines ästhetischen Zeitalters entsinnt, zugrunde gegangen ist. Die Welt ist in mancher Beziehung so ungerecht gegen ihn gewesen, daß man sich hüten muß, ungerecht gegen die Welt zu sein.

Das Vorwort, das ich unter dem Titel „Parents and Children" (Eltern und Kinder) zu meiner mit „Misalliance" beginnenden Dramensammlung geschrieben habe, handelt von der Erziehung und enthält einen Abschnitt „Artist Idolatry" (Künstlergötzendienst), der sich in Wirklichkeit auf Wilde bezieht. Hinsichtlich der „Macht geistreicher Menschen, die zugleich Kunstkenner sind", drücke ich mich folgendermaßen aus: „Der Einfluß, den sie auf junge Menschen ausüben können, die im Schatten und Elend eines kunstlosen Heims aufgewachsen sind, und deren Hang zur Kunst stets hintertrieben und mit Verachtung abgetan worden ist, erscheint den Menschen unglaublich, die das nicht miterlebt und richtig verstanden haben. Das männliche (oder weibliche) Wesen, das ihnen die Welt der Kunst erschließt, öffnet ihnen den Himmel. Sie werden zu Trabanten, zu Jüngern und Anbetern des Apostels. Nun ist vielleicht der Apostel ein sinnlicher Mensch ohne ausgeprägtes Gewissen. Die Natur hat ihm vielleicht so viel Tugend verliehen, daß sie in einer verständigen Umwelt ausreicht. Aber dieses Maß reicht vielleicht nicht aus, um ihn gegen die Versuchung und Demoralisation zu feien, sich auf Grund dessen, was lediglich die gewöhnlichste Bildung sein sollte, als kleinen Herrgott zu betrachten. Er wird vielleicht in unserer ungebildeten Gesellschaft, unter Leuten, die einen gefestigteren Charakter besitzen als er selbst, überall Anbeter finden. Aber wenn nur ein einziger von diesen eine künstlerische Ausbildung genossen hätte, würde er von ihm nichts zu lernen gehabt und ihn, abgesehen von seinen tatsächlichen Leistungen als Künstler, für nichts Außergewöhnliches gehalten haben. Tartuffe ist nicht immer ein Priester. Und er ist wirklich nicht immer ein Halunke. Häufig ist er ein schwacher Mensch, dem man in alberner Weise Allwissenheit und Vollkommenheit andichtet, und der sich nur ungebührliche Vorrechte anmaßt, weil sie ihm geboten werden und er zu schwach ist, um sie abzulehnen. Gewährt jedem seine Bildung, und keiner wird ihm mehr bieten, als ihm zukommt."

Dieser Abschnitt war das Ergebnis eines Spaziergangs und Gedankengangs, den ich eines Nachmittags mit Robert Roß in Chartres unternahm.

Ich habe mir Wilde nicht so schwach vorgestellt, wie Sie ihn schildern, und glaube doch, daß sein leidenschaftlicher irischer Stolz mit im Spiel war, als er sich weigerte, dem Gerichtsverfahren aus dem Wege zu gehen. Aber in der Hauptsache sind Ihre Beweismittel überzeugend. Es trug zu seiner Tragödie bei, daß die moralische Kraft, welche die Leute von ihm verlangten, eine zu schwere Last für ihn war. Denn sie begingen den sehr verbreiteten Fehler — der den Schauspielern zustatten kommt —, daß sie die Ausstaffierung für einen augenscheinlichen Beweis von Kraft hielten, ebenso wie sie bei der Frau die Schminke für einen augenscheinlichen Schönheitsbeweis zu halten pflegen. Nun war Oscar Wilde in die Ausstaffierung so verliebt, daß er sich niemals bewußt wurde, wie gefährlich es ist, den Mund zu voll zu nehmen, mit anderen Worten: mehr Ausstaffierung aufzubieten, als sein Thema vertragen konnte. Weise Könige tragen unscheinbare Kleider und überlassen dem Tambourmajor die goldenen Tressen.

Wenn mich mein Gedächtnis nicht in gewohnter Weise täuscht, entsinnen Sie sich der Reihenfolge nicht genau, in der sich die Ereignisse kurz vor dem Gerichtsverfahren abgespielt haben. Damals im Café Royal sagte Wilde, er wäre gekommen, um Sie zu bitten, am nächsten Tage den Zeugenstand zu betreten und die Erklärung abzugeben, daß sein Roman „Dorian Gray" ein höchst sittliches Werk wäre. Ihre Antwort lautete etwa folgendermaßen: „Um Gottes willen, Mensch, schlag' dir auf diesem Gebiet alles aus dem Kopf. Du machst dir nicht klar, was dir geschehen wird. Es wird sich nicht um ein geistreiches Gespräch über deine Bücher handeln. Sie werden eine Schar von Zeugen beibringen, welche die Kunst und Literatur ausschalten; Clarke wird seine Darlegungen von sich geben und die Sache bis zu einem bestimmten Punkte führen. Dann, wenn er die Lawine kommen sieht, wird er kneifen und dich auf der Anklagebank sitzen lassen. Weißt du, was du tun mußt? Heute abend nach Frankreich hinüberfahren. Hinterlaß einen Brief, daß du dem Schmutz und den Greueln eines Rechtsfalles nicht gewachsen bist, — daß du ein Künstler bist und zu derartigen Dingen nicht taugst. Bleib'

nicht hier, um dich an solch einen Strohhalm zu klammern, wie ein Zeugnis über ‚Dorian Gray'. Ich sage dir, ich weiß Bescheid. Ich weiß, was geschehen wird. Ich weiß, was Clarke für eine Art hat. Ich weiß, was für Beweismittel sie gesammelt haben. Du mußt fort."

Es war vergebliche Mühe. Wilde befand sich in einer merkwürdig zwiespältigen Gemütsverfassung. Er wollte weder den Anschein erwecken, unschuldig zu sein, noch die Torheit seines Verfahrens gegen Queensberry zu bestreiten. Aber in Bezug auf die Unmöglichkeit seines Rückzugs und auf sein Recht, Ihr Verhalten zu bestimmen, war er von einem verblendeten Hochmut beseelt. Douglas saß schweigend da — in einem hochmütigen, entrüsteten Schweigen; er ahmte — wie alle Wilde-Verehrer — Wildes Haltung nach. Aber es ist sehr gut möglich, daß er — wie Sie meinen — Wilde durch diese Nachahmung beeinflußt hat. Schließlich stand Oscar mit einer halb unwilligen, halb vornehm tuenden Gebärde auf und ging mit der Bemerkung hinaus, daß er nun entdeckt hätte, wer seine wahren Freunde wären. Douglas schloß sich ihm an, — lächerlich sah er in seinem kleineren Format aus, als er Oscars Gang nachahmte und ihm folgte wie ein Hilfsgeistlicher seinem Erzbischof*.

In Ihrer Erinnerung hat es sich umgekehrt zugetragen; aber bedenken Sie eins: Douglas war in einer erbärmlichen Lage. Er hatte Wilde ins Unglück gebracht, lediglich um seinen Vater zu ärgern, und das so blödsinnig angefangen, daß er seinem Vater tatsächlich einen Triumph bereitet hatte. Außerdem war er bei weitem der jüngste von den Anwesenden und sah jünger aus, als er war. Sie haben ihn nicht willkommen geheißen und ihn, soweit ich mich entsinne, weder durch ein Wort noch durch ein Neigen des Kopfes begrüßt. Ich hätte mich nicht mit der kleinsten Summe

* Das ist ein unnachahmliches Bild, aber Shaw hat sich von seinem ausgesprochenen Sinne für das Lustspielhafte irreleiten lassen. Die Szene fand genau so statt, wie ich sie berichtet habe. Douglas ging als erster hinaus und bemerkte: „Daß Sie ihm sagen, er soll weglaufen, beweist, daß Sie nicht Oscars Freund sind." Dann erhob sich Oscar, um ihm zu folgen. Er verabschiedete sich von Shaw und fügte ein paar liebenswürdige Worte hinzu. Als er auf die Tür zuschritt, stand ich auf und sagte: „Ich hoffe, daß du nicht an meiner Freundschaft zweifelst, du hast keinen Grund dazu."

„Ich finde, das ist nicht freundschaftlich von dir, Frank", antwortete er und ging weiter.

dafür verbürgt, daß Sie sich beherrscht haben würden, wenn die geringste Herausforderung von seiner Seite erfolgt wäre, oder er versucht hätte, in irgendeiner Weise den Ton anzugeben. Und Wilde bewahrte selbst in seinem Unglück — über das er sich aber damals noch nicht vollkommen klar war — sein maßgebendes Gebaren, wenn es sich um Fragen des Geschmacks und Benehmens handelte. Unter diesen Umständen war es tatsächlich unmöglich, daß Douglas sich in irgendeiner Weise hervortat. Alle hielten ihn für einen greulichen kleinen Balg. Aber da ich ihn meines Wissens noch nie getroffen hatte und eine gewisse Witterung für sein literarisches Talent besaß, war ich begierig, was er nun selbst zu sagen hätte. Doch er bildete nur ein- bis zweimal Wildes getreues Echo und sagte sonst gar nichts*.

In der Wirkung haben Sie recht, da es augenscheinlich war, daß Wilde von ihm beherrscht wurde und wirklich sein Echo bildete. Aber unwillkürlich hielt Wilde den Souffleur von der Bühne fern und machte sich selbst zum Mittelpunkt.

Aber zur Vervollständigung Ihres Buches braucht's Ihr eigenes Bildnis, und das muß ebenso ähnlich sein, wie Oscar Wildes Bildnis von Ihrer Hand. Oscar war nicht streitbar, obwohl er sich in der Jugend hochnäsig betrug. Wenn sein Snobismus nicht wirksam war, gefiel es ihm, die Leute an sich zu fesseln und ihnen zu diesem Zweck in feinster Art zu schmeicheln. Mrs. Calvert, deren letzte Glanzzeit auf der Bühne als alte Frau mit ihrer Rolle in meinem Theaterstück „Arms and the Man" begann, sagte mir eines Tages, als sie sich entschuldigte, weil sie ihre Leistungen bei der Probe für schlecht hielt, abgesehen von Mr. Wilde wäre kein Verfasser je so nett zu ihr gewesen.

Wenn sich Oscar von kampflustigen Menschen auch nicht wirklich einschüchtern ließ, so gehörten sie doch zu der Art von Leuten, die er nicht beherrschen konnte und die er fürchtete, weil sie

---

* Ich weiß ganz genau, daß Douglas die Führung übernahm und zuerst hinausging.

Ich bezweifle nicht, daß Sie recht haben, und daß meine Anschauung von dem Abgang in Wirklichkeit nur eine Rückerinnerung an den Eintritt ist. Und jetzt, da Sie meinem Gedächtnis nachhelfen, entsinne ich mich in der Tat ganz deutlich, daß Douglas, der als Gefolgsmann hereinkam, als Führer hinausschritt, und daß Wilde die letzten Worte sprach, als jener bereits draußen war. *G. B. S.*

möglicherweise imstande waren, ihn zu bezwingen. Sie meinen, daß Queensberrys Kampflust eine Eigenschaft war, mit der Oscar es nicht erfolgreich aufnehmen konnte. Aber wie ging es dann zu, daß Oscar sich bei Ihnen ganz geborgen fühlte? Sie waren kampflustiger als fünf Queensberrys zusammengenommen. Wenn die Leute fragten: „Was ist Frank Harris gewesen?" so lautete die Anwort gewöhnlich: „Offenbar ein Seeräuber aus dem Spanischen Meer."

Sobald Oscar Ihre Zuneigung gewonnen hatte, brauchte er niemals Angst zu haben, daß Sie ihm etwas tun würden. Denn er wußte mit der Blutsbrüderschaft genügend Bescheid, um die Ihrige zu würdigen. Aber er muß immer eine Todesangst ausgestanden haben, daß Sie seinen Freunden etwas tun oder sagen würden*.

Neunzehn Zwanzigstel aller Männer und Frauen, die Sie in den Kreisen trafen, welche er sich am meisten geneigt machen wollte, verachteten Sie ganz höllisch. Und nichts konnte Sie dazu bewegen, das Messer in der Scheide zu lassen, wenn Sie von jenen Leuten geärgert wurden. Bei Ihrer Sprache wäre selbst das Spanische Meer rosenrot erglüht, wenn die klassischen Schimpfworte zum Ausdruck Ihrer Gefühle nicht genügten.

Vielleicht hätte sich Oscar damals, als er gegen Kaution auf freiem Fuße war, doch weglocken lassen, wenn z. B. Edmund Gosse mit zwei Billetten erster Klasse in der Tasche zu ihm gekommen und ihm ganz milde einen harmlosen Ausflug nach Folkestone oder den Kanalinseln vorgeschlagen hätte. Aber zu einem Galopp „ventre à terre" nach Erith — es hätte ebensogut Deal sein können — aufgefordert zu werden und die Piratenfahne — den „Jolly Roger" — an Bord Ihres Loggers zu hissen, das war geradeso, als wenn man einen Komiker oder ersten Liebhaber dazu aussuchen würde, „Richard III." zu spielen; Oscar konnte sich in diese Rolle nicht hineinfinden.

Ich darf das nicht auf die Spitze treiben, aber es erklärt meines Erachtens einen Punkt, der aus Ihrem Buche durchaus nicht deutlich hervorgeht: nämlich, daß Sie ein ganz anderer Mensch waren

* Über diesen Scharfblick von Shaws Seite muß ich lächeln, weil er vollkommen richtig ist. Oscar empfahl mir Bosie Douglas ungezählte Male und bat mich, nett gegen ihn zu sein, wenn wir uns zufällig einmal treffen sollten. Aber viele Monate lang weigerte ich mich, mit ihm zusammenzukommen.

als die unterwürfigen und mitfühlenden Jünger, an die er gewöhnt war. Es gibt Dinge, die auf solch eine Seele wie die Oscars beängstigender wirken als die Möglichkeit einer Verurteilung zur Zwangsarbeit, die noch nicht verwirklicht war. Und eine Seefahrt mit Kapitän Kidd mag zu diesen Dingen gezählt haben. Wilde war ein Mensch, der an den herkömmlichen Formen hing, und seine Formlosigkeit war gerade die höchste Pedanterie der Förmlichkeit. Es hat nie jemand gegeben, der weniger zum Vagabunden taugte als er. Sie waren ein geborener Vagabund und werden niemals etwas anderes sein.

Deshalb erscheint er in seinem Verhältnis zu Ihnen wie ein Mensch, der stets vor der Tat zurückschreckte und mehr Feigheit besaß (alle Menschen sind ja mehr oder weniger feig), als es bei einem so stolzen Menschen möglich war. Aber die Wahrheitstreue und Wirkung Ihres Bildnisses bleibt dadurch unbeeinträchtigt. Wildes Andenken muß damit stehen oder fallen.

Ich glaube fast, es wird Ihnen verübelt werden, daß Sie ihm keine lügenhafte Grabschrift, sondern eine glaubwürdige Chronik und ein gründliches Charakterbild gewidmet haben. Aber deshalb werden Sie doch Ihren Schlaf nicht einbüßen. Tatsächlich hätten Sie Ihre Güte nicht weiter treiben können, ohne eine gefühlvolle Narrheit zu begehen. Mein Resumé wäre viel härter ausgefallen. Ich bin überzeugt, daß die Himmelstore vor Oscar Wilde nicht verschlossen worden sind; denn er ist ein zu guter Gefährte, um ausgesperrt zu werden. Aber mit den Worten „Du guter und getreuer Knecht" wird er kaum begrüßt worden sein. Das erste, was wir von einem Knecht verlangen, ist das Zeugnis der Ehrlichkeit, der Nüchternheit und des Fleißes. Denn wir bemerken gar bald, daß das die seltensten Eigenschaften sind, und daß geniale* und geistreiche Leute ebenso häufig vorkommen wie die Ratten.

Nun, Oscar war nicht nüchtern, nicht bieder und nicht fleißig. Die Gesellschaft rühmte ihn um seiner Faulheit willen und verfolgte ihn grimmig um einer Verirrung willen, die sie besser nicht

---

* Da kommt Shaws Talmi-Engländertum zum Vorschein. Das Genie ist ungefähr das Seltenste auf Erden, während das erforderliche Quantum „Ehrlichkeit, Nüchternheit und Fleiß" neun Zehnteln aller Menschen vom Leben eingebläut wird.

Wenn sich das so verhält, so kommt eben der Zehnte auf mich! G. B. S.

an die große Glocke gehängt hätte. Dadurch stempelte sie ihn erst zum Helden. Denn es liegt ja im Wesen des Publikums, die Leute anzubeten, die man vorher furchtbar leiden ließ. Und ich habe sogar häufig gesagt, daß das Christentum neunzig Prozent seiner frommen Verehrer einbüßen würde, wenn die Kreuzigung sich als Fabel erweisen ließe und wenn Christus überführt werden könnte, daß er betagt und in behaglichen Lebensverhältnissen gestorben sei.

Wir müssen versuchen, uns auszudenken, wie wir Oscar beurteilt haben würden, wenn er ein normaler Mensch gewesen wäre und sich in der gewohnten, achtbaren Weise zu Tode gegessen hätte wie sein Bruder Willie. Beiläufig dient uns dieser Bruder sozusagen als Fingerzeig, denn Willie, der genau dieselbe Erziehung und die gleichen Aussichten hatte, muß von der Literaturgeschichte als gewöhnlicher, unbedeutender Journalister barmungslos ausgeschaltet werden. Nun gesetzt den Fall, Oscar und Willie wären beide an dem Tage gestorben, ehe Queensberry die bewußte Karte im Klub abgab! Dann hätte man Oscar als Schöngeist und Dandy doch im Gedächtnis behalten und ihm in der dramatischen Kunst ein Plätzchen neben Congreve angewiesen. Und ein Band seiner Aphorismen hätte neben La Rochefoucaulds „Maximes" auf dem Bücherbrett mit Ehren bestehen können. Wir hätten allerdings „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading" und „De Profundis" entbehren müssen, aber er würde dennoch im „Dictionary of National Biography" eine ansehnliche Rolle gespielt haben und wäre auch außerhalb des Lesesaals im Britischen Museum gelesen und zitiert worden.

In der „Ballade vom Zuchthaus zu Reading" und in „De Profundis" spricht es meines Erachtens sehr zu Oscars Gunsten, daß er zwar mit ehrlichem, tiefem Empfinden gegen die Grausamkeit protestiert hat, die unser jetziges System bei der Allgemeinbehandlung der Kinder und Gefangenen kennzeichnet, aber nicht überzeugungs- und verständnisvoll* über seinen eigenen persönlichen Anteil an diesem Leiden zu schreiben vermocht hat. Abgesehen von der Stelle, die uns schildert, wie er auf dem Bahnhof „Clapham Junction" an den Pranger gestellt wurde, enthält sein Buch „De Profundis" kaum eine Zeile, die er nicht ebensogut

* Eine ausgezeichnete Kritik.

fünf Jahre früher als literarisches Kunststück zuwege gebracht hätte. Aber in der „Ballade" beweist er, trotzdem sie in der Form und im Rhythmus von Coleridge entlehnt ist, daß er andere bemitleiden konnte, während er sich selbst nicht ernstlich bemitleiden konnte. Und ich glaube, das darf man gegen den Vorwurf geltend machen, daß er selbstsüchtig gewesen ist. Gewiß war er äußerlich in den gewöhnlichen Lebensbetätigungen, zum Unterschiede von der literarischen Betätigung, die sein Genius verrichtete, infolge seines Gigantismus träge und schwach. Wie ein unbrauchbarer Trinker und Schwindler ist er zugrunde gegangen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß der mehrfache Verkauf des Entwurfs zu dem Lustspiel „Mr. and Mrs. Daventry" schwindelhaft war, insofern als er auf eine Täuschung der Käufer ausging und keinen durchsichtigen Vorwand zur Bettelei bildete. Trotz alledem wirkt er in seinen Schriften nicht als ein selbstsüchtiger oder niedriggesinnter Mensch. In dem unterdrückten* Teil seines Werkes „De Profundis" zeigt er sich von seiner schlechtesten und schwächsten Seite; aber meines Erachtens wäre es aus verschiedenen Gründen besser gewesen, ihn zu veröffentlichen. Denn manche seiner persönlichen Schwächen werden durch die erstickende Enge seines Tageslaufs erklärt, die für einen Menschen verderblich war, der im großen Getriebe des öffentlichen Lebens am Platze gewesen wäre. Und die Verheimlichung ist von Übel; denn erstens weckt sie beim Publikum den Glauben, daß dieses Dokument, das nichts Schlimmeres berichtet als ein paar Kabbeleien zwischen zwei empfindlichen Müßiggängern, allerlei Greuel verbirgt. Und zweitens ist es doch offenbar ungeheuerlich, daß gegen Douglas ein Torpedo geschleudert wird, welcher darauf eingestellt ist, erst nach seinem Tode zu explodieren. Der Torpedo ist ein sehr ungefährlicher Feuersprüher, denn er enthält nichts, was nicht aus Douglas' eigenem Buche erraten werden kann. Aber das Publikum weiß das nicht.

Nebenbei hat die Ironie des Schicksals dem Sohn des Marquis von Queensberry einen ziemlich humoristischen Streich gespielt, denn als Buße für seine Sünden muß er sich eine unvorschriftsmäßige Tracht Schläge unter dem Ringkämpfergürtel gefallen lassen.

---

* Dasselbe habe ich auf meine Art gesagt.

Nachdem Sie nun Oscar Wildes beste Lebensgeschichte geschrieben haben, müssen Sie uns Frank Harris' beste Lebensgeschichte schenken. Sonst wird der Mann, der den Hintergrund Ihres Werkes bildet, der Nachwelt* überliefert werden als der Held meiner sehr unzulänglichen Einleitung zu Shakespeares „Dark Lady of the Sonnets" (Die dunkle Dame in den Sonetten).

G. Bernard Shaw.

---

* Ein charakteristischer Funke des Shawschen Humors. Er ist ein bedeutender Karikaturenzeichner, aber kein Bildnismaler.

Wenn er an meine keltischen Gesichtszüge und meine streitbare amerikanische Freimütigkeit denkt, schildert er mich als einen kampflustigen Menschen, einen Seeräuber, einen „Kapitän Kidd". In seiner Einleitung zu Shakespeares „Fair Lady of the Sonnets" (Die helle Dame in den Sonetten) lobt er meine „fast krankhafte Mitleidsfähigkeit" und sagt, daß ich „durch Mitleid wissend bin". Dann preist er mich als Propheten, ohne zu bemerken, daß sich aus einem mitleidigen Weisen, Propheten und Seeräuber ein unmenschlicher Übermensch ergeben würde.

Ich werde für Shaw mehr tun, als er für mich zu tun vermochte. Er ist die erste Gestalt meines neuen Buches „Contemporary Portraits" (Zeitgenössische Bildnisse). Da habe ich sein Bild von der besten Seite dargestellt, — so, wie ich ihn gern vor mir sehe. Und künftig wird er versuchen müssen, meine Auffassung zu rechtfertigen, und das wird ihn — wie ich fürchte — in Atem halten!

Gott steh mir bei! *G. B. S.*

INHALT

Einleitung 7

Erster Teil

Oscar Wildes Eltern vor Gericht 13

Oscar Wildes Schulzeit 28

Auf dem Trinity College in Dublin und dem Magdalen College in Oxford 38

Belehrende Einflüsse: Oscars Gedichte 47

Oscars Zwist mit Whistler und seine Vermählung . . . 64

Oscar Wildes Glaube und Kultus 76

Oscars großer Ruf und Gefolgschaft 84

Oscars Entwicklung zur schöpferischen Eigenart um das Jahr 1890 91

Im Sommer des Erfolges: Oscars erstes Bühnenstück . . 106

Die erste Begegnung mit Lord Alfred Douglas 114

Die bedrohliche Wolke zieht näher 123

Notsignale: Die Herausforderung 136

Oscar schreitet gegen Queensberry ein und unterliegt . . 156

Wie geniale Menschen in England gemartert werden . . 175

Die Königin gegen Wilde: Das erste Gerichtsverfahren . 198

Der Fluchtplan wird abgemacht. Das zweite Gerichtsverfahren und der Urteilsspruch 220

Zweiter Teil

Die Gefangenschaft und die Wirkungen der Strafe . . . 245

Milderung der Strafe, aber kein Straferlaß 262

Erntedank: Sein erstes Werk 275

Die Folgen seines zweiten moralischen Sturzes. Seine Genialität 307

Seine Eifersüchtelei, seine Liebe zum Leben und sein Hang zur Trägheit 326

„Eine große romantische Leidenschaft“ 338
Sein Urteil über Schriftsteller und Frauen 351
Unsere Erörterungen über sein „Lieblingslaster“ und über die Bestrafung 365
Hoffnungslos 381
Das Ende 398
Schlußwort 405

Anhang

Mein kühles Benehmen gegen Oscar Wilde im Jahre 1897 413
Die Widmung zu dem Lustspiel „Ein idealer Gatte“ . . 422
Oscars letzte Tage 423
Ein letztes Wort 434

Erinnerungen an Oscar Wilde von Bernard Shaw

Einleitung 441
Meine Erinnerungen an Oscar Wilde 443

WERKE VON OSCAR WILDE

*

DE PROFUNDIS

Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading
33. Auflage

*

EINE FLORENTINISCHE TRAGÖDIE

6. Auflage

*

ÄSTHETISCHES UND POLEMISCHES

2. Auflage

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

7,50